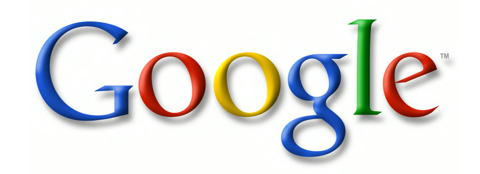
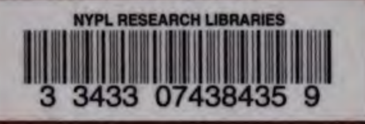
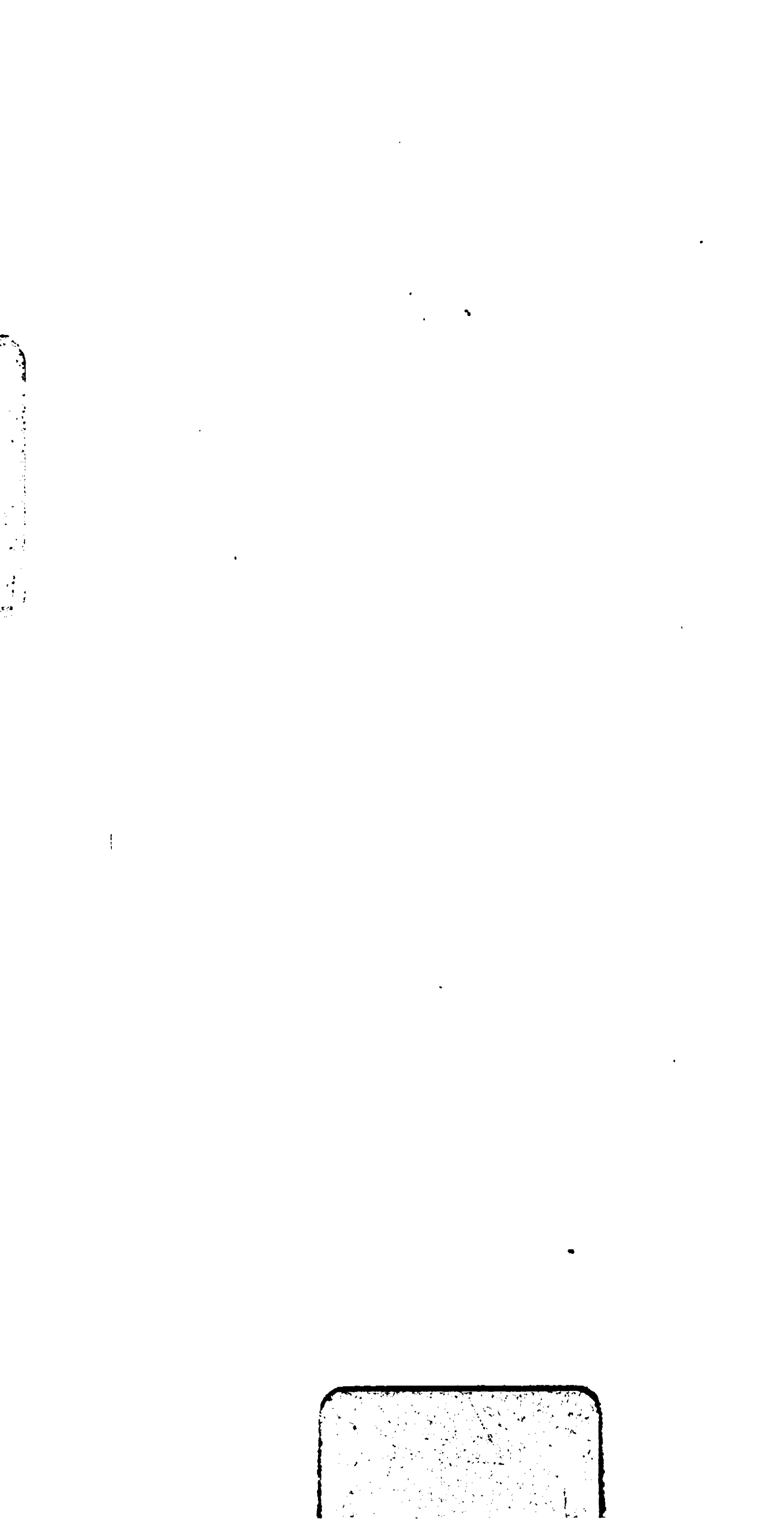
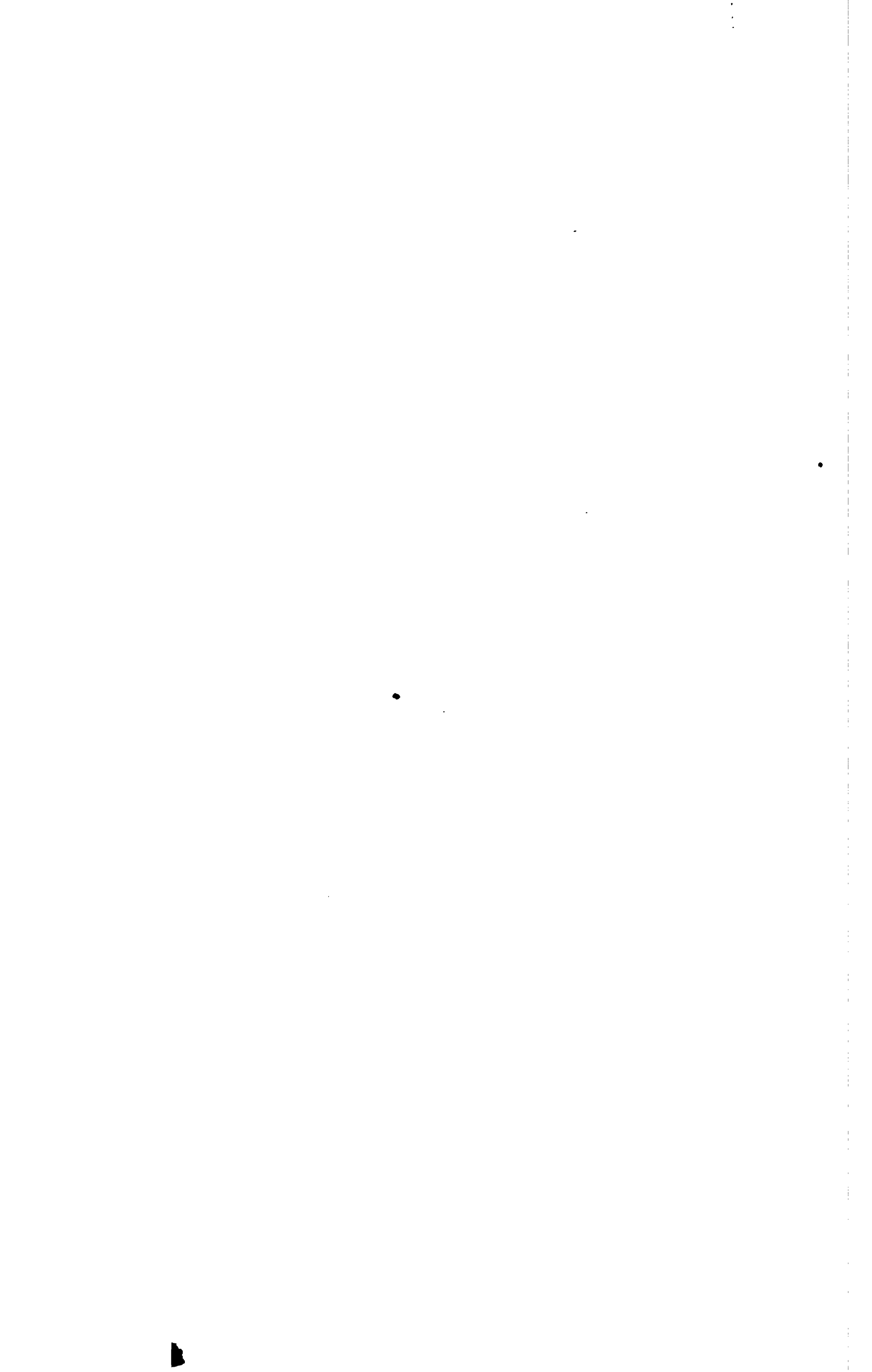
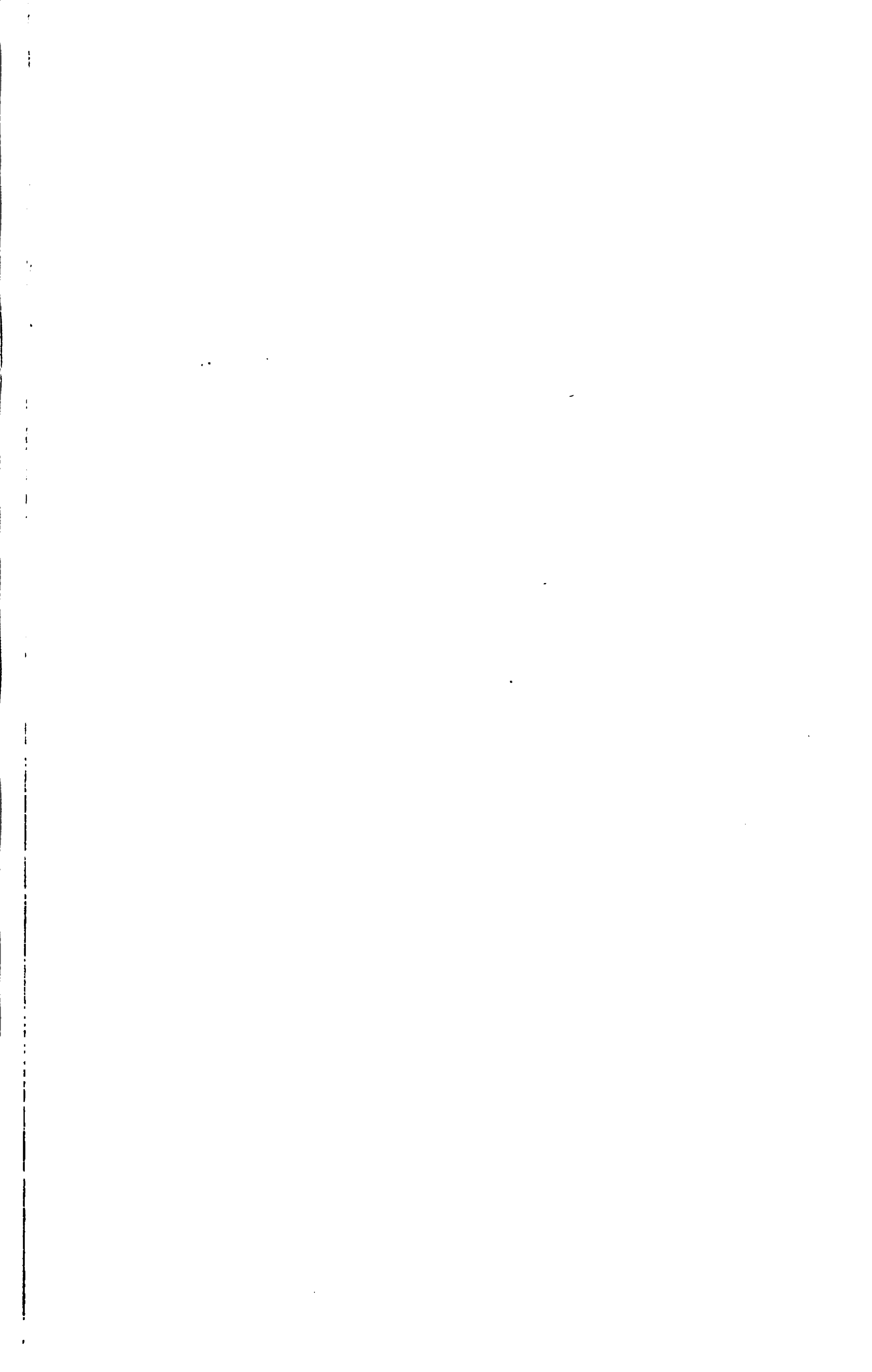


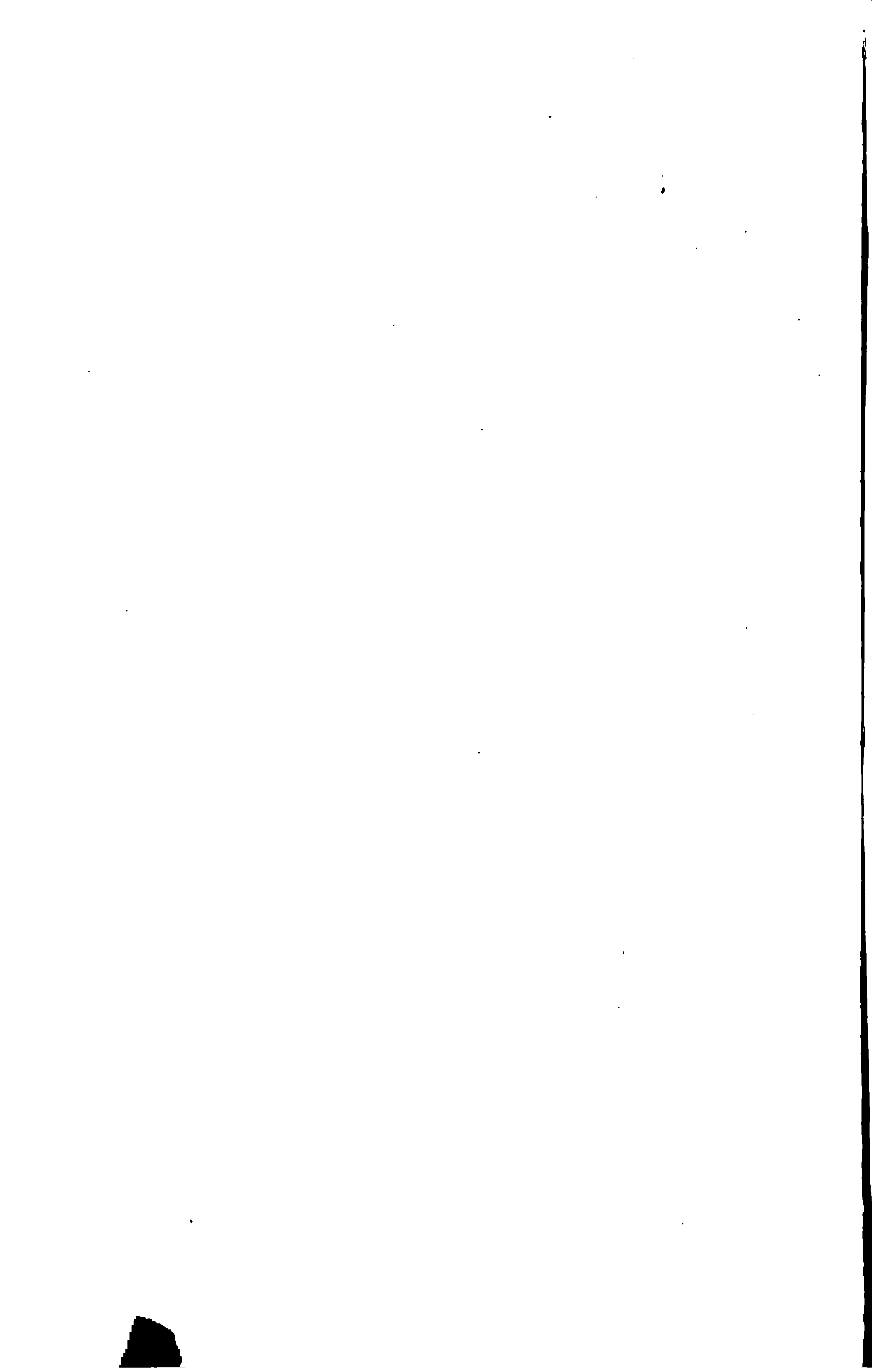

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07438435 9









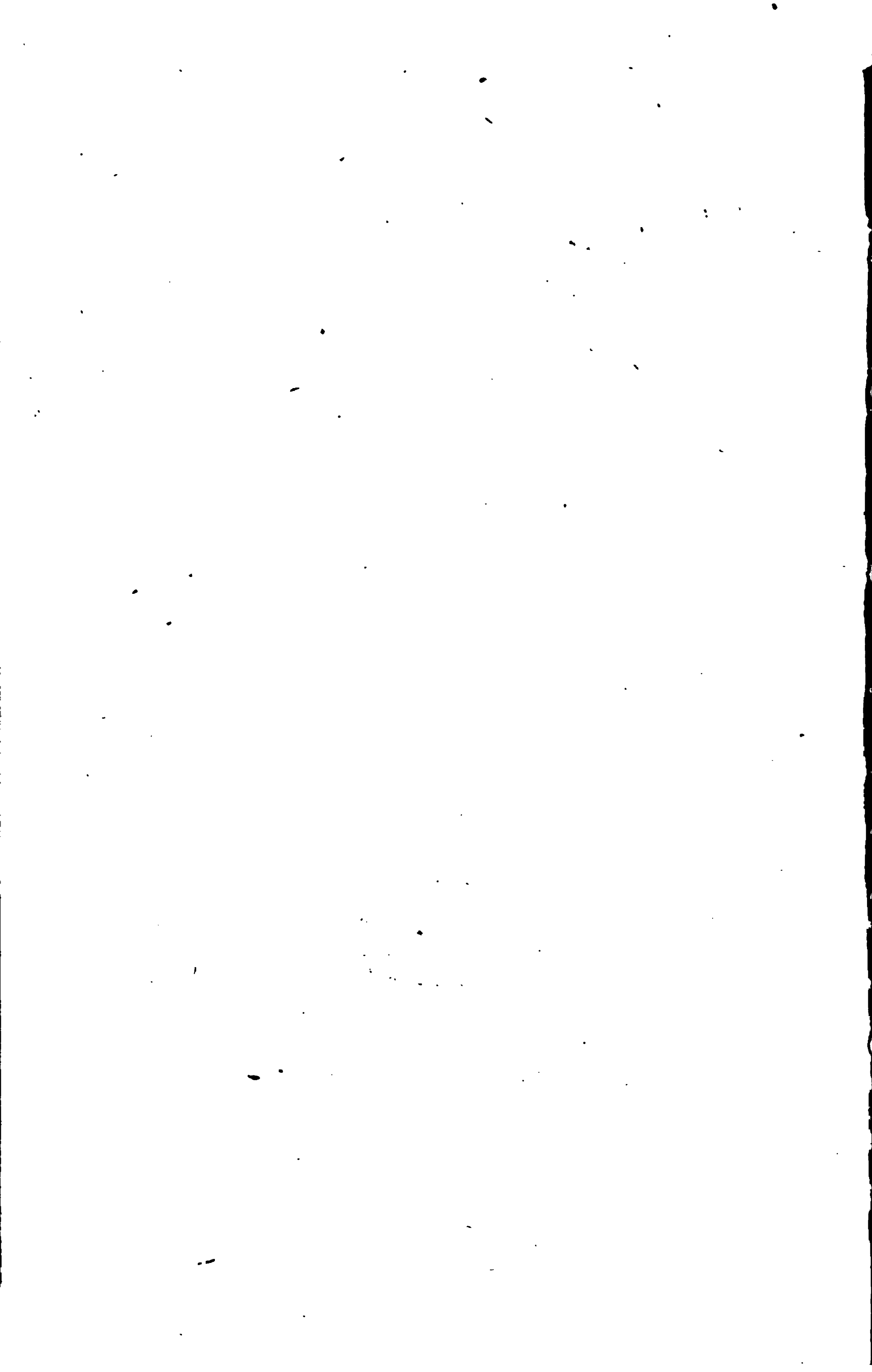


NORDISCHE

REISEN UND FORSCHUNGEN

von

Dr. M. Alexander Castrén.



M. ALEXANDER CASTRÉN'S

ETHNOLOGISCHE VORLESUNGEN

ÜBER

DIE ALTAISCHEN VÖLKER

NEBST

SAMOJEDISCHEN MÄRCHEN

UND

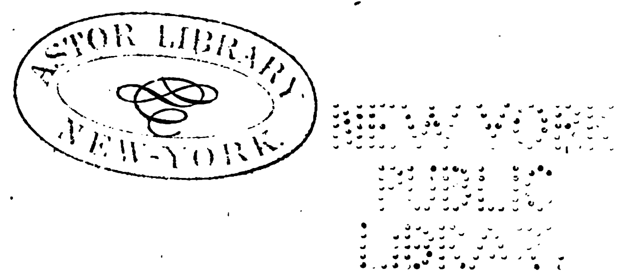
TATARISCHEN HELDENSAGEN.

IM AUFTRAGE DER KAISERLICHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

Anton Schiefner.



St. Petersburg.

Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

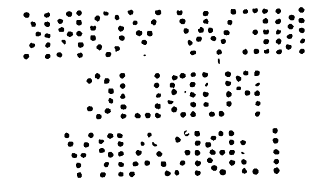
1857.

Zu haben bei Eggers et Comp., Commissionairen der Akademie, in Leipzig bei Leopold Voss.

(Preis: 1 Rbl. Silb. = 1 Thlr. 3 Ngr.)

Gedruckt auf Verfügung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.
Im August 1857.

K. Wesselowsky,
stellvertretender beständiger Secretär.



VORWORT.

Der vorliegende Band der nordischen Reisen und Forschungen ist nach der im Laufe dieses Jahres von Herrn Carl Gustav Borg in Helsingfors zum Druck besorgten schwedischen Ausgabe übersetzt worden. Wie Herr Borg in seinem Vorwort richtig bemerkt, hat Castrén seine *ethnologischen Vorlesungen* keineswegs vollständig ausgearbeitet oder druckfertig hinterlassen. Castrén's Bestätigung als Professor an der Alexander-Universität erfolgte rascher, als man es vermuthen konnte, da der hohe Kanzler der Universität, unser jetzt regierender Kaiser und Herr ihm am 14. März 1851 höchsteigenhändig das Berufungsdiplom zu übergeben geruhte. In Folge dessen sah sich Castrén auch veranlasst ohne den mindesten Aufenthalt sofort seine Vorlesungen anzutreten. Nach seiner Antrittsvorlesung am 6. Mai eröffnete er den vorliegenden Cursus mit Vorlesungen über die Ethnologie der altaischen Völker, welche er viermal wöchentlich im Laufe des Maimonats hielt. Er schrieb dieselben fast ohne alle Vorbereitung mitten unter dem Drange verschiedener Amtsgeschäfte nieder und ward dabei noch hin und wieder durch Unwohlsein aufgehalten. Um so nachdrücklicher müssen wir bitten

die S. 153 f. ausgesprochenen Schlussworte Castrén's in ihrem ganzen Umfange zu beherzigen.

Bevor Castrén den Entschluss fasste vorliegende Vorlesungen in ihrem jetzigen Umfange zu halten, beabsichtigte er mit Rücksicht auf den bald bevorstehenden Schluss des Frühlings-Semesters nur die Ethnographie der finnischen oder tschudischen Familie vorzutragen und schrieb zu diesem Behufe einen Theil nieder, den er später mit einigen kleinen Veränderungen für die ethnologischen Vorlesungen benutzte und wodurch auch die in diesem Theil vorkommende grössere Ausführlichkeit ihre Erklärung findet. Der die Ostjaken betreffende Abschnitt ist der von Castrén beabsichtigten und zum grossen Theil ausgearbeiteten ethnographischen Schilderung dieses Volkes entnommen, welche auch schon in den Reiseerinnerungen S. 286—308 Platz gefunden hat. Das Capitel über die Wogulen hat Herr Borg nach einem von Castrén hinterlassenen Entwurf ausgearbeitet, da sich das eigentliche Manuscript dazu nicht im Nachlasse vorgefunden hat. Der eigentlich sogenannte finnische Volksstamm ist in grösster Kürze und nur theilweise abgehandelt, da Castrén demselben nur die letzte halbe Stunde seiner zwölf Vorlesungen widmen konnte.

Dass sich eine ziemliche Anzahl von grössern oder kleinern Versehen bei einer so raschen Ausarbeitung dieser Vorlesungen eingefunden hat, darf niemand Wunder nehmen; auch sind mehrere derselben von dem Herausgeber nach Möglichkeit entfernt worden. Dass eine Ueberarbeitung der Vorlesungen durch Castrén selbst vieles anders gestaltet hätte, braucht nicht erst bemerkt zu werden. In einigen Fällen hat ihn sein sonst so ausgezeichnetes Gedächtniss verlassen oder irregeführt. Namentlich darf es nicht unerwähnt

bleiben, dass das auf S. 11 folg. über H. von Baer's Artikel über den Karagassenschädel Gesagte einer wesentlichen Berichtigung bedarf. Wenn auch die Karagassen jetzt einen türkischen (tatarischen) Dialekt sprechen, so hat die Nachbarschaft der Burjäten denselben sehr stark afficirt und Castrén selbst fand (Reiseberichte und Briefe S. 388 folg.) «schon bei einer oberflächlichen Betrachtung bei verschiedenen Karagassen solche Züge, die von einer samojedischen Herkunft zeugen» und entdeckte in der ganzen Lebensweise der Karagassen manches, «was unverkennbar ein Erbe von den Samojeden ist.» Ebenso wenig ist es ein Missgriff Middendorff's, wenn er den Porträts der *Timan-Samojeden* in allem die Kennzeichen der mongolischen Race zuschreibt, während andererseits die *Kanin-Samojeden* ihm dem finnischen Völkerschlage in hohem Grade nahezustehen scheinen; sind auch beide Samojedenstämme jetzt an Sprache, Sitten und Lebensweise in innigster Verwandtschaft unter einander, so ist damit noch keineswegs die im Laufe der Zeit energisch fortarbeitende Macht der Assimilation auf die Seite geschoben. Führt doch Castrén selbst (Reiseberichte und Briefe S. 331) an, dass es samojedische und jenissei-ostjakische Stämme giebt, die zuerst tatarisirt und dann russificirt worden sind. Vergl. ebendaselbst S. 360.

Die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes bilden die von Castrén ins Schwedische und dann von dem Unterzeichneten ins Deutsche übertragenen samojedischen Märchen und tatarischen Heldensagen. Zwei andere samojedische Märchen sind bereits in den Reiseberichten und Briefen S. 175—182 abgedruckt worden, wozu die unter den Sprachproben hinter den samojedischen Wörterverzeichnissen aufgenommenen S. 311—401 zu vergleichen sind. Ausser

den hier mitgetheilten tatarischen Heldensagen hat Castrén noch einige andere im tatarischen Original gesammelt, deren eines als Sprachprobe der koibalischen und karagassischen Sprachlehre beigegeben werden wird. Vielleicht ist es dem Unterzeichneten bald möglich eine rhythmische Bearbeitung mehrerer solcher Sagen den Freunden epischer Poesie vorzulegen.

Nicht darf es unerwähnt beiben, dass wir das Inhaltsverzeichniss dem Fleisse des Herrn C. G. Borg verdanken.

A. Schiefner.

St. Petersburg, den 8. (20.) August 1857.

Inhaltsverzeichniss.

VORLESUNGEN ÜBER DIE ALTAISCHEN VÖLKER.

Einleitung. S. 1—21.

Gegenstand der Vorlesungen. Praktische Sprachkenntniss. S. 1. — Philologie in gewöhnlicher Bedeutung. S. 2. — Linguistik oder vergleichende Sprachenkunde; historische und philosophische Sprachforschung. S. 3. — Ethnographie, vergleichende Völkerkunde; ihre grosse Wichtigkeit für die Aufhellung der Vorzeit der Finnen. S. 8. — Verwandtschaft des finnischen Volks mit den übrigen Volksstämmen; gegen die Physiologen und Anatomen, Unsicherheit der Kraniologie. S. 10.

Zu welcher Menschenrace muss der finnische Volksstamm gerechnet werden? Verschiedene Ansichten der Physiologen und Philologen. Castrén wählt aus sprachlichen Gründen die Benennung *altaische* Völker, welche die Finnen, Samojeden, Türken, Mongolen, Tungusen u. s. w. umfasst. S. 13. — Eintheilung der Sprachen in drei Classen: in einsilbige, agglutinirende und Flexionssprachen; ihr allgemeiner Charakter und ihr Verhältniss zu einander. S. 14. — Die Agglutination der altaischen Sprachen und andere Uebereinstimmungen. S. 17.

Der Name *Tatar* und dessen fünffache Bedeutung u. s. w. Gründe, weshalb die gewöhnliche Benennung *tatarisch*, ebenso wie die von einigen gebrauchten Namen *skythisch* und *turanisch* gegen die Benennung *altaisch* vertauscht werden. S. 18.

Tungusen. S. 21—33.

Volkscharakter. Die Mandshurei, die eigentliche Heimath der Tungusen; von dort aus verbreiten sich zahlreiche Zweige im östlichen Sibirien und lassen sich an verschiedenen Stellen nieder; kleinere Stämme

und deren verschiedene Namen, z. B. *Boje, Donki, Lamuten, Önön* oder *Önönki, Tschapogiren* u. s. w. Anzahl der Tungusen. S. 21. — Eintheilung und Lebensweise der russischen Tungusen, zum grössten Theil sind sie Nomaden und der Religion nach Schamanen; die Wald-Tungusen, das idealste Jägervolk Sibiriens, Fischer's Aeusserung über dieselben: ihre Raschheit, Beweglichkeit und Eleganz. S. 22.

Die chinesischen Tungusen oder Mandshu, ebenfalls in verschiedene Stämme getheilt. Junge Ahnen des Mandshu-Stammes. S. 24. — Nachrichten der chinesischen Chronikenschreiber über den noch fortdauernden Stamm *Sutschin, Shudschi* oder *Njutschi* im 11ten Jahrhundert vor Ch. G. S. 25. — Die *Ylen* oder *Ylin*, ihre Wohnungen und rohe Sitten. S. 25. — Die *Muky, Mokho* oder *Moho* im fünften Jahrhundert nach Ch. G., ihre Wohnsitze und rohe Lebensweise. S. 26. — Die nördlichen und südlichen *Chy-Goey*, ihre Wohnsitze und Lebensweise. S. 27. — *Khitan* oder *Liao*, ein Stamm unter den südlichen *Chy-Goey*; das so mächtige khitansche Reich wird von *Apaokhi* gestiftet, Sage von ihm; Ausdehnung dieses Reichs in Hochasien und Bestand desselben von 907 bis 1125; die Cultur der Khitan nach chinesischem Vorbilde. S. 28. — Das Reich der Khitan durch die *Kin-Dynastie*, von tungusischer Herkunft, gestürzt; Erweiterung der Herrschaft der letztern innerhalb China's Gränzen und ungefähr 100jähriges Bestehen derselben; 1235 von Tschingis-Chan's Nachfolger zerstört. S. 29. — Die Tungusen zuerst unter mongolischer, dann unter chinesischer Herrschaft bis zum Auftreten der Mandshu-Dynastie; ihre ungewöhnliche Ausdehnung und Begründung durch *Thai-tsung*, der 1634 Kaiser von China wird; China seit der Zeit mit Macht und Klugheit von dieser Dynastie regiert: mächtiger Einfluss der chinesischen Bildung auf alle einfallenden Stämme, Plath's Darstellung dieser Verhältnisse. S. 30.

Rückblick auf das Vorhergehende. Die jetzige Mandshurei nach den Angaben der Jesuiten und russischer Kosakenexpeditionen von mehreren Nationalitäten bewohnt, namentlich von *Kurilen* oder *Ainos* auf der Insel Tarakai oder Sahalien, *Giljat* oder *Giljaki* und *Natki*, Jakuten und Burjäten, *Koelka-Tatseu* und vielen echten Tungusenstämmen, den *Solonen, Targusinen, Dauren* u. s. w. S. 31. — Verschiedenheit der Sitten und Lebensweise dieser Stämme, ihre Religion schamanisch S. 32.

Mongolen. S. 33—53.

Ausdehnung des mongolischen Volksstammes nicht allein in Hochasien, sondern auch im südlichen Sibirien und Russland und Eintheilung

in *Ostmongolen*, *Burjäten* und *Kalmücken*, Wohnplätze der drei Zweige. S. 33. — Trägheit der Mongolen, frühere Grösse und schlummernde Kräfte; Einfluss des Buddhismus. S. 34.

Die ältesten Schicksale des mongolischen Stammes in Dunkelheit gehüllt, Sanang-Setsen Chungtaidshi, ein mongolischer Geschichtsschreiber, Raschid-eddin, Abulghasi u. m. a. muhammedanische Schriftsteller, alle unzuverlässig; die chinesischen Chroniken die sichersten Quelle für die Mongolen. S. 35. — Die Frage über die türkische oder mongolische Abstammung der *Hiongnu* und der abendländischen *Hunnen* von neuern Gelehrten vielfach behandelt, aber noch nicht ausgemacht. S. 35. — Nächst den Hiongu erwähnen die chinesischen Annalen die *Muky*, *Mokho* oder *Moho;* ferner kommen im zehnten Jahrhundert die Namen *Munggu* oder *Munggus*, *Mungku* oder *Mungkus* vor und schon früher der zweifelhafte Name Tata (Tata-öl). S. 37. — Einige historische Daten aus diesen Quellen über die in Rede stehenden tatarischen oder mongolischen Völker. S. 37.

Die eigentlichen *Mongolen* sind den tungusischen Dynasten der Khitan und Kin lange Zeit tributpflichtig; dennoch werden während dieser Zeit mächtig gewordene Stämme: die *Mungku*, *Taitschin* und *Kelie* (*Kerit*) genannt, die später von dem zum Stamm der *Tata* oder der schwarzen Tataren gehörenden Tschingis-Chan vereinigt werden, ausserdem weisse, Wasser- oder wilde Tataren; ihre Schicksale, *Jesugei*, Tschingis-Chan's Vater. S. 38. — Tschingis-Chan giebt seinem eignen Stamm den Ehrennamen *Mongol* oder *Kökö-Mongol*, früher hiess er *Bede;* Eroberungen der Mongolen unter ihm und seinem Sohne *Oktai*, sowie unter *Mangu-* und *Batu-Chan;* weite Ausdehnung des mongolischen Reichs und Herrschaft des Gross-Chans in China; nach Oktai's Tod, 1243, unter *Kublai-Chan* zerfällt es in eine Menge kleiner Reiche und die Macht der Mongolen wird vernichtet. S. 39. — Unter *Tamerlan* oder *Timur*, sowie unter *Babur* (dem Grossmogol) und *Bosi-Chan* (im 15ten Jahrhundert) bilden die Mongolen wieder mächtige Dynastien, sinken aber dann zu Vasallen anderer Reiche, namentlich China's, herab. S. 41. — Verschiedene Benennungen des mongolischen Volks während seiner Blüte: *Juan*, *Tata*, *Tschachar*. Gegenwärtige Eintheilung der Ostmongolen *Schara-* oder *Scharaigol-* und *Kalka-Mongolen*, die erstern südlich, die letztern nördlich von der Wüste Gobi. S. 41.

Die *Kalmücken*, *Ölöt*, auch *Durban Oirad* genannt, bestehen aus vier Stämmen, nämlich *Dshungar*, *Turgut*, *Choschod* und *Turbet;* ihre frühern Schicksale unbekannt. Im Jahre 1671 stiftet *Galdan* ein kalmückisches

Reich in Hochasien; er wird von *Tse-Wang-Arabdan* besiegt, welcher das *dshungarische* Reich in *Ili* stiftet, von 1696–1757, da es von China erobert wurde. S. 42.—Verschiedene Mongolen- und Kalmückenstämme nehmen ihre Zuflucht zu Russland, unter ihnen die *Turguten*, 1772 aber ziehen diese und mehrere andere Kalmücken- und Burjätenstämme wieder auf das chinesische Gebiet zurück. S. 42.

Die *Burjäten* haben nie irgend eine Rolle in der Geschichte gespielt. Ihre Wohnsitze um den Baikal-See in Sibirien, ihre Anzahl, Bildung und Religion. Die Schriftsprache der mongolischen Stämme und ihre Litteratur. S. 43.

Geschichte *Tschingis-Chan's* nach Sanang-Setsen's mythischer Darstellung. S. 44—53.

Türken. S. 53—79.

Von den drei grossen Volksstämmen Hochasiens treten die Türken am frühesten in der Geschichte auf; ihre frühere Macht und jetzige Schwäche; ein tapferes Volk, zum grossen Theil Muhammedaner. S. 53. — Ihre älteste Geschichte; die fabelhaften Genealogien und Traditionen der muhammedanischen Geschichtschreiber in Betreff *Turks*, des Sohnes von Japhet, über die Brüder *Tatar* und *Mongol*, *Oghuz-Chan* und seinen Vater, *Uigur, Kiptschak* u. s. w. S. 53. — Die Türken schon früh in China's Annalen bekannt unter dem Namen *Chiunjü* (im 27sten Jahrhundert vor Ch. G.), *Chianjün* und *Chiongnu* oder *Hiongnu* (256 vor Ch. bis 263 nach Chr.); gegen sie wird die chinesische Mauer errichtet. S. 55. — Wilder und kriegerischer Charakter, Sitten und Lebensweise des Hiongnu-Volks nach chinesischen Quellen. S. 56.

Die fürstlichen Dynastien der Türken: *Toman* oder *Teuman* 214 vor Ch.; sein Sohn *Maotun*, der eigentliche Begründer des Chiungnu-Reiches; unter seinem Sohne *Laoschan* und seinem Nachfolger beständige Fehden mit den Chinesen; Theilung des Reichs in ein nördliches und südliches, 48 nach Ch.; baldiger Untergang der nördlichen Chiungnu's. S. 58. — Ihr Land wird von den *Sienpi*, einem Volke unbekannter Herkunft eingenommen; dieses gründet ein neues Reich im zweiten Jahrhundert und wird sammt den südlichen *Chiungnu* von dem Kaiser *Tsao-tsao* nach China gerufen. S. 58. — Neue Reiche in Hochasien in den folgenden Jahrhunderten: das Reich der *Topo* oder *Wei* und *Jeujen* oder *Tseutsen*, beide von geringer Bedeutung und kürzerer Dauer. S. 59. — Entstehung des *Tukiu-Volks* und seiner Herrschaft am Altai, nach einer chinesischen Sage, die Wölfin und ihr Sohn *Assena* oder *Tsena;* dieselbe Sage auch

von Abulghasi erzählt, *Kajan* und *Nagos*. S. 61. — Ihr Fürst *Burte-Tschino*, der Stammvater des *Tumen*, der im Verein mit dem *Topo* der Herrschaft der *Tseutsen* im Jahre 546 ein Ende machte; *Mokan-Chan*, Tumen's Sohn, gründet wiederum ein grosses Reich in Hochasien und unterhandelt mit Justinus II., wodurch der Name der Türken in Europa bekannt wird. Zemarchus als Gesandter bei den Türken, nach der Schilderung des Theophanes. S. 62. — Damalige Cultur und heidnische Religionsgebräuche der Türken. Das Tukiu-Reich wird 745 von dem Uigurenvolke *Chuiche* oder *Kaotsche* zerstört. S. 63. — Die türkische Abstammung der Uiguren jetzt ausgemacht: ihre uralte Schrift, Litteratur, ungewöhnlich hohe Bildungsstufe und Religion; chinesische Charakteristik derselben im 10ten Jahrhundert; nach den Zeiten Tschingis-Chans verlieren sie allmählich ihre eigenthümliche Cultur und ihren Namen. S. 64. — Aelteste Wohnsitze des Uigurenstammes, die östlichen oder Kaotsche-Uiguren und die westlichen oder *Kiuschi* und *Kaotschang-Uiguren*; ihre Streitigkeiten unter einander und endliche Unterwerfung zuerst durch China und dann durch Tschingis-Chan. S. 67.

Zweige der Uiguren sind: die *Usbeken* (*Gos* oder *Gus*), ihre Wohnsitze; ebenso die *Seldshuken* und die gegenwärtigen *Ottomanen*. Ausser diesen Völkern werden in der Geschichte noch eine Menge anderer weniger bekannter türkischer Stämme aufgezählt: die *Turkomanen*, *Nogaier*, *basianischen Türken*, *Kumüken*, *Baschkiren*, *Meschtscherjäken*, *Tschuwaschen*, *Teptjären* (die vier letztern von finnischer Abstammung), *Kara-Kalpaken* und *Kirgisen*, ihre früheren und jetzigen Wohnsitze, theils in Asien, theils in Europa; die *Ussunen*, *Jeti* und *Tingling*, verschwundene Völker. S. 67.

Uebersicht sämmtlicher besprochener *hochasiatischer Dynastien* in chronologischer Ordnung. S. 69.

In ältern Zeiten aus Hochasien nach Europa gekommene sogenannte türkische Volksstämme: einige Worte über die allgemein bekannten Völker der *Skythen* und *Hunnen*. S. 71. — 1) Die *Alanen*. S. 71. — 2) Die *Roxolanen*. S. 73. — 3) Die *Avaren* und *Morlaken*. S. 73. — 4) Die *Bulgaren*. S. 74. — 5) Die *Chasaren*. S. 75. — 6) Die *Petschenegen*. S. 76. — 7) Die *Usen*. S. 77. — 8) Die *Kumanen* oder *Komanen*. S. 78. — Kurze Schilderung der Herkunft und der Geschicke eines jeden dieser Völker.

Samojeden. S. 79—87.

Ausgedehntes Gebiet und geringe Anzahl der Samojeden; die Tundern an den Küsten des Eismeers; Nomaden und Fischer; der Acker-

bau als Mittel ihrer zukünftigen Civilisation, aber auch der Untergang ihrer Nationalität. S. 79. — Zu welcher Menschenrace gehören die Samojeden? Drei verschiedene Ansichten der Physiologen. Nahe Verwandtschaft mit dem finnischen Stamm in sprachlicher Hinsicht. S. 81. — Eintheilung der Samojeden in: 1) *Jurak*-, 2) *Tawgy*- und 3) *Ostjak-Samojeden*, nebst den zwei kleinern Zweigen: *Jenissei-Samojeden* und *Kamassinzen*; Gebiet und Lebensweise der einzelnen Zweige. S. 82. — Hervorgehen des samojedischen Stammes aus dem Altai, in der Gegend des sajanischen Gebirges; Ueberreste derselben in diesen Gegenden, ausser den Kamassinzen: *Koibalen*, *Matoren*, *Karagassen* und *Sojoten*, jetzt reine Türken. S. 89. — Ursache der Samojedenwanderung nach Norden, Berührung mit andern, namentlich finnischen Stämmen; die Tundern westlich vom Ural früher von Finnen bewohnt. S. 75.

Jenissei-Ostjaken. S. 87—88.

Die sogenannten Jenissei-Ostjaken gehören in Hinsicht auf ihre Sprache nicht zum altaischen Stamm, sind aber Ueberreste eines aus dem sajanischen Gebirge hervorgegangenen Volksstammes; ihre gegenwärtige Anzahl, ihre Wohnsitze am Jenissei und dessen Nebenflüssen, ihre Lebensweise und Religion. S. 87. — Zu ihnen gehören auch die frühern *Arinen* oder *Arinzen* und *Assanen*, die jetzt Türken sind, sowie die *Kotten*; der Agulsche Uluss. S. 87.

Finnen. S. 88—154.

Die finnischen oder tschudischen Völker, gegenwärtig sehr zersplittert und weit verbreitet, aber nächst den Samojeden die am wenigsten zahlreichen von den altaischen Völkern; ihr Christenthum und ihre höhere Cultur; die Ungarn und Finnen. S. 88. — Zeit der Einwanderung und Niederlassung in Europa; die *Fenni* des Tacitus; die Finnen die Ureinwohner Russlands: Spuren derselben auch in Skandinavien und andern europäischen Ländern; in Russland noch heut zu Tage manche finnische Völkerschaften ausser den bereits verschwundenen *Muroma*, *Merja*, *Petschtschori* u. s. w. S. 89. — Eintheilung der finnischen Völker in vier Gruppen oder Familien: 1) die *ugrischen*, 2) die *bulgarischen* oder *Wolga*-, 3) die *permischen* und 4) die *finnischen* Völker im engern Sinn; ausserdem *Baschkiren*, *Mestscherjäken* und *Teptjären*, türkisch-tatarische oder finnische Stämme, kurze Schilderung derselben, ihre Wohnsitze und ihre Anzahl. S. 91.

1) *Ugrische Finnen*. S. 93—132.

Das sogenannte *Ugrien*, *Jugrien* oder *Jugorien* am Ob und Irtysch belegen, jetzt von Ostjaken und Wogulen, den früher sogenannten *Ugriern* oder *Jugriern* bewohnt; südlich von ihnen wohnten *Unoguren*, *Saraguren* und *Urogen*, die später unter dem Namen *Uguren*, *Uiguren* und *Ungarn* bekannt wurden. S. 93. — Sprachliche und historische Betrachtungen; Versuch, gegen Klaproth's Ansicht, die Verwandtschaft der türkischen *Uiguren* mit den finnischen *Uguren* oder *Uiguren* auf Grundlage der Uebereinstimmung der Sprache, Ursitze, Ortsnamen und Traditionen sowie ihrer Namen selbst nachzuweisen. S. 94. — Schicksal der Ugrier, nachdem sie ihre hochasiatische Heimath verlassen haben, nach Nestor und Lehrberg: zuerst Nowgorod tributpflichtig; im 14. Jahrhundert entsteht das sibirische Reich des *On* oder *Onsom; sein* Nachfolger; Jugrien 1499 eine russische Provinz; *Jermak* und *Kutschum-Chan*. S. 103.

a) Ostjaken.

Ethnographische Schilderung der obdorschen Ostjaken, der einzigen, die ihre altpatriarchalische Verfassung und ihren Schamanencultus beibehalten haben; ihre Sitten und Lebensweise. S. 106—128.

b) Wogulen.

Die Wogulen mit den Ostjaken nahe verwandt: *Mansi*, ein beiden gemeinsamer Name; ihr Aussehen nähert sich dem der Mongolen oder Kalmücken. Unwahrscheinliche Tradition über ihre frühern Wohnsitze. S. 136. — Gegenwärtiger Aufenthaltsort und Gränzen der Wogulen; ihre Lebensweise, ihre Religion und ihre Zahl. S. 128—129.

c) Ungarn.

Die ältern Wohnsitze der Ungarn am Ural, frühere Geschicke, Kriegsthaten und allmähliche Eroberung von Pannonien oder dem gegenwärtigen Ungarn, *Arpad* u. s. w.; Aufkommen der Szekler in Siebenbürgen. S. 129. — Hypothese in Betreff der Namen *Baschkir* und *Madschar*, die Baschkiren Nachkommen der Ungarn. S. 131. — Die spätern Schicksale der Ungarn allgemein bekannt.

2) *Wolga-Völker*. S. 132—135.

a) Tscheremissen.

Der Name Tscheremiss zuerst bei Nestor; sonst dürftige Nachrichten über dieses Volk, zuerst unter der bulgarischen Herrschaft und

dann unter der Botmässigkeit der kasanschen Tatarenchane (der Mongolen); die Tscheremissen streiten hartnäckig gegen die Russen, sind ausgezeichnete Bogenschützen. S. 132. – Der Religion nach zum grössern Theil Christen; jetzige Beschäftigung, Anzahl und Gebiet. S. 133. — Ueber den Namen *Mara*, *Merja* und *Muroma;* die bulgarischen Sprachen und Völker im Allgemeinen tatarischem Einfluss ausgesetzt, sowie die permischen dem slavischen. S. 134.

b) Mordwinen.

Kommen zuerst unter dem Namen *Mordens*, *Mordia* und *Mordwa* bei alten gothischen, byzantinischen und russischen Geschichtschreibern vor, jedoch giebt es nur wenige historische Data über sie; von Mongolen und Russen unterworfen. S. 134. — Die Mordwinen theilen sich in zwei Stämme: in *Mokschanen* und *Ersanen*. Wohnsitze nnd Lebensweise, gute Ackerbauer, sämmtlich Christen. S. 135.

3) *Der permische Stamm.* S. 136—142.

Permier, Syrjänen und Wotjaken.

Historische Bekanntheit der Permier, das alte Bjarmaland (am Weissen Meere), *Sawolotscheskaja Tschud;* das Flussgebiet der Kama ihr eigentlicher Stammsitz, *Komy-mort.* S. 136. — Die *Syrjänen*, von ältern Schriftstellern nicht erwähnt, nur ein Zweig der Permier; ihre jetzigen Wohnsitze. Geringe Anzahl der Permier und Syrjänen; von allen finnischen Stämmen am meisten russificirt; S. 136. — Die *Wotjaken* nennen sich selbst *Udy* oder *Ud-murt;* frühere und jetzige Wohnsitze an der Wjatka; Ackerbauer, wie die Permier und Syrjänen, einige noch jetzt Heiden. S. 137.

Unterschied zwischen den *Bjarmiern* der skandinavischen Sagen und den *Permiern* der russischen Chroniken. Grosspermiens Bewohner und Gebiet, nach russischen Angaben. S. 137. — Alter Handelsweg der Permier nach Jugrien (1096) und ihr Handel mit dem Orient; Stapelplätze in Bolgari, Tscherdyn und Cholmogor. S. 138. — Eroberungszüge der Nowgoroder und Unterjochung von Permien oder dem Sawolotschje-Land im 12ten Jahrhundert; die Wotjaken unter der Republik *Chlynow*, einer nowgorodschen Colonie, die *Wjatschanen;* moskausche Herrschaft vom 15ten und 16ten Jahrhundert. S. 139. — Der Bischof Stephan, Apostel der Permier im 14ten Jahrhundert. S. 141.

4) *Der finnische Stamm.* S. 142—154.

Die Finnen zuerst von Tacitus genannt, Streit der Gelehrten über dieselben; frühe und nahe Verwandtschaft der Lappen und Finnen und Ankunft im Norden um Christi Geburt. S. 142. — Die frühere Ausdehnung des finnischen Stammes über einen grossen Theil von Russland und das ältere Gebiet der verschiedenen finnischen Völker; die *Petscheren* die nördlichsten. S. 143.

Hauptzweige des eigentlichen finnischen Stammes: a) *Karjalaiset* (Karelen) und b) *Hämäläiset* (Tawaster) oder *Jam, Jem;* die *Quenen* oder *Kainulaiset*, ein Zweig der erstern, und die *Wessen* oder *Tschuden*, die *Woten* oder *Watjalaiset*, die *Ehsten* oder *Wirolaiset*, sammt den *Liven*, kleinere Zweige der letztern. S. 144.

Nachrichten des Bjarmaland-Fahrers Other und andere, die ältesten über unsere Vorfahren; ihren Bericht von den *Quenen* und *Quenland* um den nördlichen Theil des bottnischen Busens; Kämpfe mit den Karelen und Normannen; *Thorolf Quelduſsson* hilft 877 den Quenen gegen die Karelen; im 11ten Jahrhundert Schweden tributpflichtig und von den Bischof *Stenphi* oder *Simon* getauft. S. 146.

Aelteste Wohnsitze der *Karelen* in Bjarmaland und Verbreitung am Weissen Meere nach Westen; Kriegszug des Königs Erik Emundsson nach *Kyrialand* (Karelen) und andern finnischen Ländern, nach der Sage von Olof dem Heiligen. S. 147. — Beschaffenheit der Tributpflichtigkeit der Karelen und ihr Verhältniss zu den nowgorodschen Russen; ihre Kämpfe bald gegen diese, bald mit diesen gegen die Jemen und Schweden, nach russischen Chroniken; der Frieden von Nöteborg 1323. S. 149. — Handel der Karelen an dem Ladoga, der Newa und dem finnischen Meerbusen; Björkö als Stapelplatz; Bekehrung der Karelen zum Christenthum. S. 150.

Die *Tawaster* kommen zuerst im 11ten Jahrhundert unter dem Namen *Jemen* in den russischen Chroniken vor; Sjögren's gelehrte Untersuchungen über dieselben; die *Wessen* und *Woten*, beide von den Russen *Tschuden* genannt, und ihre Wohnsitze; Ankunft der Tawaster in Finnland, wahrscheinlich schon um Christi Geburt, und ihre Colonisation an den Küsten der Ostsee. S. 151.

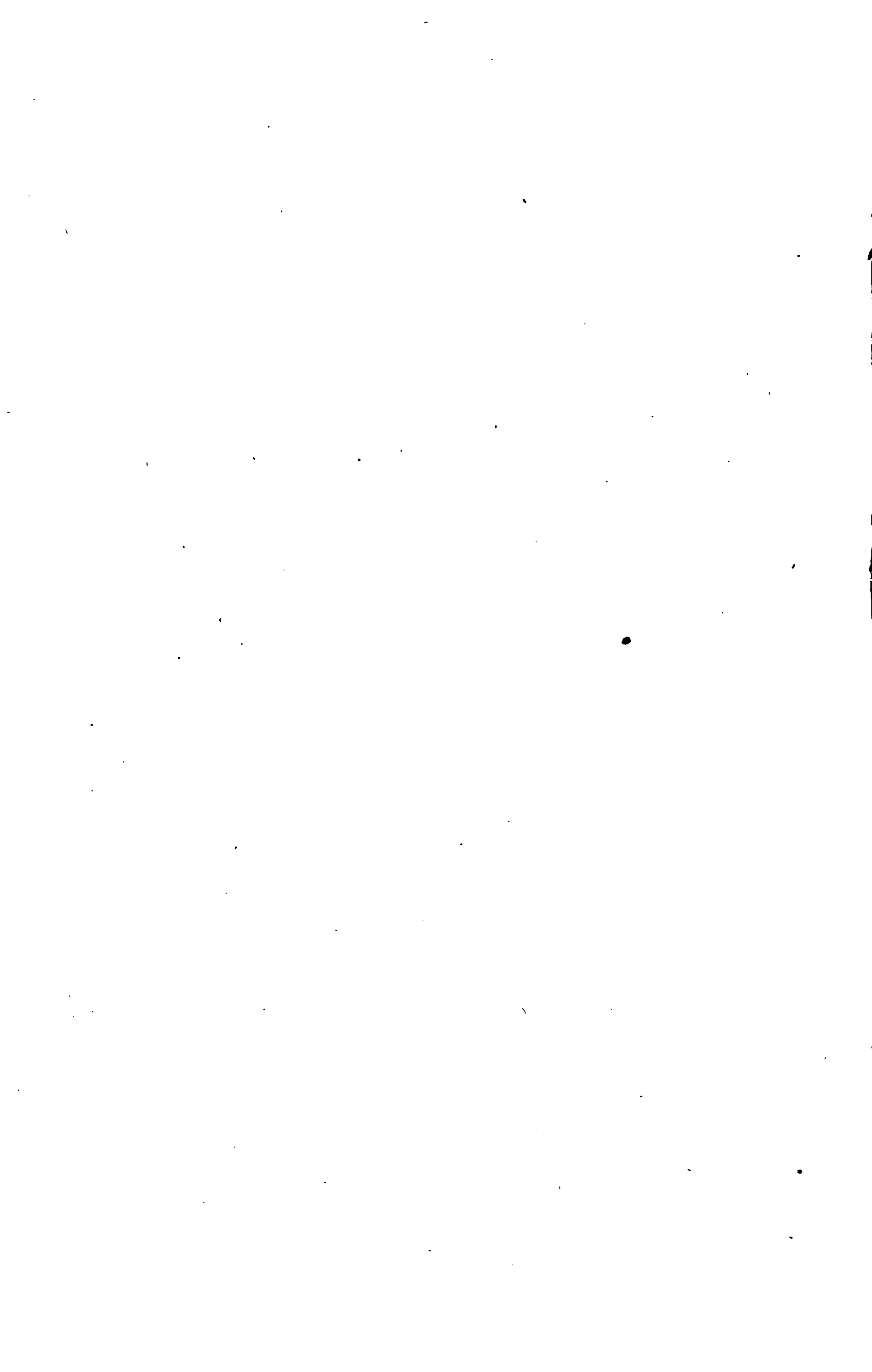
Schlusswort. S. 153.

SAMOJEDISCHE MÄRCHEN UND TATARISCHE HELDENSAGEN.

Samojedische Märchen. 1—5. S. 157—181.

Tatarische Heldensagen. 1) Alten Arga und Alten Aira. S. 181. — 2) Ak-Chan. S. 202. — 3) Katai-Chan. S. 213. — 4) Küreldei Mirgän und Kümüs Arga. S. 220. — 5) Alten Kök. S. 226. — 6) Alten Bürtjük. S. 229. — 7) Kan Mirgän, Komdei Mirgän und Kanna Kalas. S. 239—257.

ETHNOLOGISCHE VORLESUNGEN.



Einleitung.

Meine Herren! Da ich jetzt im Begriff bin in Ausübung meines Lehrerberufs zu treten, halte ich mich verpflichtet in Kürze über den Gegenstand, den ich fortan in meinen Vorlesungen zu behandeln gedenke, Rechenschaft abzulegen. Natürlicher Weise ist es die finnische Sprache, deren Studium mir nach Vermögen zu befördern obliegt, doch kann der Sprachunterricht bekanntlich von verschiedenen Gesichtspuncten aus betrieben werden. Gewöhnlich sieht man dabei nur auf den praktischen Nutzen, den die Sprachenkunde mit sich führt. Will man eine Sprache lernen, entweder um sich ihre Litteratur anzueignen oder um als Beamter und Geschäftsmann Nutzen aus seiner Sprachkenntniss zu ziehen, oder mit einem Wort: will man sich der Sprache als Mittel zu einem andern Zweck bedienen, so ist es die praktische, nützliche Seite der Sprachenkunde, die man hauptsächlich im Auge behält. Gewöhnlich schaut der Mann der Wissenschaft auf diese Seite des Könnens und Wissens überhaupt mit stolzer Verachtung herab, und es muss freilich auch zugegeben werden, dass diese Seite nicht die höchste sei. Das Wissen bildet das vornehmste Prärogativ des Menschen, durch das Vermögen zu wissen nimmt der Mensch die erste Stelle in der Kette der Geschöpfe ein, und er muss nach Einsicht und Wissen hauptsächlich aus dem Grunde streben, damit er dadurch seine menschliche und vernünftige Bestimmung erreiche. Kinder kann man mit der Ruthe oder Zuckerwerk dazu bringen das Abc zu lernen, Wilde

will man mit dem Paradiese oder Schwefelflammen zwingen Gottes Wort zu lesen; der gebildete Mensch strebt nach Wissen, weil dies sein höchster Zweck auf Erden ist. Aber obwohl das Wissen seinen eignen Zweck hat, so können wir dennoch die Männer nicht zu hoch anschlagen, welche ohne einen Gebrauch von ihrem Wissen zu machen, dasselbe unter den Scheffel stellen, wie dies mit den Gelehrten des Mittelalters der Fall war. Vielmehr halten wir es für sehr löblich und für den Fortgang des Wissens sehr wichtig, dass jedermann von seinen Kenntnissen Gebrauch mache und dieselben als Mittel zu jedem erlaubten und edlen Zwecke anwende. Die Sonne ist sicher nicht ans Himmelsgewölbe gesetzt um den Sterblichen Feuer zu spenden, Prometheus wurde aber dennoch von den Griechen wie ein Gott verehrt, weil er Feuer aus der Sonne schaffte und die Menschen seinen Gebrauch lehrte. Möge somit das Wissen all den Nutzen, den es kann, in den praktischen Verhältnissen des Lebens stiften. Diesen Wunsch können wir nicht laut genug aussprechen, wenn es sich um die Kenntniss unserer Muttersprache handelt. Aber auch ohne diese Kenntniss können wir gar wohl unsere menschliche Bestimmung erreichen, wenn sie uns auch in unsern praktischen Verhältnissen unumgänglich nothwendig ist. Unzweifelhaft würde ich meinen Beruf sehr missverstehen, hätte ich bei dem Unterricht in der finnischen Sprache nur das Interesse der Wissenschaft vor Augen und nähme ich nicht Rücksicht auf den praktischen Bedarf derselben. Es ist zwar wahr, dass das praktische Studium des Finnischen bisher nicht mein eigentliches Augenmerk gewesen ist, ich erkenne jedoch die grosse Wichtigkeit desselben an und werde auch in dieser Hinsicht allen billigen Wünschen entgegen zu kommen suchen.

Mit der praktischen Sprachkenntniss hängt die *Philologie* in ihrer gewöhnlichen Bedeutung auf das engste zusammen. Die sogenannte Philologie ist zwar eine Sprachwissenschaft, sie hat jedoch ihren vornehmsten Werth als eine Hülfswissenschaft der Geschichte. Für die Philologie ist die Sprache wesentlich ein Mittel, wodurch sie das Geistesleben eines Volkes erforschen will. Bloss vom sprach-

lichen Standpunct aus betrachtet, ist diese Philologie eine der dürftigsten und inhaltlosesten Wissenschaften. Sie besteht einem sehr wesentlichen Theile nach in einer minutiösen Kritik der griechischen und römischen Schriftsteller. Diese Kritik ist zwar sehr nothwendig gewesen, um die Schriften der Classiker von den Zusätzen und Fälschungen späterer Zeiten zu reinigen, und sie hat von diesem Gesichtspunct aus eine nicht geringe Bedeutung; sie darf jedoch nicht als ein selbstständiger Zweck der Wissenschaft aufgestellt werden. Es wird mit Recht für die Pflicht eines jeden wissenschaftlich gebildeten Mannes angesehen die Schriften der alten Classiker zu studiren, die Sprachforschung ist hiebei wesentlich nur eine Nebensache, ein Mittel, um den rechten Sinn aufzufassen. — Mit voller Anerkennung dieser tiefen Bedeutung der Philologie jedoch nur als Hülfswissenschaft, werde ich mich bemühen in meinen Vorlesungen auch auf sie die nöthige Aufmerksamkeit zu lenken. Meine Absicht ist es in Zukunft unsere alten Runen zu erklären, vornehmlich in der Absicht, uns mit der Religion, den Sitten, der Lebensweise, kurz mit dem ganzen geistigen Leben unserer Vorfahren bekannt zu machen. Dabei wird freilich auch unsere Sprachkenntniss gefördert, aber eigentlich nur zum praktischen Bedarf. Die sogenannte Varianten- oder Conjecturalkritik, die ein so wichtiges Bestandtheil der classischen Philologie ist, wird dagegen kein besonders wesentlicher Gegenstand unserer Untersuchungen sein.

Die Sprachenkunde in ihrer höchsten, wissenschaftlichen Bedeutung trägt den Namen *Linguistik* und ihr Zweck ist die Sprache selbst als solche. Während die Philologie ihre Nahrung nur in den Sprachen findet, die eine Litteratur haben, kann dagegen jede Sprache ein Gegenstand der Linguistik werden, und gewöhnlich sind gerade die Sprachen, denen es an aller Litteratur fehlt, die in linguistischer Hinsicht interessantesten, da sie ihren ursprünglichen Charakter am besten erhalten haben. Der Linguist hat demnach nichts mit der Litteratur zu schaffen, sondern sein ganzes Bemühen muss darauf ausgehen die Natur und das Wesen der Sprache selbst zu erforschen. Hiebei ist aber ein Umstand genau zu merken, näm-

lich: während der Philolog sich auf das Gebiet einer Sprache beschränken kann, muss der Linguist sich die grösstmögliche Universalität zu verschaffen suchen. In dieser Hinsicht bemerkt Schleicher sehr treffend: «der Zoolog muss einen genauen Ueberblick über das gesammte Thierreich haben, auch wenn er nur eine einzelne Familie zum Objecte seiner Studien gemacht haben sollte, eben so kann der Linguist einer möglichst ausgedehnten Sprachkenntniss nicht entrathen, auch er bedarf eines Ueberblickes über das ganze Sprachgebiet auch um nur eine Sprache so zu erforschen, wie es der Standpunct seiner Wissenschaft erheischt. Eben so wie die Naturwesen bilden ja auch die Sprachen eine Stufenreihe; jede höhere Stufe beschliesst alle niederen in sich, enthält sie als aufgehobene Momente, wie ist es also möglich einer Sprache einen Platz anzuweisen und ihr Wesen richtig zu begreifen ohne die ganze Seele sprachlicher Entwicklung vor Augen zu haben? Nicht so der Philolog, ihm genügt die vollständige Vertrautheit mit wenigen, ja mit einer einzigen Sprache, während die Berücksichtigung mehrerer Sprachen so sehr Erforderniss der Linguistik ist, dass man sie nicht mit Unrecht als ein äusseres Merkmal dieser Disciplin zu betrachten pflegt und Sprachvergleichung als ein Synonymum von Linguistik zu gebrauchen gewohnt ist.» «Der Philolog», fährt Schleicher fort, «gleicht dem Landmann, der mit ein Paar Rossen ein fruchtbares und reiches Feld bestellt; ihm genügt, wenn er practisch mit seinen Rossen gut umzugehen weiss, mit ihren Eigenthümlichkeiten muss er daher völlig vertraut sein. Der Linguist dagegen gleicht dem Zoologen, der eine ganz andere Kenntniss der Species *equus caballus* bedarf, als der Landmann, die er sich nur durch das Studium vieler Thiergattungen erwerben kann, dafür aber auch nicht gerade des Gebrauchs derselben kundig zu sein braucht*)».

Die Linguistik oder die vergleichende Sprachenkunde ist bekanntlich nur eine Wissenschaft, aber nichts desto weniger haben

*) S. Schleicher: die Sprachen Europas in systematischer Uebersicht. Bonn 1850. S. 4 und 5.

ihre Anhänger sich bereits in zwei Lager theilen können. Es giebt eine vergleichende Sprachenkunde, welche den Namen der *historischen* trägt, und eine andere, welche sich die *philosophische*, *speculative* nennt. Der Anhänger der historischen Richtung beschränkt sich auf ein Gebiet, wo er es nur mit materiell verwandten, mit solchen Sprachen zu thun hat, welche zu demselben Stamm gehören und eine *lautliche Verwandtschaft* mit einander haben. Sein Bemühen geht darauf aus in das ursprüngliche Wesen dieser Sprachen einzudringen und nachzuweisen, wie sie sich nach bestimmten Gesetzen verwandelt und im Laufe der Zeit eine verschiedene Gestalt angenommen haben. Mit Rücksicht auf diese Aufmerksamkeit auf den Entwickelungsprocess der Sprache hat diese Art der Linguistik den Namen der historischen erhalten. Aber eine ihrer vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten besteht darin, dass sie, wie gesagt wurde, ihre Resultate auf die lautliche Verwandtschaft baut, welche zwischen den zu demselben Stamm gehörigen Sprachen besteht.

Was dagegen die sich selbst philosophisch nennende Sprachforschung betrifft, so ist auch diese von einer vergleichenden Natur, sie bekümmert sich aber nicht um die lautliche Verwandtschaft der Sprachen unter einander, sondern sieht wesentlich nur auf den Begriff und sucht dessen Uebereinstimmung in verschiedenen Sprachen darzulegen. Sie beschränkt sich auch nicht auf eine gewisse Anzahl mehr oder weniger verwandter Sprachen, sondern umfasst alle menschlichen Sprachen, wie ein in sich abgeschlossenes System betrachtet. — Um einen deutlichen Begriff von dieser Art der Sprachforschung zu gewinnen, will ich hier Pott's Behandlung des Zahlworts anführen. Er hat die Beobachtung gemacht, dass die einfachen Zahlwörter in einigen Sprachen mit 5, in andern mit 10, in noch andern mit 20 abschliessen *). Auf dieser Grundlage theilt er, nach den verschiedenen Zählmethoden, alle menschlichen Sprachen in drei Classen. Hiebei kann es zwar geschehen, dass zwei lautlich verwandte Sprachen verschiedenen Classen angehören, aber darauf

*) A. F. Pott: die quinare und vigesimale Zahlmethode bei Völkern aller Welttheile. Halle 1847.

kann der philosophische Sprachforscher natürlich nicht Rücksicht nehmen, da er es nur mit dem Begriff, nicht mit dem Laut zu thun hat.

Von den zwei so eben genannten Arten der Linguistik oder vergleichender Sprachenkunde kann die letztere, die philosophische oder speculative, nicht Gegenstand unserer Betrachtungen werden. Sie ist eine eigenthümliche, umfassende Wissenschaft, die ihre besonderen Pfleger verlangt. Wie wir so eben das allgemeine Wesen dieser Philologie dargestellt haben, ist es klar, dass ihre Resultate auf einer vergleichenden Betrachtung aller bisher bekannter Sprachen beruhen müssen. Aber da wir es hier eigentlich nur mit einer einzelnen Sprache zu thun haben, so steht natürlich die philosophische Linguistik ganz und gar ausser den Gränzen unserer Thätigkeit. Uebrigens schwebt diese Linguistik noch so sehr im Blauen, dass man noch kein rechtes Vertrauen zu ihren Resultaten haben kann. Die verschieden gestalteten Organismen der zahllosen Sprachen sind noch zu wenig untersucht, um eine Grundlage für eine Philosophie der Sprache zu bilden. Man ersieht auch deutlich, dass alle philosophischen Sprachlehren von Monboddo an bis auf Becker und W. von Humboldt weniger auf eine Einsicht in die Natur der Sprachen, als auf die jeder Zeit geltenden philosophischen Systeme gebaut sind. Diese Sprachlehren sind deshalb nicht zu verwerfen, denn in jedem Fall enthalten sie das höchste Wissen der Zeit von der Sprache; was aber unsere Zeit betrifft, so ist die Speculation nicht ihre schwache Seite. Es will fast scheinen, als habe das bisher geltende philosophische System seine Rolle ausgespielt und als sei ein anderes im Werden. Wohin man auch den Blick wendet, sieht man die Männer der Wissenschaft damit beschäftigt, Facta und immer wieder neue Facta zu sammeln. Man kümmert sich nicht viel um Combinationen, man lässt es sich nicht angelegen sein Resultate zu ziehen, — es gelten jetzt nur Facta. So gut wie irgend wann sieht man auch jetzt ein, dass ein Aggregat isolirter Facta nicht hinreiche, um eine Wissenschaft in höherem Sinn zu begründen, aber das Maass der neuen Facta scheint noch nicht voll zu

sein, um neue Systeme zu bilden. Wie es sich auch hiemit verhalten mag, so ist es wenigstens ausgemacht, dass die Wissenschaften in unserer Zeit eine vorzugsweise materielle Richtung haben, und so verhält es sich auch mit der Linguistik oder der vergleichenden Sprachenkunde. Besonders geht die historische Linguistik, die ihre Resultate auf Laute, Worte, Wortformen und andere materielle Elemente baut, jetzt mit raschen Schritten vorwärts. Diese Disciplin hat zwar bisher hauptsächlich nur die indogermanischen Sprachen im Auge gehabt, aber allgemein verspürt man schon unter den Linguisten das Bedürfniss einer umfassenderen Sprachforschung. Besonders haben in der letzten Zeit die finnischen, die türkischen und andere mit ihnen verwandte Sprachen mehrere Bearbeiter gefunden, von denen ich nur Gabelentz, Schott, Böhtlingk, Wiedemann, Röhrig namhaft mache. Auf diesem Gebiete fühle auch ich mich am heimischsten, und es würde mich freuen, wenn ich unter Ihnen, meine Herren, einen oder den andern Anhänger für diese Sache gewinnen könnte. Was ich aus eigner Erfahrung versichern zu können glaube, ist, dass der, welcher eine wissenschaftliche Einsicht in die finnische Sprache gewinnen will, nie zur Genüge sein Ziel erreichen kann, wenn er sich nicht der vergleichenden Sprachenkunde in die Arme wirft. Anderen aber, die sich nicht der Wissenschaft weihen wollen, wage ich es auch nicht dieses Sprachstudium zu empfehlen, denn es ist ein mühvoller Zweig des Wissens und erfordert, falls es eine Frucht tragen soll, fast die angestrengte Thätigkeit eines ganzen Lebens.

Es giebt noch einen Zweig des Wissens, den ich sowohl aus eigner Neigung als auch der Sache wegen zum Gegenstand meiner Vorlesungen zu machen mich verpflichtet halte, nämlich die *Ethnographie.* Dies ist ein neuer Name für eine alte Sache. Man versteht darunter die Wissenschaft von der Religion, der Verfassung, den Sitten und Gebräuchen, der Lebensweise, den Wohnungen der Völker, mit einem Wort die Wissenschaft von allem, was zum innern und äussern Leben derselben gehört. Man könnte die Ethnographie als einen Theil der Culturgeschichte betrachten, aber nicht alle Na-

tionen haben eine Geschichte im höheren Sinn, sondern ihre Geschichte besteht eben nur in der Ethnographie.

Ich erwähnte in dem Vorhergehenden, dass die gewöhnliche Philologie eine Hülfswissenschaft der Geschichte sei und dass es meine Absicht wäre, bei der Erklärung unserer uralten Runen mich dieser Hülfswissenschaft zu bedienen, um dadurch ein Licht auf die älteste Geschichte der Finnen zu werfen. Aber auch die Finnen haben für diese Zeit noch keine wirkliche Geschichte, sondern es ist nur die sogenannte Ethnographie, die wir dabei berücksichtigen können. Leider haben unsere Runen nicht mehr ihren ursprünglichen Charakter, sondern enthalten bis auf die neueste Zeit Zusätze und wimmeln von modernen Vorstellungen. Es ist eine strenge Kritik erforderlich, um aus diesem bunten Gewimmel von Altem und Neuem eine klare Einsicht in das ursprüngliche Leben unserer Vorfahren zu gewinnen. In den meisten Fällen kann dies nur dadurch geschehen, dass wir die Vorstellungen, die in unsern alten Runen auftreten, mit denen verwandter Stämme, die noch ihre reine, ursprüngliche Natur beibehalten haben, vergleichen. Ich bin davon überzeugt, dass eine solche Vergleichung gleich wichtige Resultate für die Ethnographie der Finnen liefern kann als die vergleichende Sprachenkunde uns rücksichtlich der finnischen Sprache darbietet. Ich will dieses Verhältniss durch ein Paar Beispiele zu erklären suchen. Bekanntlich hat das Wort *jumala* in unsern alten Runen eine doppelte Bedeutung. Bald wird es als ein *Nomen proprium* gebraucht, das nur einen einzigen, einen gewissen, bestimmten Gott bezeichnet, bald kommt es als Epithet von jedem beliebigen Gott vor, und sogar Zauberer werden *jumalat* benannt. Es fragt sich nun, welche Bedeutung die ursprüngliche sei? Und damit hängt noch eine andere, wichtigere Frage zusammen: verehrten die Finnen ursprünglich einen oder mehrere Götter? Auf diese Fragen geben unsere Runen jetzt keinen befriedigenden Bescheid. Berücksichtigen wir aber die Vorstellungen unserer Stammverwandten von der Gottheit, so bezeichnen sie mit einem verwandten Worte, das in den verschiedenen Sprachen *jumal*, *juma*,

num u. s. w. lautet, wesentlich ein einziges göttliches Wesen. Dieses Wesen denkt man sich jedoch natürlich nicht als einen freien Geist, sondern es fällt mit der äussern Natur zusammen. Demnach ist *num*, nach der Vorstellung der Samojeden, der Himmel, das Meer, die Erde, die Sonne, die Sterne und alles, was es Schönes und Herrliches in der Natur giebt. Derartig war ohne Zweifel auch die ursprüngliche Vorstellung der Finnen von der Gottheit. Alles in der Natur, was den Gegenstand ihrer Verehrung ausmachte, war im Anfang derselbe Jumala. Es gehört aber zum Wesen des menschlichen Geistes, dass während seiner Entwicklung die Gegenstände immer schärfer und schärfer von einander geschieden werden, und in Folge dessen fingen die Finnen allmählich an sich den Jumala des Himmels von dem Jumala des Meeres, der Sonne, des Mondes u. s. w. getrennt zu denken. Die verschiedenen Naturgegenstände wurden in verschiedene Gottheiten verwandelt, welche alle ihren besondern Namen erhielten, Jumala aber wurde ein ihnen allen gemeinsames Epithet. — Noch deutlicher wird man die grosse Wichtigkeit und Bedeutung der vergleichenden Ethnographie für die finnische durch folgende Beispiele einsehen. Es wird in unsern alten Liedern erzählt, dass die drei Helden Kalevala's: *Wäinämöinen*, *Ilmarinen* und *Lemminkäinen* sich nach einander nach Pohjola begaben, um die schöne Pohjatochter heimzuführen. Nun lebten aber Pohjola und Kalevala in der heftigsten Feindschaft unter einander und keiner der Freier hatte in Folge dessen Hoffnung auf Erfolg, sondern ihre sicherste Aussicht war, dass die Braut, die sie in Pohjola umfassen sollten, nichts anderes als der Tod sein könnte. Nichts desto weniger verharrten sie in ihrem Vorsatz die schöne Jungfrau zur Gattin zu erhalten und unternahmen in dieser Absicht lauter neue Fahrten. Wie diese Freierfahrten in der Kalevala geschildert werden, so war es die Schönheit und Anmuth der Jungfrau, welche unsere Helden vermochte sogar ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um ihren Wunsch erfüllt zu sehen. Dies glückte nun auch endlich dem Ilmarinen, aber bald starb seine Gattin, und er begann sich nach einer andern umzusehen. Wohin wandte sich

nun wohl sein Sinn? Wiederum nach Pohjola, dem männerverderbenden Pohjola. Und als er keine Aussicht mehr hatte von dort eine Gemahlin zu erhalten, so machte er einen Versuch sich ein Weib aus Silber und Gold zu schmieden. Es will somit scheinen, als wäre Pohjola der einzige Ort gewesen, wo Kalevala's Helden sich Bräute suchen konnten. Aber weshalb wollten sie sich nicht in dieser Absicht an die eignen Töchter des Landes wenden? Auf diese Frage kann nur die vergleichende Ethnographie eine befriedigende Antwort geben. Es ist eine allgemeine Sitte bei allen finnischen, türkischen, mongolischen, tungusischen, samojedischen und andern verwandten Völkern, die noch ihre uralten Sitten beibehalten haben, dass Ehen nicht in einem und demselben Stamm eingegangen werden dürfen, sondern wie unsere Helden der Vorzeit, so muss auch noch jetzt jeder Samojede, jeder Ostjake u. s. w. entweder mit Gutem oder Bösem sich ein Weib aus einem fremden Stamme schaffen. Diese Vergleichung liefert uns übrigens auch das wichtige Resultat, dass die Finnen vor Zeiten in verschiedene Stämme getheilt waren und man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass sowohl ihre Regierung als auch ihre ganze Verfassung ungefähr von derselben Beschaffenheit gewesen sein müssen wie sie es noch jetzt bei den verwandten Völkern sind.

Die vergleichende Ethnographie wird demnach unumgänglich nothwendig, damit wir unsere alten Lieder und die Vorstellungen der Vorzeit im Allgemeinen recht begreifen mögen. Zugleich hat sie aber auch noch ein anderes Interesse für uns. Im Verein mit der Linguistik muss die comparative Ethnographie in der Frage von der Verwandtschaft des finnischen Volkes mit den übrigen Volksstämmen ein entscheidendes Resultat liefern. Ja, es dürfte wohl kaum irgend einen anderen sicheren Weg geben, um dieser Verwandtschaft auf die Spur zu kommen, als den, welchen die Vergleichung der Sprache, der Religion, der Sitten und der Lebensweise der Völker darbietet. Es ist mir nicht unbekannt, dass die Physiologen und Anatomen sich die Lösung dieser Frage vorbehalten glauben, man kann aber kein rechtes Vertrauen zu ihrer

Wissenschaft haben, sobald sie die Verwandtschaft der Völker durch Vergleichung der Schädel entscheiden will. Ich habe mich sogar einigermaassen mit diesen ihren Untersuchungen bekannt gemacht, es sind mir aber dieselben nicht sehr befriedigend vorgekommen. Ich will einige Beweise von den Missgriffen anführen, deren sich unsere neuesten und berühmtesten Physiologen schuldig gemacht haben, während sie es unternahmen mit Hülfe von Schädeln das Verwandtschaftsverhältniss verschiedener Völker zu bestimmen. Der berühmte schwedische Physiolog und Anatom Retzius hat neulich eine Broschüre über die Schädelform der Bewohner des Nordens herausgegeben. In dieser Arbeit werden folgende Völker als kraniologisch mit einander verwandt aufgeführt: 1) Slaven, 2) Finnen und andere tschudische Völker, 3) Afghanen, 4) Perser, 5) Türken, 6) Lappen, Jakuten u. s. w.*). Diese Zusammenstellung ist wohl so haltlos und falsch, dass sie keine Widerlegung verdient. Middendorff, Physiolog an der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, sucht in einer Abhandlung**) darzulegen, dass die cisuralischen Samojeden finnische, die transuralischen aber mongolische Schädel haben, und dennoch sind beide Samojedenstämme an Sprache, Sitten und Lebensweise so nahe mit einander verwandt wie die Sawolaxer und Ostbottnier in Finnland. H. v. Baer, einer der berühmtesten Physiologen Europa's, hatte vor einigen Jahren durch Hofmann einen Karagassen-Schädel aus Sibirien zugeschickt erhalten, mit der ethnographischen Bemerkung, dass die Karagassen ursprünglich Samojeden gewesen wären aber in Folge ihrer nahen Berührung mit einigen Burjätenstämmen Sprache, Sitten und Lebensweise der Mongolen angenommen hätten. In seinem kraniologischen Eifer machte sich H. v. Baer daran einen Artikel über den Karagassen-Schädel zu schreiben, und bewies sonnenklar, dass

*) A. Retzius, *Om Formen af Nordboernes Cranier* (besonders abgedruckt aus: *Förhandlingar vid Naturforskarnes Möte i Stockholm år 1842*). Stockholm 1843. S. 4.

**) «Ueber die Samojeden in St. Petersburg als Gegenstand ethnographischer Forschung» (aus einem Vortrage in der Sitzung der Kaiserlichen russischen Geographischen Gesellschaft am 5. März 1847) in der St. Petersburgischen Zeitung 1847, No. 76 und 77.

die Augenwinkel, das Stirnbein, der Nacken u. s. w. samojedisch, die Backenknochen aber und gewisse andere Partien mongolisch wären. H. v. Baer findet es folglich auf Grundlage seiner kraniologischen Untersuchungen sehr wahrscheinlich, dass der in Rede stehende Schädel einem Samojeden, jedoch keinem echten, sondern einem mongolisirten angehört habe*). Einige Jahre später besuchte ich diese Karagassen und wie gross war nicht mein Staunen, als ich fand, dass sie weder Samojeden noch Mongolen, sondern nur echte Türken waren.

Aus dem Angeführten dürfte man schon einsehen, dass der Physiolog mit all seiner Kraniologie oder Kranioskopie wie auf einem irretreibenden Meere schwebt, wenn nicht der Philolog und Ethnograph seine Forschungen leiten. Vielleicht wird die Zeit kommen, wo auch die Physiologie ihren Beitrag zur Aufhellung der Verwandtschaft der Völker liefern kann, für die Gegenwart aber kann auf sie noch nichts gebaut werden. Es ist zwar wahr, dass auch die Sprachforschung und Ethnographie nicht immer für diesen Zweck befriedigend sind, denn wie oft ist es nicht geschehen, dass kleinere Völkerstämme ihre Nationalität eingebüsst haben und von einem mächtigeren Stamme assimilirt worden sind? Aber auch in diesem Fall kann die Kraniologie selten irgend einen Aufschluss geben, sondern der Forscher muss dann seine Zuflucht zur Geschichte und den Denkmälern der Vorzeit nehmen. — Vielleicht werde auch ich einmal Sie, meine Herren, auf diese Bahn leiten, dies wird aber nur im Vorübergehen und mit der möglichsten Kürze geschehen.

Hiemit glaube ich nun so ziemlich die Zweige des Wissens angegeben zu haben, welche ich nach und nach zum Gegenstand meiner Vorlesungen zu machen gedenke. Ich habe darzustellen gesucht, wie es für das wissenschaftliche Interesse der finnischen Philologie unumgänglich nothwendig ist, dass wir uns nicht immer

*) Vergleichung eines von Herrn Obrist Hofman mitgebrachten Karagassen-Schädels mit dem von Herrn Dr. Ruprecht mitgebrachten Samojeden-Schädel im *Bulletin de la Classe physico-mathématique T. III. S. 177 ff.*

innerhalb der eigenen Gränzen Finnlands gefangen halten, sondern uns auch von andern verwandten Volksstämmen Aufschlüsse zu verschaffen suchen. Da diese Volksstämme aber zum grössern Theil diesem Auditorium unbekannt sein dürften, ist es vielleicht nicht unzweckmässig, wenn ich mich zu Anfang als Einleitung über alle die Völker verbreite, welche mit den Finnen in einem näheren oder ferneren Verwandtschaftsverhältniss stehen und auf die wir uns in Zukunft oft genug berufen werden. Mit Rücksicht auf die kurze Zeit, welche wir jetzt dieser Betrachtung widmen können, werde ich meine Darstellung so kurz als möglich zu machen suchen und hauptsächlich nur die historischen Verhältnisse dieser Völker berühren.

Es ist lange eine streitige Frage gewesen, zu welcher Menschen-Race der finnische Stamm gerechnet werden müsse. Blumenbach, der berühmte Forscher über die verschiedenen Racen des Menschengeschlechts, war auf Grundlage seiner physiologischen Untersuchungen zu dem merkwürdigen Resultat gekommen, dass die eine Hälfte unseres Stammes zur kaukasischen, die andere aber zur mongolischen Race gehöre. Diesen Missgriff haben die Physiologen der neuesten Zeit zu berichtigen gesucht, sind aber dabei rücksichtlich unserer wirklichen Herkunft in eine nicht geringe Verlegenheit gerathen. Allgemein hat sich bei ihnen die Ansicht geltend zu machen gesucht, dass nicht weniger die Finnen als die Türken zu der kaukasischen oder der indo-europäischen Volksrace gehören. Diese Ansicht wurde zuerst von Cuvier ausgesprochen, hat aber später zahlreiche Anhänger unter den Physiologen gefunden. Dagegen protestiren indessen die Philologen mit allem Eifer. Nach ihren Untersuchungen hat die Sprache der Türken mehr Uebereinstimmendes mit der Sprache der Mongolen, weicht aber dagegen in ihrem ganzen Bau von dem indo-europäischen Sprachstamme ab. Dieselbe Bemerkung gilt auch von den verschiedenen Zweigen des finnischen Sprachstammes und mit Rücksicht darauf werden sowohl

Finnen als Türken von den Philologen zur mongolischen Race gerechnet. Hieher gehören ferner, nach den Ansichten der Philologen, auch die tungusischen oder mandshurischen, die samojedischen und vielleicht auch manche ostasiatische Völker, deren Sprachen noch zu wenig bekannt sind. Alle die soeben genannten Völker (die Finnen, Türken, Samojeden, Mongolen, Tungusen u. s. w.) bin ich gewohnt unter dem Namen der *altaischen* zusammenzufassen, da sie alle in grauer Vorzeit den Theil von Asien bewohnt zu haben scheinen, der an die altaische Bergkette gränzt. Von andern Gelehrten werden diese Völker tatarische, turanische, skythische, uralaltaische u. s. w. genannt. Manche dieser Völker stehen unläugbar auch hinsichtlich ihrer Sprache in einem sehr entfernten Verhältniss zu einander und dies gilt insonderheit von den finnischen Stämmen einerseits und den mongolischen und tungusischen andererseits. Aber auf jeden Fall scheint diese Classification der genannten Völker gerade auf Grundlage der sprachlichen Uebereinstimmung annehmbar zu sein. Ich hoffe diese Behauptung in Zukunft mit mannigfachen Beweisen unterstützen zu können. Diesesmal will ich hauptsächlich nur einen Umstand andeuten, auf den die Philologen bei der Frage über die Verwandtschaft der altaischen Sprachen ein besonderes Gewicht legen, ich meine die Beschaffenheit ihrer *Agglutination.* Wie es wahrscheinlich manchen von Ihnen, meine Herren, bekannt sein wird, werden alle menschlichen Sprachen in drei verschiedene Classen eingetheilt: 1) in einsilbige, 2) in agglutinirende und 3) in Flexionssprachen. Die erstgenannte Classe umfasst das Chinesische und mehrere andere Sprachen im südöstlichen Asien. Zu der zweiten gehören, wie ich bereits erwähnte, die altaischen oder tatarischen Sprachen, ferner die dekhanischen, malayischen, viele Indianer-Sprachen in Amerika u. s. w. Die dritte Classe endlich begreift alle indogermanischen Sprachen in sich. — Ich werde versuchen in Kürze eine Charakteristik des allgemeinen Unterschiedes dieser drei Sprachenclassen mitzutheilen.

Was die *einsilbigen* Sprachen betrifft, so drücken sie lautlich nur den Inhalt oder die Bedeutung der Wörter aus, nicht aber

deren Beziehungen, d. h. es giebt in ihnen nur Wortwurzeln, sie machen aber keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Redetheilen, zwischen dem Nomen, dem Verbum, der Partikel und noch weniger haben sie verschiedene Casus, Modi und Tempora, sondern alle solche Beziehungen müssen durch die verschiedene Stellung der Wörter im Satze ausgedrückt werden. Wollte man den Satz: «der hohe Kaiser sprach zu seinem Heer» ins Chinesische übersetzen, so würde man folgende Wortstellung erhalten: «hoch Kaiser sprechen Heer». Diese Uebersetzung ist jedoch insofern unrichtig, als wir in unseren Sprachen es nicht unterlassen können die verschiedenen Redetheile zu bezeichnen. Im Chinesischen giebt es kein Adjectivum *hoch*, kein Verbum *sprechen*, sondern ein und dasselbe Wort kann *hoch, Höhe, erhöhen; Sprache, sprechen, Sprecher* u. s. w. ausdrücken. In den indogermanischen Sprachen giebt es, bis auf wenige Ausnahmen, nur solche Wörter, welche nicht nur einen gegebenen Begriff, sondern auch eine Relation ausdrücken, in der dieser Begriff hervortritt, z. B. Sonne, leuchten. Das Chinesische und andere einsilbige Sprachen drücken dagegen durch ihre Wörter nichts anderes als nur den allgemeinen Begriff aus. «Hier», sagt ein berühmter deutscher Sprachforscher *), «ist das Wort noch durchaus nicht gegliedert, es ist noch unterschiedslose strenge Einheit, wie im Reiche der Natur der Krystall».

In der agglutinirenden Sprachclasse finden wir sowohl den Begriff als seine Relationen durch Wörter ausgedrückt, aber auch der Theil des Wortes, der die Relation ausdrückt, ist hier ursprünglich ein selbstständiges, materielles Wort. Die Wurzeln sind auch in dieser Classe einsilbig; aber an diese Wurzeln sind durch Agglutination oder Zusammensetzung andere einsilbige Wurzeln gefügt, welche jedoch in einigen Sprachen nach und nach ihre materielle Bedeutung verloren und die Bestimmung erhalten haben nur die formelle Relation anzugeben. Der allgemeine Charakter der Agglutinationssprachen ist demnach folgender: sie können sowohl den

*) **Schleicher**, die Sprachen Europa's S. 7.

Begriff als seine Relation durch verschiedene Laute ausdrücken. Jedoch sind die Laute, die zum Ausdruck der Relation dienen, ursprünglich äusserliche, für sich existirende Bestandtheile oder selbstständige Wurzeln. In manchen Sprachen, wie z. B. im Mongolischen und Mandshu werden die von den Deutschen sogenannten Beziehungslaute, die Laute, welche formelle Beziehungen ausdrücken, in der Schrift nicht einmal mit dem Stamm verbunden, sondern wie selbstständige Wörter bezeichnet. In der allgemeinen Aussprache schmelzen zwar die einzelnen Bestandtheile zu einem Wort zusammen, aber diese Einheit ist nicht eine wirklich organische Einheit, sondern eine so zu sagen durch Adhäsion zu Wege gebrachte Einheit.

Die wahre, lebende Einheit haben die Philologen dagegen in den indo-europäischen oder in den sogenannten *Flexions-Sprachen* zu finden geglaubt. Hier treten der Begriff und seine Beziehungen nicht wie verschiedene Bestandtheile auf, sondern sie bilden ein einziges untrennbares Wort. Manche Philologen und unter diesen Wilhelm von Humboldt fassen diese Einheit wie eine durch eine freie Entwicklung aus dem Wortstamme selbst, ohne äussere Zusätze, entstandene auf. Wie die Pflanze aus ihrer Wurzel Stiel, Blatt und Blüte entwickelt, so soll auch das Wort aus seiner Wurzel die Theile hervorgebracht haben, welche dazu dienen die formellen Beziehungen auszudrücken. Andere aber wie Bopp, Pott u. s. w. sind dagegen einer entgegengesetzten Ansicht und haben die Meinung, dass auch in den Flexionssprachen eine Agglutination vor sich gegangen sei. Diese Ansicht hat in der That viel für sich, denn genaue Untersuchungen der indo-europäischen Sprachen haben dargethan, dass auch in ihnen solche Laute, welche formelle Beziehungen ausdrücken, sich auf gewisse Wurzeln zurückführen lassen. — Es scheint mir überhaupt sehr annehmbar, dass alle Sprachen ursprünglich von derselben Beschaffenheit gewesen seien wie das Chinesische noch jetzt ist, d. h. einsilbig. Stabilität bildet den Grundzug in dem ganzen Nationalcharakter der Chinesen, und diese Eigenschaft tritt auch in der Sprache hervor. Bei andern

beweglicheren, der Bildung zugänglicheren Nationen hat natürlich auch die Sprache nicht stabil werden können, sondern sich zugleich mit der Cultur, deren Ausdruck die Sprache ist, entwickelt. In der Entwicklung der Sprache ist aber nichts einfacher, natürlicher und gewöhnlicher als Zusammensetzung der Wörter. Dieser Process dauert noch heut zu Tage in den indogermanischen Sprachen fort und wesentlich hiedurch werden neue Wörter zum Ausdruck neuer Begriffe gebildet. Aber gerade auch durch denselben Process lassen sich nach den jetzigen Ansichten mancher Sprachforscher alle Verschiedenheiten in dem menschlichen Sprachbau erklären. Denn wie ich soeben dargelegt habe, ist der sogenannte Agglutinationsprocess nichts anderes, als Zusammensetzung und ebenso verhält es sich nach Bopp's Theorie auch mit der Flexion. Zum Beweis dafür, dass die Flexions- und Agglutinations-Sprachen ursprünglich einsilbig waren, kann auch angeführt werden, dass die Wurzeln in allen Sprachen ursprünglich aus einer einzigen Silbe bestehen. Und kommt noch hinzu, dass eine Menge von Wurzeln in allen Sprachen der Welt mit einander verwandt sind, so will es wirklich scheinen, als wären die Agglutination und Flexion nur eine Entwicklung des einsilbigen Sprachbaues oder als beruhe die Verschiedenheit der Sprachclassen nicht auf einem Racenunterschied, sondern auf dem verschiedenen Culturgrade, den die einzelnen Völker einnehmen.

Wie man aber auch das Verhältniss der drei Sprachclassen zu einander auffassen mag, so muss doch eingeräumt werden, dass die altaischen Sprachen gerade durch die Beschaffenheit ihrer Agglutination in einem gewissen Verwandtschaftsverhältniss zu einander stehen. Diese Agglutination ist jedoch nicht so lose, wie in manchen anderen Sprachen, sondern beinahe eine Flexion. Die agglutinirten Wörter haben hier schon zum grössten Theil ihre materielle Bedeutung verloren und den Charakter wirklicher Affixe angenommen. Fast die einzige Art von Affixen, die im Türkischen, Mongolischen und Mandshu noch ihre concrete oder materielle Bedeutung beibehalten haben, sind die Personalendungen bei den Zeitwörtern, in den finnischen und samojedischen Sprachen aber haben diese den

Charakter von Flexionsendungen angenommen, welche formelle Beziehungen ausdrücken. Die altaischen Sprachen haben demnach mit Rücksicht auf die Beschaffenheit ihrer Agglutination einen ganz eigenthümlichen Charakter. Ausserdem zeigen diese Sprachen eine Menge anderer mehr oder minder allgemein formeller Uebereinstimmungen, wie z. B. dass das Wort keine Präfixe duldet; dass es Postpositionen, nicht Präpositionen giebt, dass eine grössere Anzahl von Wortähnlichkeiten vorkommt; dass der Umlaut fehlt und dass der Stammvocal den Endungsvocal bestimmt; dass zwei Consonanten nie ein Wort beginnen oder beschliessen u. m. a. Wohllautsgesetze; sowie das sicherste, dass die Casusendungen im Plural von denen des Singulars nicht verschieden sind.

Ich habe in dem Vorhergehenden einige Gründe angeführt, die mich berechtigen in einem Zusammenhange von den tungusischen, mongolischen, türkischen, finnischen und samojedischen Völkern zu reden, welche Völker ich unter der gemeinsamen Benennung der *altaischen* zusammengefasst habe. Ich weiss nicht ob diese Benennung sich in Zukunft Geltung verschaffen wird, ich finde dieselbe aber in jeglicher Beziehung weit passender, als den gewöhnlich angenommenen, unbestimmten Namen *Tataren* oder *Tartaren*. Nach einer fabelhaften Angabe Abulghasi's*) ist Tatar ursprünglich der Name eines Fürsten, der ein Bruder des Mongol war, welche beide aus der Türkei herstammten. In der chinesischen Geschichte kommt der Name Tatar sehr oft vor und bezieht sich, nach Klaproth**), auf den ganzen mongolischen Stamm, aber nach dem Mönche Hyakinth hat dieser Name nicht einmal eine so weite Ausdehnung. Der letztgenannte Schriftsteller führt in seiner Arbeit über die Mongolei an, dass das Volk, welches das jetzige Chalcha-Land bewohnt, im Anfang des 11ten Jahrhunderts von den Chi-

*) Histoire généalogique des Tatars, traduite du manuscript tatare. Leyde 1726, p. 27.

**) Asia polyglotta. Paris 1831, S. 202 ff.

nesen *Tatan* benannt worden und in verschiedene Geschlechter zerfallen sei, unter denen auch *Tatar* vorkommt. Bei den Mongolen habe aber eine solche Sitte geherrscht, dass der Stamm, dem die regierende Dynastie angehörte, seinen Namen auf das ganze Volk übertrug und aus diesem Grunde soll Tschingis-Chan den Namen *Tatan* über die ganze Mongolei ausgebreitet haben*). Was nun aber den Namen Tatar betrifft, so meldet Hyakinth, wie oben gesagt wurde, dass derselbe unter den Mongolen nie das ganze Volk, sondern nur ein einziges Geschlecht bezeichnet habe. Dass Klaproth dem Worte Tatar dieselbe Bedeutung als Tatan gegeben hat, beruht, nach seiner Ansicht, auf einer Verwechslung dieser beiden Namen. Wie es sich auch hiemit verhalten mag, so ist es doch eine ausgemachte Sache, dass das Wort *Tatar* eine Benennung ist, welche sich ursprünglich nur auf einen grössern oder kleinern Theil des mongolischen Volkes bezog. Später ging diese Benennung auch auf manche türkische Völker über. Denn als der Sohn Tschingis-Chan's, Tuschi-Chan, das neue Reich Kaptschak bildete, welches von türkischen Stämmen bewohnt wurde, erhielten die unterworfenen Völker, nach Klaproth**) den Namen ihrer Beherrscher und wurden *Tataren* genannt, eine Benennung, welche diese Völker selbst nie zugegeben haben. Indessen hat in Russland der Name Tataren fortgefahren ausschliesslich von allen in dem genannten Reiche wohnhaften türkischen Stämmen gebraucht zu werden. Die Unbekanntschaft mit der wahren Bedeutung dieses Namens hat Veranlassung gegeben, dass er von den Gelehrten und namentlich von den Franzosen als Collectivbenennung für die drei grossen Volksstämme Hochasiens: für die Türken, Mongolen und Tungusen gebraucht worden ist. Nach und nach sind auch die finnischen und andere mit den soeben genannten Völkern verwandte Stämme unter demselben Namen mit einbegriffen worden. Demnach hat das Wort *Tatàr* jetzt eine fünffache Bedeutung. Es bezeichnet nämlich: 1) das ganze mongolische Volk (nach Klaproth); 2) ein mongolisches Ge-

*) Іакинеа, Записки о Монголіи T. I. St. Petersburg 1828, S. 221 ff.

**) Asia polyglotta S. 208.

schlecht (nach Hyakinth); 3) die in Russland wohnenden türkischen Stämme; 4) die hochasiatischen Völker: Mongolen, Mandshu und Türken; 5) die ganze mongolische Race. Es ist klar, dass eine so vieldeutige, zu Missverständnissen führende Benennung in der Wissenschaft unzulässig ist. Es giebt ausserdem für uns Finnen wie für die Ungarn auch noch einen andern Grund diese Benennung zu verwerfen. Nach der populären Vorstellungsweise ist Tatar ein mit *Barbar* synonymes Wort, und die Ursache davon, dass man in Frankreich aus Tatar Tartar gemacht hat, ist keine andere als die, dass man durch die Benennung schon den wilden Charakter der tatarischen Völker andeuten wollte. Aber wenn auch die Finnen und Ungarn zu derselben Volksrace gehören, so dürfte die Benennung auch nicht von dem populären Gesichtspuncte aus zu vertheidigen sein. Denn wie gering auch unsere und der Ungarn Bildung von den übrigen Nationen angeschlagen werden mag, so dürfte dennoch niemand uns jetzt zu den Barbaren rechnen wollen.

Der gefeierte dänische Philolog Rask hat sich zur Bezeichnung der hier besprochenen Völker der Benennung: *skythische* Race bedient, diese Benennung hat aber keine Anhänger gefunden, da der Name *Skythen* bei Herodot, Hippokrates und andern griechischen Autoren eine ganz unbestimmte Bedeutung hat. Ohne Zweifel umfasste bei ihnen der Name Σκύθαι auch hochasiatische Völker, er wurde aber zugleich auch auf andere den Griechen fremde Stämme angewandt, deren Nationalität die Geschichtsforscher bisher noch nicht auf die Spur haben kommen können. — Wir werden später Gelegenheit haben diese Frage näher zu behandeln, und dabei ausführlicher die Unpassenheit des Namens Skythen als Benennung der in Rede stehenden Völker darzulegen.

Ebenso wenig Autorität hat sich auch die Benennung *turanische* Völker zu verschaffen gewusst. Unter dem von den Persern sogenannten Turan versteht man eigentlich nur den westlichen, an das Kaspische Meer stossenden Theil der Hochebene Asiens oder auch die mit einem anderen Namen sogenannte Tartarei. Dieses Land ist seit Alters von türkischen Stämmen bewohnt gewesen,

und man ersieht leicht, dass es zwischen Türken und Turan eine etymologische Verwandtschaft geben müsse. Die Benennung «turanische Völker» ist sonach zu beschränkt, um die ganze Race zu umfassen.

In Betracht der Unzulässigkeit der oben angeführten Namen werden wir uns im Folgenden stets nur des Namens *altaische* Völker bedienen. Diese Benennung gründet sich, wie ich bereits in dem Vorhergehenden dargethan habe, eigentlich darauf, dass alle zu dieser Race gehörenden Völker in grauer Vorzeit um das Altaigebirge herum concentrirt gelebt haben. Sie hat ihren Gegensatz an der Benennung *kaukasische* Race, welche jedoch weit weniger passend ist um alle die Völker zu bezeichnen, für welche sie gebraucht wird. Das Land um den Altai ist noch heut zu Tage von lauter altaischen Völkern bewohnt und es lässt sich nachweisen, dass alle, selbst die entferntesten Zweige dieses Stammes hier früher ihren Stammsitz gehabt haben. Dagegen ist der Kaukasus nur ein Uebergangspunct für eine Menge der zur kaukasischen Race gehörenden Völker gewesen. Manche derselben haben sich gar nicht in der Nachbarschaft dieses Gebirgszuges befunden und jetzt wird fast das ganze kaukasische Land von lauter türkischen Stämmen bewohnt.

Wir gehen hiermit zur Betrachtung der verschiedenen Zweige über, welche zu der altaischen Volksrace gehören. Den östlichsten dieser Zweige bilden die sogenannten

Tungusen.

Fischer äussert sich über sie*), dass sie «ein munteres, aufgewecktes und von der Natur mit einem guten Verstande begabtes Volk» seien, und es müssen in der That grosse Anlagen bei diesem Volke sein, welches ungeachtet seiner verhältnissmässig geringen Zahl schon zweihundert Jahre das grosse chinesische Reich hat beherrschen und dessen zahlreiche Nationen, unter anderen die kriegerischen und an Volkszahl überlegnen Horden der Mongolen

*) Sibirische Geschichte. St. Petersb. 1768. Einleitung S. 110.

im Zügel halten können. — Der Zweig der Tungusen, welcher sich 1644 in den Besitz von China setzte, trägt jetzt den Namen Mandshu und ihre eigentliche Heimath ist der nordöstliche Theil Hochasiens, die sogenannte Mandshurei; aber es giebt noch zahlreiche Zweige des tungusischen Stammes im östlichen Sibirien, wo die Tungusen an verschiedenen Orten zerstreut leben, z. B. in der Gegend von Njertschinsk, am Ochotskischen Meere bis zur Penshinschen Bucht, an der Lena, Angara, am Jenissei, an der obern und untern Tunguska und vielen Nebenflüssen, die namentlich von Osten in den Jenissei fallen. Wie andere hoch- und nordasiatische Völker zerfallen sie in zahlreiche kleinere Stämme oder Geschlechter, von denen ein jeder unter seinem eigenen Oberhaupt mit den andern in einem fast gegenseitigen Verhältniss lebt. Fremde Stämme aber haben unter sich nichts Gemeinsames, nicht einmal den Namen, sondern rauben und plündern wie Feinde auf beiderseitigem Gebiet. Einige von ihnen nennen sich *Boje*, was *Mensch* bedeutet, andere *Donki*, Volk, *Lamut* (von *lamu*, Meer), *Öwön* oder *Öwönki*, *Tschapogiren* u. s. w. Von den Mandshu werden alle übrigen Tungusen *Orotschon* benannt, was einen Rennthierbesitzer bezeichnet. Alle in Sibirien umherirrenden Tungusen sind früher aus der Mandshurei, von den fruchtbaren Ufern des Amur ausgegangen. Die Anzahl der dem russischen Scepter gehorchenden Tungusen ist, ungeachtet der grossen Landstrecken, welche sie einnehmen, sehr gering, obwohl sie nicht mit Ziffern angegeben werden kann. In runder Zahl werden sie auf 50,000 Seelen angeschlagen, wozu noch 2 bis 3000 Lamuten kommen. Die Einwohner der Mandshurei sollen sich dagegen auf etwa vier Millionen belaufen.

Auf Grundlage ihrer verschiedenen Lebensweise werden die russischen Tungusen in *Pferde-* oder *Vieh-Tungusen*, in *Rennthier-Tungusen* und *Hunde-Tungusen* eingetheilt, woneben man auch von *Steppen-* und *Wald-Tungusen* sprechen hört. Wie schon diese Namen andeuten, führt dieses Volk, wie fast alle Eingebornen Sibiriens, eine nomadisirende Lebensweise. Es giebt unter ihnen zwar auch viele sesshafte Familien, welche Sitten und Lebensart der

Russen angenommen haben, der bei weitem grössere Theil besteht jedoch aus Nomaden. Diejenigen, welche auf den Steppen nomadisiren, wohnen in Zelten und ziehen mit ihren Heerden, die aus Pferden, Rindern, Schaafen u. s. w. bestehen, umher. Ihre Lebensweise stimmt ganz und gar mit der Lebensweise der Burjäten überein und viele von ihnen sind auch rücksichtlich ihrer Religion Lama-Verehrer. Unter diesen Tungusen, welche grösstentheils im Kreise von Njertschinsk wohnhaft sind, giebt es auch eine Anzahl Kosaken, welche in Gemeinschaft mit den burjätischen und russischen Kosaken die Bewachung der chinesischen Gränze besorgen. Zu den Lamuten gehören auch Fischer, doch ist ihre Zahl verhältnissmässig sehr gering. Der grössere Theil der in Sibirien umherstreifenden Tungusen sind Jäger oder sogenannte Wald-Tungusen, deren vornehmstes Eigenthum in Rennthieren und Hunden besteht. Es giebt aber solche, welche wenig andere Güter besitzen, als ihren Bogen, ihre Büchse und ihr Schwert oder die sogenannte *Paljma*, und diese nennt Klaproth*) *zu Fuss gehende Tungusen* — eine Benennung, für deren Richtigkeit ich jedoch nicht stehen will. Diese Tungusen sind das reinste, idealste Jägervolk, das in den Einöden Sibiriens weilt. «Es ist», sagt Fischer**) von diesen Jäger-Tungusen in seinem veralteten Deutsch, «ein in seiner Lebensart ganz besonderes Volk, und unterscheidet sich durch dieselbe von allen andern Völkern des Erdbodens. Andere Völker haben sichere und beständige Wohnplätze, und bauen sich Häuser oder Hütten. Andere treiben zwar in den Steppen herum und ernähren sich von ihrer Viehzucht, bleiben aber doch an einem Ort, so lange es ihre Umstände leiden, und halten sich gemeinschaftlich zusammen. Aber die Tungusen bekümmern sich nicht um das gesellschaftliche Leben, wissen nichts von Hütten oder anderen steten Wohnungen, bleiben auch nicht länger als eine oder ein Paar Nächte an einem Ort, irren in den Wäldern und auf den Gebirgen herum, und halten für ihr höchstes Gut, gleich andern Thieren auf

*) Asia polyglotta S. 289.

**) Sibirische Geschichte. Einleitung S. 111 ff.

dem Erdboden unter dem freien Himmel und in ihrer natürlichen Freiheit mit ihren Rennthieren herum zu vagiren.» Wenn nun auch diese Schilderung etwas übertrieben aussehen sollte, so muss doch zugegeben werden, dass es wenigstens in Sibirien kein so rastlos umherstreifendes und aller Bequemlichkeiten des Lebens entblösstes Volk giebt wie die Jäger-Tungusen. Wie die übrigen Wilden Sibiriens haben sie zwar ihre Zelte, sie schleppen dieselben jedoch nicht immer mit sich herum, sondern streifen oft ganze Monate durch Wald und Flur ohne irgend ein anderes Obdach zu haben als das, welches sie im Schoosse einer Schneetrift, am Fusse eines Baumes oder in einer Felsenkluft finden. Vielleicht ist es zum Theil gerade dieses bewegliche, mit Gefahren und Abenteuern erfüllte Leben, das dem Tungusen mehr Kraft und Energie gegeben hat, als man bei allen übrigen Eingebornen Sibiriens findet. Die Tungusen sind ein rasches, hurtiges und unerschrockenes Volk. Gewandt kämpfen sie sogar mit wilden Thieren, deren gefährlichste Feinde sie sind. Uebrigens lieben sie, im Gegensatz zu andern sibirischen Völkern, Tanz, Spiel und überhaupt ein munteres Leben. Sie kleiden sich mit der grössten Sorgfalt, putzen sich mit Flittern und Perlen, tätowiren ihr Gesicht und ihre Hände und befleissigen sich aller möglicher Eleganz. Der Religion nach sind sie dem Schamanismus ergeben.

Wie die russischen Tungusen, haben auch die chinesischen sich zerstreut und in verschiedene Stämme getheilt. Einen solchen Stamm bilden unter andern die obengenannten *Mandshu*, von denen nachmals die ganze Mandshurei dadurch ihren Namen erhalten hat, dass der erste Stifter der jetzigen chinesischen Dynastie nach seinem eignen Stamm Mandshu das ganze Volk benannte. Die Ahnen des Mandshu-Stammes sind noch sehr jung. Sie werden nirgends in der ältern chinesischen Geschichte genannt, dagegen werden verschiedene andere tungusische Stämme angeführt, von denen einige eine sehr bedeutende Rolle in der Geschichte China's gespielt haben. Die erste Nachricht, welche die Chinesen über die Bewohner der jetzigen Mandshurei geben, datirt sich aus dem

11ten Jahrhundert vor Ch. G. und bezieht sich auf den mächtigen, noch jetzt fortdauernden Stamm *Sutschin*, dessen Name augenscheinlich kein anderer ist als das jetzige *Shudschi*, *Jutschi*, *Jütschin*, *Njudshi*. Aus dieser Nachricht erfährt man jedoch nichts wichtigeres, als dass die genannten *Sutschin* den Chinesen Pfeile aus einem Holze *hu* brachten, welche mit Spitzen aus hartem Stein versehen waren *).

Von dieser Zeit an beobachten die chinesischen Chronikenschreiber in Betreff der Bewohner der Mandshurei ein vollkommenes Schweigen, das fast ununterbrochen mehrere Jahrhunderte hindurch fortdauert. Erst im J. 263 nach Christi Geburt kommt eine ausführlichere Mittheilung vor, welche denselben Stamm betrifft, obwohl er da unter dem Namen *Yleu* oder *Yliu* vorkommt. In dem genannten Jahre sollen die Yleu der in China herrschenden Dynastie *Goey* einen Tribut geschickt haben, der aus Pfeilen, Bogen, Panzern und Zobelfellen bestand. Das Land, welches die *Yleu* bewohnten, soll übermässig gebirgig und das Klima ausserordentlich kalt gewesen sein. Die Bewohner trieben jedoch Ackerbau. Ihre Sitten waren roh. Sie hatten weder Fürsten noch Häuptlinge, sondern ihre Dörfer, welche mitten in Wäldern und im Gebirge lagen, wurden von Aeltesten regiert. Viele von ihnen hielten sich in unterirdischen Höhlen auf, hatten weder Rinder noch Schaafe, aber eine grosse Menge Schweine, deren Fleisch sie zur Nahrung, das Fell aber zur Kleidung gebrauchten. Im Winter beschmierten sie ihren Körper mit Fett, um sich gegen die Kälte zu schützen, im Sommer gingen sie nackt, bloss mit einem Schurze angethan. Es war ein höchst unreinliches, stinkendes Volk, das sich nie wusch. Schrift hatten sie nicht; ihr Wort galt ihnen statt der Verträge. Wenn sie ihre Mahlzeit begannen, pflegten sie zuvor das Fleisch mit Füssen zu treten und war es gefroren, so setzten sie sich darauf, um es mürbe und weich zu machen. Salz und Eisen fehlten in ihrem Lande, jenes ersetzten sie durch eine Aschenlauge. So-

*) J. H. Plath, Geschichte des östlichen Asiens. Erster Theil. Die Mandschurei. Göttingen 1830. S. 75 ff.

wohl Männer als Weiber trugen Flechten. Wollte einer heirathen, so schmückte er das Haupt seiner Geliebten mit Federn, und bezahlte die Mitgift, ob aber seine Verlobte Jungfrau war oder nicht, kümmerte ihn wenig. Bloss die starke, kräftige Jugend galt etwas, das Alter war verachtet. An dem Sterbetage noch wurde der Todte auf dem Felde in einem Bretter-Sarge eingescharrt, ein todtes Schwein legte man auf sein Grab zur Nahrung. Sie hatten einen hässlichen, grausamen Charakter, ohne Mitleid für ihres Gleichen; nicht einmal für ihre Eltern und Angehörigen. Diebe wurden getödtet, ohne Rücksicht auf den Werth des Geraubten. Man trug Waffen von einer ungewöhnlichen Grösse, die Bogen waren vier Fuss lang, die Pfeile einen Fuss acht Zoll und dabei mit Spitzen aus einem grünen, harten Steine und vergiftet. Harnische aus Fellen mit Knochen belegt waren ihre Bedeckung. Obwohl diese Bewaffnung sie ihren Nachbarn furchtbar machte, scheinen sie doch nie auf Eroberungen ausgegangen zu sein, sondern ihr Land immer ruhig bewohnt zu haben.

Im fünften Jahrhundert wird unter der Dynastie *Goey* von den Chinesen ein in der Mandshurei wohnendes Volk *Mu-ky* genannt, welcher Name später mit *Mo-kho* oder *Mo-ho* wechselte und nach Klaproth*) mit *Mongol* identisch ist. Es wohnte nördlich von Korea, in einem Lande, das von dem Su-mo, d. i. dem *Songari* durchflossen wurde und aus mehreren Horden bestand. In ältern Zeiten kamen sieben Horden vor, im achten Jahrhundert aber nur zwei, von denen die eine sich am *Songari*, die andere am Amur oder *He-schui* aufhielt. Von den sogenannten *Mu-ky* erzählen die Chinesen, dass sie ein armes und feuchtes Land bewohnten. Sie hielten sich, wie die Yleu, in unterirdischen Höhlen auf, wohin man auf Stufen hinabstieg; kleine Erdwälle umgaben ihre Wohnungen. Sie hatten weder Kühe noch Schaafe, sondern nur Pferde und eine grosse Anzahl Schweine. Sie baueten Weizen und andere Getraidearten, auch Hülsenfrüchte, und verstanden die Kunst aus

*) Asia polyglotta S. 266. Tableaux hist. de l'Asie S. 85 ff.

dem gemahlenen Getraide ein berauschendes Getränk zu bereiten. Sie waren ein sehr unreinliches Volk, da sie Hände und Gesicht mit Urin wuschen. Bei der Verheirathung brachte die Frau Röcke aus Zeug, der Mann Kleider aus Schweinshäuten hinzu; auf dem Haupte hatte er den Schwanz eines Tigers oder Leopards. Die erste Nacht ging der Mann in das Haus seiner Neuvermählten und sog an ihrer Brust. Meldete einer dem Manne die Untreue seiner Frau, so tödtete er sie auf der Stelle, aber gleich darauf auch den, der seine Entehrung ihm berichtet hatte, deshalb blieb der Ehebruch meist verborgen. Sie waren ebenfalls gute Bogenschützen und Jäger. Ihre Pfeile vergifteten sie und das Gift, das sie im siebenten und achten Monate bereiteten, war so stark, dass der Dampf beim Kochen einen Menschen tödten konnte. Starben ihre Aeltern im Frühling oder Sommer, so begruben sie sie auf Anhöhen und baueten ein Häuschen über das Grab gegen Regen und Nässe. Starben sie aber im Herbst oder Winter, so bediente man sich der Leichname als Lockspeise für die Marder.

Nördlich vom Amurflusse, in den nördlichsten Theilen der jetzigen Mandshurei und in Sibirien wohnte im fünften Jahrhundert ein Stamm, der in den chinesischen Annalen *Chy-Goey* benannt wird. Die Chinesen machen einen Unterschied zwischen *südlichen* und *nördlichen Chy-Goey*. Von den nördlichen *Chy-Goey* heisst es, dass sie ein ausserordentlich kaltes Land bewohnten. Sie hatten zahme Rennthiere, bedienten sich der Schlitten, hielten sich in Erdhöhlen, theils auch in Zelten aus Baumrinde auf. Ihre Hauptbeschäftigung war Jagd und Fischfang. In ihrem Lande gab es einen reichen Vorrath an Zobeln und Grauwerk. Die erstern dagegen, die südlichen *Chy-Goey*, bewohnten ein niedriges, sumpfiges, kaltes und bewaldetes Land, wo sie von wilden Thieren und Mücken belästigt wurden. Sie hatten Hütten aus Rohr und zugleich auch Filzzelte auf Wagen, die von Ochsen gezogen wurden. Sie redeten die Sprache der Moho und kleine Holzstücke dienten ihnen statt der Schrift, da sie verschiedentlich gelegt, verschiedenes bedeuteten. Sie hatten wenig Pferde und keine Schaafe, aber viel Schweine

und Rinder. Sie bereiteten eine Art Branntwein, mit dem sie sich berauschten. Wollte einer heirathen, so musste er sich mit den Aeltern des Mädchens verständigen und ihnen Ochsen und anderes Vieh für die Braut schicken. Die Wittwe gehörte dem verstorbenen Manne und durfte nicht wieder heirathen.

Unter den südlichen Chy-Goey befand sich ein Stamm *Khitan*, von dem man nicht recht weiss, ob er aus Tungusen oder vielleicht aus Mongolen bestand. Anfänglich wohnte er nördlich von *Leao tung* und dem Gelben Flusse, der Mongolisch *Schara muren*, Chinesisch *Hoang ho* heisst. Später wurden sie in Folge von Angriffen, die theils von den Hiongnu, theils von den Chinesen verübt wurden, gezwungen ihre Wohnplätze mehrmals nach einander zu verändern und sich der Oberhoheit ihrer Feinde, nämlich der Chinesen und Hiongnu zu unterwerfen. Im siebenten, achten und neunten Jahrhundert lehnten sie sich unaufhörlich gegen die Chinesen auf, und obwohl sie fortwährend in einem abhängigen Zustande lebten, nahm dennoch ihre Macht mit grossen Schritten zu. Im neunten Jahrhundert stand unter ihnen ein Mann, Namens Apaokhi, auf, der Stifter des nachmals so mächtigen khitanschen Reichs wurde. Apaokhi war, erzählt die Sage, schon vor seiner Geburt zu dieser Aufgabe berufen. Seine Mutter hatte im Traume eine Sonne in ihren Schooss herabfallen sehen, ein göttliches Licht umgab das Haus und die schönsten Wohlgerüche dufteten darin. Schon bei seiner Geburt hatte Apaokhi die Gestalt eines dreijährigen Kindes und konnte mit Hülfe seiner Hände gehen. Die Mutter erzog das Wunderkind mit aller Sorgfalt in einem besondern Zelt und nach drei Monaten konnte der Knabe schon auf den Füssen stehen. Als er ein Jahr alt war, sprach und sah er zukünftige Dinge vorher. Ueberirdische Wesen umgaben ihn, nach seiner Aussage, und dienten ihm als Wächter. Als er im J. 901 zum Chaghan ernannt war, war China bereits durch innere Streitigkeiten geschwächt und unter mehrere verschiedene Beherrscher vertheilt. Dieser Zustand dauerte über 50 Jahre fort und während dieser Zeit war die khitansche Dynastie bereits gegründet. Dieses Reich wird auch das Reich *Liao* genannt,

da der Stamm Khitan sich an einem gleichnamigen Flusse aufhielt. Dieses Reich umfasste die ganze Mongolei und die Mandshurei, erstreckte sich von dem Ocean im Osten bis nach Kaschgar im Westen, von dem Gebirge Hing-ngan im Norden bis zur chinesischen Mauer im Süden. Von Zeit zu Zeit war auch das nördliche China der Herrschaft der Khitan unterthan. Das khitansche Reich dauerte 218 Jahre fort, von 907 bis 1125, und wurde dann von dem goldnen Reich oder der Kin-Dynastie zerstört.

Während die Khitan eine so bedeutende politische Rolle in der Geschichte Hochasiens spielten, musste natürlich auch ihre Cultur einigermaassen fortschreiten. Eigentlich bestand der Fortschritt dieser Cultur nur darin, dass die Khitan sich ganz und gar nach dem Vorbilde der Chinesen einrichteten. Sie nahmen, wie andere Eroberer Chinas, die chinesische Staatsverfassung an und auch die Religion der Chinesen machte sich bei ihnen geltend. Von ihrer Sprache weiss man nichts Näheres. Sie sollen im Besitz einer Schrift gewesen sein, die 920 erfunden wurde, jedoch kommt keine Angabe über ihre Beschaffenheit vor. Sie sollen auch eine Geschichte ihres Volkes gehabt haben, die in ihrer eignen Schriftsprache verfasst war, jetzt aber, soviel man weiss, nur in chinesischer Uebersetzung vorhanden ist.

Die obengenannte Kin-Dynastie ging aus dem bereits erwähnten Stamme der *Shudshi* oder *Njudshi*, der tungusischer Herkunft ist, hervor. Von diesem Stamme gab es zwei Horden, von denen die eine den Namen der *friedlichen* Njudshi, die andere den der *wilden* trug. Die Dynastie Kin ging aus der letztern hervor. Der Stammvater dieser Dynastie soll *Hian-phu* oder *Sian-phu* gewesen sein, das Reich der Kin wurde aber von *Agutha* gestiftet, nachdem er zuvor das Reich der Khitan zu Grunde gerichtet hatte. Das Reich der Kin wurde unter den Nachfolgern Aguthas immer mehr und mehr durch Eroberungen innerhalb des Gebiets von China erweitert, was bis zum J. 1141 fortdauerte, da China sich verpflichtete einen jährlichen Tribut zu zahlen. Obwohl die Kin-Dynastie so China beherrschte, nahm sie dennoch die Religion und Verfassung

der Chinesen an. Das Reich der Kin bestand ungefähr 100 Jahre oder bis 1235, wo es seiner Seits wieder durch Tschingis-Chan oder eigentlich durch seinen Nachfolger *Ogothai*, *Oktai* zerstört wurde.

Seit dieser Zeit gehorchten die tungusischen Stämme zuerst der Oberhoheit der Mongolen und dann der Chinesen, bis die Mandshu-Dynastie wieder auftrat. Auch diese Dynastie leitet ihre Herkunft von den wilden Njudshi her und hat sich von einem geringen Anfang zu der Grösse entwickelt, dass sie nach und nach sich nicht nur das eigentliche China, sondern auch die ganze Mongolei, die Mandshurei, Tibet, die kleine Bucharei, die Dshungarei u. s. w. unterwarf. Die Mandshu-Dynastie begründete ihre Herrschaft im Jahre 1634, wo *Thai-tsung* Peking eroberte und sich zum Kaiser von China ausrufen liess. Seit dieser Zeit ist die Mandshu-Dynastie ununterbrochen im Besitz von China's Thron gewesen und hat das kolossale Reich mit ebenso grosser Kraft als Klugheit beherrscht. Es braucht kaum bemerkt zu werden, dass auch die Mandshu-Dynastie, die ursprünglich aus wilden Barbaren bestand, sich der chinesischen Bildung durchweg bemächtigt hat. Im Allgemeinen haben sämmtliche fremde Stämme, die im Laufe der Zeit in China eingedrungen sind, das gemeinsame Schicksal, von den Chinesen assimilirt zu werden. Einige Gelehrte sind der Meinung, dass die zahlreichen Ueberschwemmungen durch wilde Horden, die China erlitten hat, zum Zweck gehabt haben die unter der Sonne des Südens verweichlichten Chinesen zu verjüngen. Vielleicht hat diese Ansicht auch ihre wahre Seite, doch ist diese Verjüngung von keiner durchgreifenden Natur gewesen; denn die eindringenden Horden haben nie irgend eine neue Bildung auf China geimpft, sondern vielmehr zu allen Zeiten die chinesische Cultur angenommen. Der Verfasser der Geschichte der Mandshurei, Plath, äussert sich hierüber auf folgende Weise*): «Was man sich von der Verweichlichung der Südländer und demnach erfolgender Unterjochung

*) A. a. O. S. 87—88.

durch die kräftigeren Nordländer zusammenphantasirt, hat gar keinen Sinn. Eine solche Ueberschwemmung und gewissermaassen Erneuerung und Verjüngung von Grund aus, als Frankreich oder Italien z. B. durch die germanischen Völkerschaften erlitt, hat China nie, selbst nicht zur Zeit der Mongolen- und Mandshu-Herrschaft erfahren. Eine Menge der fremdartigsten Stämme haben sich in seinem Schoosse niedergelassen; wenn China von inneren Parthien zerrissen war, so hat es wohl geschehen können, dass sein Einfluss nach aussen geschwächt wurde, und bis in seine Gränzen hinein — aber immer unter chinesischem Einflusse und chinesischer Mitwirkung — sich mächtige Reiche bildeten; auch selbst in seinem Innern haben, von Chinesen herbeigerufen und unterstützt, fremde Herrscherfamilien öfters über einzelne Theile und selbst über ganz China die Herrschaft erlangen können, aber dies war kaum anders, als wenn ein fremder Heerführer römischer Kaiser wurde. China ist immer China geblieben. Die Fremdlinge, die es, gleichviel ob als Herrscher oder als Unterthanen aufnahm, hat es mit sich amalgamirt, so dass sie sich seinen Sitten, Einrichtungen und Gesetzen fügten, oder sie sind über kurz oder lang als unvereinbar wieder ausgestossen worden.»

Ich habe in dem Vorhergehenden einige Data zur Beleuchtung der ethnographischen und historischen Verhältnisse der chinesischen Tungusen und des ganzen Mandshu-Landes angeführt. Es ist die Rede gewesen von verschiedenen Stämmen, und zumal solchen, welche grosse und mächtige Dynastien gebildet haben, wie die *Shudshi* mit ihren Dynastien Kin und Mandshu; *Chy-Goey*, welche die Dynastie Khitan bildeten; *Muky* oder *Mokho* und *Yleu* oder *Yliu*. Wie wir gesehen haben, sind die Nachrichten der Chinesen über diese Stämme so dürftig, dass man nicht einmal mit Sicherheit bestimmen kann, zu welcher Nation ein jeder derselben angehört hat. Viel reichhaltiger sind auch nicht die Nachrichten, die man über dieselben durch die katholischen Missionäre — die Jesuiten — und russischen Kosaken-Expeditionen erhalten hat. Vermittelst derselben wird man jedoch zu dem Resultat geführt, dass

es in der jetzigen Mandshurei mehrere verschiedene Nationalitäten giebt. So wird die theils zur Mandshurei theils zu Japan gehörige Insel Tarakai oder Sachalian, wie sie durch ein Missverständniss der Jesuiten benannt worden ist, von *Kurilen* oder *Aino's* bewohnt, und von demselben Ursprunge sind auch, nach Klaproth*), die von den Russen sogenannten *Giljat* oder *Giljaki* und *Natki* (die *Chedshen* und *Fiaka* der Chinesen), welche am untern Lauf des Amurs und auf den Inseln des Meeres wohnen. In den nördlichen Theilen des Landes giebt es gegenwärtig auch Jakuten, die türkischer Herkunft sind, und Burjäten, welche dem mongolischen Stamme angehören; diese Völker sind jedoch erst in späterer Zeit aus Sibirien hieher eingewandert. In dem östlichen Theile des Landes in der Provinz Hing-King, wird ein Stamm *Koelka-Tatseu* genannt, der auch ursprünglich türkischer Herkunft gewesen zu sein scheint, später aber die Mandshu-Sprache angenommen hat. Von ächten Tungusen-Stämmen werden von den Kosaken und Missionären namhaft gemacht: im östlichen Theile des Landes die obenerwähnten *Njudshi*, die von den Russen *Dutscheri* genannt werden, die *Dauren* und eigentlichen Tungusen; ferner in der Provinz Hing-king die *Mandshu*, *Ilan-chala* und die ebenberührten *Koelka-Tatseu* und in den westlichen Theilen des Landes *Solonen*, *Taragusinen* und *Dauren*.

Rücksichtlich der Sitten und Lebensweise dieser Volksstämme zeigt sich in verschiedenen Theilen des Landes eine grosse Verschiedenheit. Es giebt unter ihnen Fischer, Jäger, Hirten und Ackerbauer. Zu den Fischern gehören besonders die Bewohner der Insel Tarakai und deren vermuthliche Stammverwandten, die zuvorgenannten *Giljaki* und *Natki*. Mit der Jagd geben sich verschiedene Stämme ab, am merkwürdigsten dürften aber in dieser Hinsicht die sogenannten Solonen sein, welche Nachkommen der Njudshi sind. Von ihren Jagdreisen berichten die Missionäre, dass sowohl Männer als Weiber am ersten October auf den Zobelfang ausziehen. Sie

*) Asia polyglotta S. 300 ff.

**) Plath, die Völker der Mandschurei B. I. S. 67.

sind dabei in kurze, enganschliessende Röcke aus Wolfsfellen gekleidet, haben eine Mütze aus demselben Fell auf dem Kopfe, und auf dem Rücken einen Bogen. Einige Pferde, die sie mitnehmen, tragen Hirsesäcke und die langen Mäntel aus Fuchs- oder Tigerfellen, womit sie sich, besonders in der Nacht, gegen die Kälte schützen. Sie haben auch Jagdhunde, die das Wild aufzuspüren verstehen. Weder die Kälte des Winters, die alle Flüsse beeiset, noch die Gefahr Tigern zu begegnen, noch der Tod ihrer Gefährten kann sie hindern sich dieser so gefahrvollen Unternehmungen zu unterziehen, denn durch diese erhalten sie all' ihren Reichthum. Es giebt indessen unter den Solonen auch manche, welche sich mit Ackerbau beschäftigen und mit Rindern, Schaafen und Kamelen versehen sind. Die meisten übrigen Stämme, wie die Dauren und die ihnen stammverwandten Targusinen, Mandshu, Ilan-Chala, Koelka-Tatseu treiben sowohl Viehzucht als Ackerbau; einige geben sich auch mit Handel und Bergbau ab. Rücksichtlich ihrer Religion sind sämmtliche Bewohner der Mandshurei dem Schamanismus ergeben.

Mongolen.

Die nächsten westlichen Nachbarn der Mandshu in Hochasien bildet der grosse und mächtige Volksstamm, der jetzt den Namen der Mongolen trägt und sich von Sibirien im Norden bis nach China im Süden, von der Mandshurei im Osten bis zu der sogenannten hohen Tatarei im Westen erstreckt. Aber nicht bloss auf die Gränzen Hochasiens ist der mongolische Stamm beschränkt, sondern mächtige Zweige desselben kommen auch in Russland und im südlichen Sibirien vor. Man theilt den ganzen mongolischen Stamm gewöhnlich in drei Zweige: *Ostmongolen*, *Burjäten* und *Kalmücken.* Von diesen halten sich die Ostmongolen innerhalb der soeben angegebenen Gränzen von Mittel-Hochasien auf. Die Burjäten bewohnen die südlichen Theile des Gouvernements Irkutsk in Sibirien und zumal das Land um den Baikal herum. Was die Kalmücken be-

trifft, so hält sich ein Theil derselben in Hochasien bei *Kokonor* und *Ili* auf, ein anderer aber hat sich ins europäische Russland begeben und wird an den Ufern des Jaik, der Wolga und des Don angetroffen. Alle diese Stämme zerfallen wieder in eine Menge grösserer oder kleinerer Horden, welche wir in dem Folgenden kurz berühren werden. Die Mongolen sind von Natur ein träges und phlegmatisches Volk; sie haben nicht die Raschheit, Klugheit und Energie, welche ihre Nachbarn, die Tungusen oder Mandshus auszeichnet, sondern lieben ein ruhiges, stilles und friedliches Leben. Von allen Völkern Hochasiens sind die Mongolen gegenwärtig das mächtigste. Es würde ohne Zweifel in ihrer Macht stehen die Mandshu-Dynastie ganz und gar zu vernichten und sich zu Herren von China zu machen; sie streben aber nicht nach dieser Ehre, sondern glauben sich recht wohl in ihr Schicksal zu finden, wenn sie Chinas Bundesgenossen genannt werden und in der That seine Vasallen sind. Eben die angeborne Trägheit macht diese Nation den Chinesen weniger gefährlich; dass sie aber Kraft habe unermessliche Dinge zu bewerkstelligen, davon haben die kriegerischen Schaaren Tschingis-Chans und Tamerlans der Menschheit ein blutiges Zeugniss gegeben. Die Mongolen haben bekanntlich das grösste Reich, das es auf Erden gab, gestiftet; sie haben ganz Asien erobert und sich zu Herren eines grossen Theiles von Europa gemacht, das es mit genauer Noth vermocht hat seine Civilisation vor ihrem barbarischen Angriff zu retten. Ein solches Reich werden sie zwar nie mehr stiften; Europa wird in Zukunft nichts von ihren Verheerungen zu fürchten haben. Aber China und ganz Asien werden früher oder später erfahren, dass unter den Mongolen jeder Mann ein Krieger ist. Ein Umstand, der jedoch in hohem Grade dazu dient in Zukunft die Welt von dem Einfall der Mongolen zu schützen, ist der, dass sie jetzt eifrige Anhänger des Buddhismus sind, welche Religion, wie das Christenthum, Friede und Versöhnung lehrt. Klaproth vermuthet, dass gerade durch die Einwirkungen dieser Lehre die Mongolen in den letztverflossenen Jahrhunderten ein so friedliches, frommes und unterwürfiges Volk geworden sind. Diese Vermuthung

hat gewiss ihre tiefe Wahrheit, da aber sogar die Anhänger des Christenthums und die civilisirtesten Nationen der Welt sich nicht scheuen mit Feuer und Schwert vorzudringen, so kann auch nicht vermuthet werden, dass die Mongolen sich für immer gegen das wilde Spiel des Krieges verschworen haben. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, dass ihre Geduld früher oder später ein Ende nehmen und dann auch die Fäden des Netzes, in welche die feine Politik der Chinesen sie jetzt eingeschnürt hat, in einem Nu zerreissen werden. Die chinesische Politik ist darauf ausgegangen, die Macht der Mongolen durch alle nur mögliche Mittel zu schwächen. Ihre starken Horden sind zersplittert worden, Mandshus ins Land gekommen und die höchsten Aemter in den Händen dieser letztern. Alles dies haben die Mongolen mit Langmuth ertragen, ich glaube aber nicht, dass das System auf die Länge aushält. Es bedarf bloss eines Mannes, wie Tschingis-Chan oder Tamerlan und die Burge China's werden wie vom Donnerschlag getroffen zusammenstürzen.

Doch lassen wir die Zukunft selbst für sich sorgen und werfen wir nur einen flüchtigen Blick in die Vergangenheit. Was die älteste Geschicke des mongolischen Stammes anbetrifft, so sind sie in undurchdringliche Finsterniss gehüllt. Man hat zwar eine Geschichte der Ostmongolen, die von einem einheimischen Verfasser, Sanang Setsen Chungtaidshi, herrührt; aber obzwar diese Geschichte mit Erschaffung der Welt beginnt, so erhält man doch aus derselben bis auf die Zeiten Tschingis-Chans wenig mehr als fabelhafte Traditionen. Von demselben Gehalt sind auch die Nachrichten in dem bekannten Werke, das zu Ende des 13ten Jahrhunderts auf Befehl Ghasan-Chan's, eines Nachfolgers von Tschingis-Chan in Persien, über die Völker Asiens von Raschid-eddin, dem Secretär Ghasan-Chan's, verfasst wurde. Aus demselben haben Abulghasi und andere muhammedanische Geschichtschreiber ihre Nachrichten geschöpft, welche auf diese Weise ebenso unzuverlässig sein müssen. Die sicherste Quelle auch für die älteste Geschichte der Mongolen sind demnach die chinesischen Chroniken. Diese nennen als das erste mächtige Volk in der jetzigen Mongolei die sogenannten Hiongnu.

Man findet jedoch in den dürftigen Annalen der Chinesen keine irgendwie zuverlässige Angabe über die Nationalität dieses Volkes, und was neuere Forschungen in dieser Hinsicht ermittelt haben ist nicht sehr befriedigend. Deguignes, der berühmte Verfasser der Geschichte der Hunnen und Türken, sieht sie für Türken an [1]), und dieselbe Ansicht theilen auch Klaproth[2]), Ritter[3]) u. m. der grössten Autoritäten der Gegenwart. Dagegen hat der Geistliche Hyakinth[4]) die Hypothese aufgestellt, dass diese Hiongnu mongolischer Herkunft seien; diese Ansicht hat auch Neumann[5]); aber weder er noch Hyakinth haben Gründe für ihre Ansicht anzuführen vermocht, während Deguignes und Klaproth für die entgegengesetzte Meinung besonders die Stütze haben, dass von den wenigen bekannten Wörtern der Hiongnu-Sprache einige türkischer Herkunft sind. Es kann in Folge dessen zwar als eine ausgemachte Sache angesehen werden, dass wenigstens ein Theil des Hiongnu-Volkes Türken war; es ist aber sehr wahrscheinlich, dass das Reich der Hiongnu zu seiner Blüthezeit nicht nur Türken, sondern auch Mongolen und Mandshus, ja sogar auch finnische Stämme umfasste. Ob aber das herrschende Volk aus Türken oder Mongolen bestand, muss bis auf Weiteres unentschieden bleiben.

Ebenso dunkel ist auch die Frage über die Herkunft der abendländischen Hunnen. Deguignes[6]) sieht sie für einen Zweig des Hiongnu-Volkes an und lässt sie folglich für Türken gelten. Neumann[7]) fasst ebenso die Hiongnu und Hunnen als synonyme Benennungen auf, und in diesem Falle wären die Hunnen natürlicher Weise Mongolen gewesen. Eine dritte Ansicht über die Herkunft

---

[1]) Allgemeine Geschichte der Hunnen und Türken. Einleitung. Greifswalde 1770. S. 261.

[2]) Mémoires relatifs à l'Asie. Tome second. Paris 1826, p. 378 ff. — Tableaux historiques de l'Asie. Paris 1826, p. 103.

[3]) Die Erdkunde von Asien. B. I. Berlin 1832, S. 241.

[4]) Записки о Монголіи. Томъ II. S. 2.

[5]) Die Völker des südlichen Russlands in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Leipzig 1847. S. 30.

[6]) A. a. O. S. 261.

[7]) A. a. O. S. 26.

der Hunnen findet man von Klaproth*) ausgesprochen, und ihr zu Folge haben die abendländischen Hunnen nichts mit den Hiongnu des Orients gemein, sondern bilden einen besonderen Stamm, und sind *Finnen*. Klaproth's Ansicht hat in der That viel für sich, aber als bewiesen kann sie noch nicht angesehen werden. Ich gedenke in Zukunft die Frage über die Hiongnu und Hunnen zum Gegenstand specieller Untersuchungen zu machen und will aus diesem Grunde hier nicht ihre Geschicke berühren, besonders die, welche wenigstens nach meinen jetzigen Ansichten nicht eigentlich in die mongolische Geschichte gehören. Auf die sogenannten Hiongnu werde ich freilich zurückkommen bei Gelegenheit der türkischen Stämme; was aber die Hunnen betrifft, so werde ich sie wohl diesesmal nicht in nähere Betrachtung ziehen können.

Ausser den Hiongnu erwähnen die chinesischen Annalisten, wie ich schon im Verhergehenden bemerkt habe, im fünften Jahrhundert ein Volk *Muky*, *Mokho* oder *Moho*, das dem mongolischen Stamme angehört zu haben scheint und ursprünglich das Land nördlich von Korea bewohnte. — Im 10ten Jahrhundert kommt unter der *Thang-Dynastie* bereits der Name *Munggu* oder *Munggus* vor und 1135 sind die Mongolen unter ihrem jetzigen Namen *Mungku* oder *Mungkus* bekannt. Dieser Name kommt jedoch in den chinesischen Annalen sehr selten vor. Gewöhnlicher ist die Benennung *Tata* (Ta-ta-öl), welche zuerst im Jahre 880**) angetroffen wird. In späterer Zeit wandten die Chinesen aus Unkenntniss der verschiedenen Sprachen und der Nationalität der fremden Völker diesen Namen auch zur Bezeichnung von anderen hochasiatischen Völkern an, und es ist deshalb zweifelhaft, wieviel von dem Allen, was die chinesischen Annalen von den Tata erzählen, auf die Mongolen anwendbar ist. Indessen will ich hier einige der Data anführen, welche man in Betreff der Tataren und Mongolen aus chinesischen Quellen gewonnen hat.

Als der khitansche Stamm unter den Tungusen an Macht und

---

*) Tableaux hist. p. 243.

**) Tabl. hist de l'Asie, p. 154 ff. — Asia polygl. p. 266.

Gewalt zugenommen hatte, griff er die obengenannten Mokho an und besiegte sie in einem blutigen Treffen im J. 824 n. Ch. Geb. Hierauf wurden die Mokho zum Theil Vasallen der Liao-Dynastie, zum Theil begaben sie sich auf die Flucht und zerstreuten sich in Mittel-Hochasien. Der grösste Theil der letztern zog westlich vom Hoangho ins Gebirge Inschan und das Land *Ho si* oder Tangut*). Einige Zeit darauf ward im J. 874 durch Chuan-Tschao ein Aufstand in China bewerkstelligt, die Aufrührer erlitten jedoch 880 eine grosse Niederlage und ihr Anführer *Li-khe-yung* musste seine Rettung durch die Flucht suchen. Indessen dauerte der Aufruhr fort und hatte den Erfolg, dass Chuan-Tschao beide Hauptstädte einnahm. In seiner Noth fasste der Hof in China da den Beschluss den früheren Heerführer der Rebellen, Li-khe-yung, zu begnädigen und ihn zum Anführer gegen sie zu ernennen. Li-khe-yung sammelte nun Hülfstruppen bei den Tataren im *Inschan*, unter denen er sich während seiner Flucht aufgehalten hatte, und gewann einen glänzenden Sieg über Chuan-Tschao, worauf er sich mit seinen Tataren in der chinesischen Provinz Schan-si niederliess und mit einer königlichen Würde belohnt wurde. Von dieser Zeit (880) kommt die soeben angeführte Benennung *Tata* zum ersten Mal in der chinesischen Geschichte zur Bezeichnung der wilden, von den Mokho herstammenden Horden im Inschan vor. Später wurde diese Benennung bei den Chinesen ganz gewöhnlich und erhielt eine immer grössere und grössere Ausdehnung, obwohl sie andere Benennungen derselben Völker nicht verdrängte.

Was die eigentlichen Mongolen betrifft, so scheinen sie bis auf Tschingis-Chans Zeit keine bedeutende Rolle in der Geschichte gespielt, sondern meist als Vasallen der oben angeführten tungusischen Dynastien der Khitan und Kin gelebt zu haben. Dass jedoch ihre Macht zu der Zeit im Zunehmen begriffen war, darüber giebt die chinesische Reichsgeographie unter der Ming-Dynastie im 11ten Jahrhundert Nachricht, denn sie erwähnt unter den mächtig ge-

*) Asia polygl. p. 204 folg.

wordenen Stämmen ausdrücklich*) der *Mungku* (Mongolen), *Taitschiu* (Taitshigod, auch ein Mongolenstamm) und *Kelie* (*Kerit*, *Kerait*), was ein kalmückischer, mit dem Turgut identischer Stamm gewesen zu sein scheint. Alle diese Horden wurden von Tschingis-Chan vereinigt und bildeten später die Grundlage des mächtigen Weltreichs, das er stiftete. Tschingis-Chan selbst leitete seinen Ursprung von dem Stamme *Tata*, oder, wie er richtiger benannt wird, von dem *schwarzen* Tatarenstamm ab. Ausserdem werden schon zu seiner Zeit auch andere Tatarenstämme erwähnt. So kennen die Chinesen damals *weisse* Tataren, welche wahrscheinlich Türken waren, *Wasser*-Tataren oder Mandshus, *wilde* Tataren u. s. w.**). Von diesen Volksstämmen gehorchten die sogenannten schwarzen Tataren oder Mongolen lange Zeit den Türken oder den weissen Tataren, Tschingis-Chans Vater, Jesugei, aber schüttelte ihr Joch ab, nachdem er zuvor alle zu seinem Stamm gehörigen Tataren, nämlich die schwarzen Tataren, zu einem Volk vereinigt hatte. Es wird erzählt, dass die weissen Tataren früher der tungusischen Khitan-Dynastie und später der Kin-Dynastie zinspflichtig waren. Dasselbe war auch das Loos der schwarzen Tataren oder Mongolen, denn obwohl sie ihre Herren, die weissen Tataren, überwältigt hatten, mussten sie sich dennoch fortwährend bequemen den tungusischen Dynastien einen Tribut zu erlegen.

Diese Abhängigkeit dauerte auch noch zu der Zeit fort, als Tschingis-Chan seinem Vater in der Regierung folgte. Er unterwarf bekanntlich sowohl das Volk der Khitan als auch alle andern Tatarenstämme, aber zum Unterschied von den übrigen nannte er seinen eignen Stamm mit dem Ehrennamen «Mongol» oder vielmehr «Kökö Mongol», d. h. blaue, schwarze Mongolen. Früher hiess dieses Volk, meldet Sanang Setsen, *Bede*, aber nach einem himmlischen Wunderzeichen beschloss er diesen Namen zu vertau-

---

*) Klaproth, Asia polygl. p. 203.

**) Geschichte der Ostmongolen und ihres Fürstenhauses, verfasst von Ssanang Ssetsen, Chungtaidschi der Ordus, aus dem Mongol. übersetzt von I. J. Schmidt. St. Petersb. 1829. S. 71.

schen und äusserte dabei, nach demselben Schriftsteller, folgende Worte: «Dieses Volk Bede, das tapfer und trotzig, ungeachtet meiner Leiden und Gefahren sich tapfer mir anschloss, das mit Gleichmuth, Freude und Leid die Stirne bietend, meine Kräfte vermehrte, — ich will, dass dieses, einem edlen Krystall ähnliche, Volk Bede, welches bis zum Ziele meines Strebens in jeder Gefahr die grösste Treue bewies, den Namen Kökö Mongol führen, und von Allem, was sich auf Erden bewegt, das Erhabenste sein soll.» In dem Sinne Tschingis-Chans ist dieser Wunsch auch ohne Zweifel erfüllt worden, denn einen gefürchteteren Namen als den mongolischen hat es sicherlich nicht in der Welt gegeben. Was die Schaaren Tschingis-Chans sowohl in Europa als Asien zu Wege gebracht haben, ist so wohl bekannt, dass wir es nicht nöthig haben uns dabei aufzuhalten, sondern nur im Vorübergehen bemerken wir, dass die Mongolen bereits bei seinen Lebzeiten das ganze Mittel-Hochasien (die Mandshurei, die Mongolei und Tartarei) unterwarfen, 1215 Yenking oder das sogenannte Peking zerstörten, das nördliche China eroberten und ihre Eroberungen dann über Turkestan bis an die Ufer des Dnjeprs ausdehnten. Kurz vor seinem ins Jahr 1227 fallenden Tode theilte er sein erobertes grosses Reich unter seine vier Söhne, von denen Oktai zum Gross-Chan ernannt wurde. Die Söhne setzten das Werk des Vaters fort, eroberten in Asien ganz China, stürzten das Chalifat in Bagdad und machten sich die Seldshuckenfürsten zinsbar. In Europa wurden die Eroberungen unter Mangu- und Batu-Chan vollendet. Moskau und der grössere Theil von Russland wurde unterworfen; Polen, Schlesien, Mähren und Ungarn wurden geplündert und verheert, und das ganze Europa bebte vor diesen wilden Horden, welchen keine Macht zu widerstehen vermochte. Im J. 1243 starb endlich Oktai und in Folge davon entstanden innere Streitigkeiten, welche die mongolischen Kriegsschaaren vermochten aus Europa in ihr eignes Land zurückzukehren. Von dieser Zeit wuchs das mongolische Reich nicht mehr, aber es hatte bereits einen grössern Umfang erhalten, als irgend ein Reich der Welt früher oder später gehabt hat. Es erstreckte sich

vom chinesischen Meere bis an die Gränzen Polens, von Indien tief nach Sibirien hinein. Es wurde fortwährend von einem Gross-Chan beherrscht, der seinen Sitz in China und verschiedene untergebene Unter-Chane hatte, die von Tschingis-Chan abstammten. Aber schon im 13ten Jahrhundert, als *Kublai* Gross-Chan in China war, machten sich mehrere Unter-Chane unabhängig und bildeten eine Menge von Reichen, von denen Turkestan, Persien, Ost- und Südrussland die mächtigsten waren. Hiedurch wurde die Macht der Mongolen bis auf den Grund erschüttert, dass China sich bereits 1368 unabhängig machte und im 15ten Jahrhundert schüttelte auch Russland das mongolische Joch von sich ab.

Zwar suchte noch *Tamerlan* oder *Timur* auf den Ruinen des Alten ein neues mongolisches Reich zu bilden, und es glückte ihm auch Persien, das ganze mittlere Asien, Hindustan, ja sogar auch Russland u. s. w. zu unterwerfen. Als aber Tamerlan einen Eroberungszug gegen China unternehmen sollte, starb er (1405) mitten unter den Kriegsrüstungen und gleich darauf zerfiel das Reich in mehrere kleinere Theile. Die von Tamerlan gebildete Dynastie hielt sich nach seinem Tode nur in Dshagatai auf. Einer der Nachfolger Tamerlans, *Babur*, stiftete noch 1519 ein Reich in Hindustan und gründete eine Dynastie, die später den Namen der Gross-Mogule trug, und einige Zeit darauf gründete auch *Bosi-Chan* ein Reich in Tschachar, seit der Zeit aber sind die Mongolen zu Vasallen anderer Reiche, namentlich Chinas, herabgesunken.

Während die Mongolen noch Herren von China waren, hatte die regierende Dynastie den Namen *Juan* angenommen und dieser Name wurde gewöhnlich auch dem ganzen Volke beigelegt. Nach dem Fall der Dynastie verlor aber nach und nach auch das Volk diesen Namen und fing wiederum an *Tata* genannt zu werden. Nachdem Bosi-Chan sich im 16ten Jahrhundert in den Besitz von Tschachar gesetzt hatte, wurde dieser Name (Tschachar) allen diesem Reiche gehorchenden Mongolen beigelegt. Gegenwärtig gilt die von Tschingis-Chan eingeführte Benennung Mongol für alle sogenannten Ostmongolen. Sie zerfallen in *Schara* oder *Scharaigol-Mon-*

golen und in *Kalka-Mongolen*, von denen die erstern südlich, die letztern nördlich von der Wüste Gobi wohnen. Beide Stämme zerfallen ausserdem in eine Menge kleinerer Horden oder sogenannter *Oimak's*, welche wir jedoch hier nicht Betracht ziehen können.

Ausser den soebengenannten Ostmongolen leben noch unter chinesischer Herrschaft, wie schon bemerkt wurde, verschiedene *Kalmückenstämme*. Sie nennen sich selbst *Ölöt* (abgesonderte), auch *Durban Oirad* (die vier verbundnen). Die Ursache der letztern Benennung ist die, dass die Kalmücken seit Alters aus vier Stämmen bestehen, nämlich aus den *Dshungar*, *Turgut*, *Choschod* und *Turbet*. Man hat wenig oder gar keine Kenntniss von ihren frühern Schicksalen. In späterer Zeit haben sie sich dadurch bekannt gemacht, dass sie zwei Königreiche stifteten, welche jedoch von kurzer Dauer waren. Das eine derselben wurde 1671 von dem in Hochasien berühmt gewordenen *Galdan* gestiftet, der alle Ölöt-Stämme, die Telengut und Kirgisen unterwarf, die Kalka-Mongolen aus ihren Wohnsitzen vertrieb und eine grosse Verheerung in den östlichen Theilen Hochasiens anrichtete. Gegen ihn erhob sich bald einer seiner Brudersöhne Tse-Wang-Arabdan, der sich an die Spitze des Stammes Dshungar stellte und mit Hülfe der Chinesen *Galdan* besiegte (1696). Tse-Wang-Arabdan gründete das dshungarische Reich bei Ili, aber auch dieses dauerte nicht länger als bis 1757, wo es von den Chinesen erobert wurde. Während der grausenvollen Auftritte, die gleichzeitig mit diesen beiden Reichen statt hatten, sahen sich einige Zweige der Mongolen- und Kalmückenstämme gezwungen Chinas Gränze zu verlassen und ihre Zuflucht in Russland zu suchen. So retteten sich zahlreiche Schaaren der Kalka-Mongolen vor den Verfolgungen Galdans zu ihren Bundesverwandten am Baikal und nachdem das dshungarische Reich zerstört war, zogen auch 20,000 Familien dieses Stammes auf das russische Gebiet. Aber schon zuvor hatten sich Kalmücken an der Wolga niedergelassen und der Stamm Turgut war der erste, der sich dem russischen Scepter unterwarf (1630). Dieser Stamm war mit den Dshungaren und Choschoten in Zwist gerathen, und im Bewusstsein seiner Schwäche

grossen Theils gezwungen gewesen Ili zu verlassen, obwohl andere Turguten noch beschlossen dort zurückzubleiben; aber im J. 1703 zogen auch diese sich vor den Verfolgungen Tse-Wang-Arabdan's zurück und liessen sich in Russland, zwischen dem Jaik und dem Ural nieder. Einige Jahre später (1712) sandte der chinesische Kaiser zu den Turguten eine Gesandtschaft mit der Einladung nach China zurückzukehren, und im Jahre 1771 traten sie in der That ihren Rückzug an und liessen sich wieder in Ili nieder. Durch ihr Beispiel verlockt kehrten im folgenden Jahre (1772) auch andere Stämme sowohl der Kalmücken als der Burjäten auf chinesisches Gebiet zurück, welches hiedurch mit einer halben Million Einwohner bereichert wurde. Seit dieser Zeit weiss man von ihnen wenig mehr, als dass sie gleich den Mongolen als friedliche Unterthanen in dem chinesischen Kaiserreich gelebt haben.

Was endlich die *Burjäten* betrifft, so haben sie, soviel bekannt ist, nie eine Rolle in der Geschichte gespielt. Ihre Wohnsitze haben sie seit uralten Zeiten, wenigstens schon vor dem Auftreten Tschingis-Chans, am Baikal-See gehabt. Seit dem Jahre 1644 gehorchen sie alle der russischen Herrschaft. Wie die Mongolen und Kalmücken zerfallen sie in eine Menge von Stämmen und haben ihre eignen, erblichen Fürsten. Die Gesammtzahl der Burjäten wird auf ungefähr 150,000 Seelen angeschlagen. Sie halten sich zum grössern Theil auf den Steppen südlich vom Baikal auf, einige Stämme leben aber noch zerstreut im Norden von diesem See bis in die Gegend von Nishneudinsk. Sie sind von allen Eingebornen Sibiriens die gebildetsten und wohlhabendsten. Wie alle Mongolen führen sie eine nomodisirende Lebensweise. Gegenwärtig sind auch die Burjäten ihrer Religion nach Buddhisten, es giebt aber unter ihnen auch viele Schamanen, Christen und ausserdem Muhammedaner. Bekanntlich haben die Mongolen und Kalmücken eine eigne Schriftsprache, die Burjäten aber bedienen sich der mongolischen Schrift. Jedoch besteht die Litteratur, welche die mongolischen Stämme gegenwärtig haben, vornehmlichst nur in Uebersetzungen indischer und tibetischer Werke.

Da Tschingis-Chan die colossalste Persönlichkeit ist, die aus Asiens Sandwüsten hervorgegangen ist, dürfte es wohl nicht unzweckmässig sein eine nähere Kenntniss von dem Schicksal dieses ausserordentlichen Mannes zu gewinnen. Die Mongolen hielten ihn für ein übernatürliches Wesen, wie denn alle hochasiatischen Völker überhaupt ihre Helden ungefähr wie Halbgötter betrachten. Es war auch in der That dieser Glaube an ihre übernatürlichen Kräfte das, was die eigentliche Stärke dieser Helden ausmachte, und in Hochasien war es stets eine Bedingung für einen jeden, der ein grosser Mann geworden war, dass Wunder und Zeichen vom Himmel herabgesandt wurden, um seine höhere Mission vor dem Haufen darzuthun. Hatte sich aber einmal die Ueberzeugung von einer solchen Mission des Volkes bemächtigt, so stürzte es mit seinem Gott an der Spitze mit der Stärke einer Naturkraft einher. Auch Tschingis-Chans Geschichte liefert davon einen deutlichen Beweis. Sie lautet, nach Sanang-Setsen's fabelhafter und mythischer Darstellung im Auszuge also*):

Im *Schim-Pferde-Jahre* (1162) wurde von Jesugei Baghatur als Vater und Ögelen Chatun als Mutter ein Knabe, Namens Tegrin Ögguksen Temudshin (der von den Göttern verliehene Temudshin), geboren. Temudshins Mutter gebar ausser ihm noch Chasar, Chadshikin und Üdsüken, im Ganzen vier Söhne. Von zwei andern Gattinnen, Namens Goa Abaghai und Dagashi hatte Jesugei die Söhne Bekter und Belgetei, im Ganzen also sechs. — Nun wollte Jesugei seinem Sohne Temudshin eine Braut bei seinem mütterlichen Verwandten, den Olchonod, aussuchen. Auf dem Wege dahin kehrte er bei Dai Setsen von den Chongkirad ein, der ihn fragte: «Mein Schwager von kijotscher Herkunft und vom Geschlechte Bordshigen, wohin ist dein Weg?» Auf die Antwort des Jesugei Baghatur: «Die Absicht meiner Reise ist diesem, meinem Sohne, eine Braut zu suchen», erwiederte Dai Setsen: «In verwichener Nacht erschien mir im Traume ein weisser Sperber und

*) Geschichte der Ostmongolen. S. 63 ff.

setzte sich auf meine Hand; dieses ist, wie ich weiss, Bordshigen, euer Zeichen. Von Alters her ist es Sitte, dass wir unsere schönen Fürstentöchter vorzugsweise an die Bordshigen verheirathen; unsere gutartigen Jungfrauen sind schon von Natur zu Gattinnen der Bordshigen bestimmt. Ich habe nur eine einzige neunjährige Tochter, *Bürte* genannt, die ich diesem, deinem Sohne, geben will.» Der Vater meinte, sie sei noch zu jung, aber der Sohn entgegnete: «Sie wird mir für die Zukunft nützlich sein: lass es geschehen!» Hierauf tranken sie den Rest des vorhandenen Getränks, Jesugei gab ein Paar Pferde zum Geschenk, liess den Temudshin zurück und begab sich auf den Heimweg.

Eines Tages kamen die Knaben Temudshin und Chasar zu ihrer Mutter und sprachen: «Vor kurzem haben die Brüder Bekter und Belgetei die Fische, die wir gefangen hatten, geraubt und verzehrt; heute schoss Chasar eine Lerche mit einem kleinen Pfeil, auch die raubten sie: wir wollen die beiden tödten.» Hierauf entgegnete ihnen die Mutter: «Warum sprechet ihr wie die fünf Söhne jener taidshigodschen Fürstin der frühern Zeit? Der Körper ist zwar kleiner als sein Schatten, jedoch stärker als sein Schwanz, sagt das Sprichwort; darum lebt als Freunde mit einander. Bedürft ihr nicht in Zukunft Einer des Andern Hülfe?» Ohne zu antworten, gingen beide hinaus und warfen die Thüre hinter sich zu, worauf die vier Brüder sich in feindseliger Absicht zu Bekter und Belgetei begaben. Bekter rief ihnen entgegen: «Wollt ihr tödten, so tödtet nur mich; meinen Belgetei tödtet nicht: er ist der Mann, der euch beistehen und eure Kraft vermehren wird!» Ohne auf ihn zu hören, tödteten sie den Bekter.

Als sie hierauf zu ihrer Mutter kamen, gab dieselbe ihnen im Zorne folgenden Verweis: «Wie konntet ihr solches thun und euch unter einander tödten, während ich hoffte und mich freute, dass meine, im Hass gegen unsere Feinde erzogenen und sorgfältig mit süssen Milchspeisen genährten Söhne ausgezeichnete und berühmte Männer werden würden! Was wird daraus werden, wenn ihr fortfahret, einer den andern zu tödten und euch unter einander zu

vernichten! Ihr gleichet einem Wolfe, der sich in die Rippen beisst oder einem Raubvogel, der auf seinen eignen Schatten stösst, oder einem grossen Fische, der sich mit dem Schwanze peitscht! Nicht anders ist es, als dass dasjenige was dünn ist, bei euch zur Schlange, und was dick ist, zur Kröte wird.»

Nach dieser Zeit kam die Heeresmacht der Taidshigod, umzingelte plötzlich die Gegend und liess ansagen: «Euch allen wollen wir kein Leid anthun, gebt uns nur den Temudshin heraus!» Temudshin, der dies hörte, war im Begriff mit eingelegtem Pfeil hinauszurennen, als ihn noch die Mutter zurückhielt und ihn nachher heimlich hinaus schaffte. Er nahm seinen Zufluchtsort in einer geräumigen Höhle am *Onon*, wo ihn aber die Taidshigod ausspürten und die Oeffnung bewachten. Nach drei Tagen wollte er den Versuch wagen hinauszugehen, als er aber den Sattelgurt anzog, rutschte der Sattel ab und der Gurt zerriss. Da dachte Temudshin: «Wie konnte dieser Gurt zerreissen! Gewiss ist dies ein Warnungszeichen von meinem Tegri-Vater.» Abermals nach drei Tagen versuchte er es wieder hinauszugehen, fand aber die Mündung der Höhle mit einem grossen weissen Steine verstopft. Da dachte er: «Dieser Stein lag früher nicht da! auch dies ist eine Warnung von meinem Tegri-Vater» und blieb noch drei Tage in der Höhle. Nachdem er neun Tage in derselben verbracht hatte, verliess er sie mit den Worten: «Jetzt mag kommen was da wolle.» Alsbald wurde er von der noch immer lauernden Wache der Taidshigod ergriffen, die ihm eiserne Ketten und Fesseln anlegten und ihn mit sich fortführten.

Einige Zeit darauf fand Temudshin Gelegenheit sich aus dem Gefängniss zu befreien und nachdem er hin und hergeirrt hatte, verbarg er sich in einem stehenden Gewässer, woselbst ihn Torghan Schara entdeckte und bei sich dachte: «Er hat früher meinen beiden Söhnen *Tschilaghon* und *Tschimbai* viel Freundschaft erwiesen.» — Sodann rief er ihm zu: «Menschenkind! es ist gut, dass du hier liegst; ich werde Hülfe suchen.» Mit diesen Worten entfernte er sich. Da dachte Temudshin: «Der Mann scheint gut gesinnt zu sein», — schlich in der Nacht aus seinem Versteck hervor und

kam zur Behausung des Schara, woselbst die beiden Söhne desselben ihn mit folgenden Worten empfingen: «Wir wollen der verfolgten Lerche ein rettender Grashügel sein, wir wollen diesen mit bebendem Herzen zu uns geflüchteten, *Bordshigen*, diesen Tegri-Sprössling treulich schützen. Ungeachtet des Verdachts, den man auf uns werfen wird, wollen wir uns seiner bestens annehmen.» Hierauf zerhieben sie seine Ketten mit einem Beil und versteckten ihn in einem Wagen unter einem Haufen Wolle. Hier hätten die Feinde ihn beinah ertappt, aber in der Meinung, dass niemand sich bei der Sonnenhitze unter einem Wollhaufen aufhalten könnte, entfernten sie sich und Temudshin gelangte glücklich in seine Heimath.

Einige Zeit nach diesem Ereigniss kamen die Taidshigod wieder und raubten dem Temudshin acht gelbe Reitpferde. Alsbald setzte Temudshin den Dieben nach, unterwegs schloss sich Boghordshi ihm an und alsbald wurden die Diebe ertappt. Obwohl diese an Zahl überlegen waren, nahm ihnen Temudshin im Verein mit Boghordshi die geraubten Pferde wieder ab. Als Boghordshi nach der Rückkehr das Abenteuer seinem Vater erzählte, lächelte der Alte und wandte sich sodann auf die Seite, um seine Thränen zu verbergen, darauf sprach er zu den beiden Jünglingen: «Der Männer Pfad ist nur einer; dies vergesset nie!» Hierauf wurden Temudshin und Boghordshi in Leiden und Freuden unzertrennliche Gefährten.

Als Temudshin 20 Jahre alt war, wurde er als Chaghan anerkannt. Von diesem Tage liess sich, drei Morgen nach einander, ein fünffarbiger Vogel in Lerchengestalt auf einem viereckigen Steine vor dem Hause nieder und rief *Tschingis, Tschingis!* Daher erhielt Tschingis-Chan den Namen, unten welchem er in allen Gegenden berühmt wurde. Darauf sprang der Stein plötzlich von sich selbst auseinander und aus der Mitte desselben kam das Siegel, Chas-Boo genannt, zum Vorschein. Sodann nahm Tschingis-Chan die Fahne seines Schutzgeistes und wurde Herrscher der vierhunderttausend des Volkes Bede. Und der Herrscher sprach: «Dieses Volk Bede, das tapfer und trotzig, ungeachtet meiner Leiden und Gefahren sich anhänglich mir anschloss und meine Kräfte vermehrte — ich will,

dass dieses, einem edlen Krystall ähnliche, Volk *Bede*, welches bis zum Ziele meines Strebens in jeder Gefahr die grösste Treue erwies, den Namen *Köke-Monghol* führen und von Allem, was sich auf Erden bewegt, das Erhabenste sein soll.» Von der Zeit an wird dieses Volk Köke-Monghol genannt.

Nach dieser Zeit empörte sich Chasar, der Bruder Tschingis-Chans, vereinigte sich mit den Dologhan Chongchotan und zog davon. Der Herrscher vertraute den Oberbefehl über das zur Verfolgung bestimmte Heer dem Subegetai Baghatur mit folgenden Worten: «Ihr, meine treuen Kriegsobersten, ein Jeder dem Monde gleich an der Spitze des Heeres! Ihr, dem Schmucke der Hauptbedeckung ähnlich! Ihr, der Ehre Mittelpunct! Ihr, wie Stein Unbeugsame! Und du, mein Heer, das mich wie eine Mauer umgiebt und das wie ein Schilffeld gereihet ist, höret meine Worte: zur Zeit des friedlichen Scherzes lebt einträchtig, wie die Finger einer Hand; zur Zeit des Ueberfalls seid wie ein Falke, der auf seinen Raub stürzt; zur Zeit des Spieles und der Erheiterung schwärmt wie die Mücken, aber zur Zeit der Schlacht fahret auf den Feind, wie ein Adler auf seine Beute!» Da antwortete Subegetai Baghatur: «Was wir vermögen oder nicht, wird die Zukunft lehren; ob wir es ausführen werden, mag der Schutzgeist des Herrschers wissen.» Hierauf rückte Subeghetai Baghatur dem Chasar nach, ereilte ihn ihn und sandte ihm folgende Botschaft: «Wer sich von Blutsfreunden trennt, wird die Beute jedes Einzelnen; wenn Verwandte sich entzweien, werden sie fremden zum Raube! Anhang kannst du dir verschaffen, aber keine Blutsfreunde; Unterthanen kannst du dir anwerben, aber keine Brüder.» Diese Worte fanden Eingang bei Chasar; er kehrte um und versöhnte sich mit dem Herrscher, seinem ältern Bruder.

Nach dieser Zeit verbanden sich Chasar und Belgetei gegen ihren Bruder und Herrscher, als aber Tschingis-Chan ihre schlechten Absichten erfuhr, nahm er die Gestalt eines alten Mannes an, ging von Haus zu Haus und bot einen langen Bogen zum Verkauf aus. Als er zu seinen Brüdern Chasar und Belgetei kam, empfingen

sie ihn mit Hohn und sagten: «Oh Alter! dein Bogen möchte recht gut zu einem Schnellbogen für Maulwürfe zu gebrauchen sein.» Tschingis-Chan aber liess sie den Bogen versuchen und sie waren nicht im Stande denselben zu spannen. Nun verwandelte sich der Alte vor ihren Augen in einen eisgrauen, abgelebten Mann, der ein bläuliches Maulthier mit Blässe ritt, nahm den Bogen und schoss einen Pfeil gegen ein Felsenstück ab, das er von einander spaltete. Sodann verliess er sie mit den Worten: «Ihr beiden Jünglinge! von Prahlerei entsteht Gestank, sagt das Sprichwort. Nicht wahr, der alte Mann versteht es besser als ihr?» Da sprachen die Brüder zu einander: «Das war kein gemeiner Mensch; gewiss war es ein Chubilghan (eine Metamorphose) des Herrschers.» Von der Zeit an fürchteten sie sich und blieben beim Herrscher.

Bald darauf unterwarfen sich die Oirad Burjäd und sandten ihm zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit einen Adler. Mehrere andere nahbelegene Stämme wurden zu derselben Zeit durch die Gewalt der Waffen unterworfen. Nachdem der Herrscher, fährt Sanang Setsen*) fort, auf diese Weise seine Feinde unter die Füsse getreten hatte und ihren Neid mit seiner Faust bändigte, kehrte er in seine *Ordu* zurück. Während er daselbst sass, begab es sich, dass plötzlich eine Schaale von Chas (Nephrit), gefüllt mit einem wohlschmeckenden Trank, sich von oben durch den Rauchfang in die Hand des Herrschers herabsenkte, ohne dass etwas verschüttet wurde. Da der Herrscher im Begriff stand, die Schaale allein auszuleeren, sprachen seine Brüder: «Wie kann der Herrscher das Gnadengeschenk des Tegri allein geniessen?» Der Herrscher reichte ihnen dann das Uebriggebliebene, aber so sehr sie auch nach einander ansetzten und trinken wollten, so konnte doch keiner einen Tropfen herunterbringen. Da sprachen die vier Brüder: «Dass der machtvollkommene Chormusda Tegri, dein Vater, dir, dem Herrscher, seinem Bogda-Sohne in einem Gefäss von Edelstein himmlischen Trank verleihen sollte, glaubten wir nicht, und sprachen aus Neid jene

*) A. a. O. S. 83.

Worte. Du allein bist unser rechtmässiger Beherrscher: in Zukunft werden wir allen deinen Befehlen und Gesetzen gehorchen.» Der Herrscher antwortete ihnen: «Auf den mir gewordenen Befehl des machtvollkommenen Tegri setzte ich mich auf den alten Thron der Chaghane, und der Fürst der untern Drachen verlieh mir das Siegel, Chas-Boo genannt. Jetzt, da ich meine Hasser und Neider besiegt habe, hat mir der erhabene König der Tegri himmlisches Getränk herabgesandt. In Betracht dieser Thatsachen habt ihr Recht, also zu sprechen.»

Nach dieser Zeit sammelte Tschingis-Chan ein grosses Heer, vertrieb den chinesischen Altan Chaghan und bemächtigte sich seines Reichs. Hierauf unterwarf sich *Tangut* (das Land westlich von Hoangho oder dem gelben Flusse) von selbst und erbot sich einen Tribut zu entrichten. Im Jahre 1195 zog Tschingis-Chan gegen *Sartaghol* zu Felde, schlug den Chan und unterwarf sich die fünf Gebiete der Sara Sartaghol (einen Theil der Mongolei südlich von Gobi). Im Jahre 1196 unterwarf er sich das Volk von *Togmak* und 1198 die *Kerait*. Auf diese Weise unterwarf er einen Tatarenstamm nach dem andern, bis er 1206 in seinem 45. Lebensjahre gegen Tibet zog. Dieses Land unterwarf sich freiwillig und Tschingis-Chan zog nun mit seinem Heere gegen *Enedkek* (Indien), auf diesem Wege aber kam ihm ein am Scheitel mit einem einzigen Horne versehenes Wild entgegengelaufen, welches vor dem Herrscher dreimal die Knie verbeugend, seine Ehrfurcht bezeigte. Als alle hierüber sich verwunderten, sprach der Herrscher: «Das Mittelreich jenes Indiens ist, sagt man, der Ort, woselbst die erhabenen Buddhas und Bodhisattwas, sowie die machtvollkommenen Bogdas und Fürsten der Vorzeit geboren wurden. Was mag es bedeuten, dass dieses sprachlose Wild sich wie ein Mensch verbeugt? Hat mich etwa der Tegri, mein Vater droben, warnen wollen?» Dies gesagt, kehrte er um und zog zurück in seine Heimath.

Nun fing der Herrscher an gesetzliche Ordnung bei seinem ganzen Volke einzuführen und verlieh auch zu dem Ende den neun *Örlök* und Allen, die ihm ihre Kräfte und Fähigkeiten gewidmet

hatten, ansehnliche Posten und Titel, hohen Rang und Gnadengeschenke, einem Jeden nach seinem Verdienste; er ernannte Befehlshaber über Hundert, über Tausend, über Zehntausend und über Hunderttausend, und öffnete seinen Schatz dem gesammten grossen Volke, aber von Allen blieb Boghordshi allein ganz unbedacht. Da sprach seine Gemahlin so zu ihm: «War es nicht Boghordshi, der damals, als du mit Noth und Trübsal zu kämpfen hattest, sich bereits in deiner Jugend mit dir verband und dein treuester Gefährte ward? Der die schwersten Thaten für dich ausführte? Der in deinem Dienste sein Leben niemals schonte? Beherrscher der Menschen! während du jeden Geringen deiner Aufmerksamkeit würdig achtetest, hast du den trefflichen Boghordshi, der alle seine Kräfte dir geopfert hat, vergessen.» Der Herrscher erwiederte: «Ich habe ihn nicht vergessen, ich will seine grossen Verdienste vor allen seinen Neidern auszeichnen.» Sodann gab er einem seiner Sclaven den Befehl hinzugehen und zu lauschen, was Boghordshi über ihn spräche. Dem Befehle seines Herrschers gemäss ging der Sclave und hörte die Gattin des Boghordshi zu ihrem Manne auf folgende Weise sprechen: «Bist du nicht Boghordshi, der der erste Jugendgefährte des Herrschers war? Der zur Verherrlichung seiner Macht hauptsächlich beitrug? Der jede That für ihn ausführte? Der mehr als Alle ihm seine Kräfte opferte? Der den Vater, seinen Erzeuger, und die Mutter, die ihn gebar, des Herrschers wegen vergass? Der die sorglose Gattin und die heranwachsenden Kinder verliess mit den Worten: ich will dem Herrscher dienen und ihm meinen Arm leihen. Der da zu sagen pflegte: obgleich es jetzt Mühe und Arbeit giebt, am Ende werden wir Lust und Freude haben? Nun aber hat der Herrscher Geringe aus dem Volke mit Gnadenbezeugungen überhäuft, hat Unfähigere zu Befehlshabern über Zehntausend und Tausend gemacht; hat er aber deiner auch nur in einem Stücke gedacht? Sind nicht Alle, die dem Bordshigen ihre Kräfte gewidmet haben, ungleich bedeutender als du?» Hierauf antwortete Boghordshi Folgendes: «Ich bin nie begierig gewesen, Glücksgüter zu sammeln und aufzuhäufen; und sollte ich auch hungern, werde

ich dem Herrscher dennoch meine Kräfte opfern. Ohne mich um Güter für unsere Kinder zu bekümmern, werde ich nach wie vor der Gefährte des Herrschers sein und ihm meine Kräfte widmen. Der Weiber Zügel ist kurz, ihr Gedankenkreis eng! Wenn nur der goldene Hausgurt meines Herrschers dauerhaft und seine edle Regierungsgewalt fest gegründet ist, so werde ich, wenn nicht jetzt, doch in einem künftigen Leben meiner Belohnung gewiss sein.»

Als der Sclave dem Tschingis-Chan diese Reden hinterbracht hatte, rief dieser sein ganzes Volk zusammen, theilte dann Boghordshi's Unterredung mit seiner Frau dem Volke mit und überliess es seinem Ermessen, wie weit er Grund hätte Boghordshi's Verdienste auf eine ausgezeichnete Weise zu belohnen. Da alle hierin einverstanden waren, machte er ihn zum mächtigsten Manne seines Reichs. Darauf sprach der Herrscher: «Dem Befehl des obersten Königs, meines Vaters, gemäss habe ich die zwölf grossen Könige des Erdbodens meiner Herrschaft unterworfen, die gesetzlose Willkür der kleinen Fürsten habe ich meinem Willen untergeordnet, die ausgebreitete, zahllose Volksmenge, welche in Druck und Noth umherirrte, habe ich gesammelt und zu einem Ganzen vereinigt, und also den grössten Theil meiner Obliegenheiten vollendet. Jetzt will ich dem Körper sowohl als dem Gemüthe Ruhe geben.» Dann ruhte der Herrscher 19 Jahre lang, führte Ordnung und Gesetze bei seinem grossen Volke ein, stützte das Reich und dessen Verwaltung auf feste Säulen und erhöhte das Glück und die Wohlfahrt des gesammten grossen Volkes auf einen solchen Grad, dass nichts sich dem Glücke des Chaghans und seiner Unterthanen gleichstellen konnte.

Unterdessen machte er noch andere Eroberungen, bis er sich das ganze Mittel-Hochasien unterworfen, Peking zerstört, das nördliche China unterjocht und seine Eroberungen über Turkestan bis an den Dnjepr ausgedehnt hatte. Kurz vor seinem Tode tröstete er seine Söhne, ermahnte sie zur Eintracht und sprach unter anderem: «Der Edelstein Chas ist von keiner Haut und polirter Stahl von keiner Schlacke überzogen, der geborne Körper ist nicht ewig: er geht dahin ohne Heim- und Wiederkehr. Eins bitte ich stets in

ernsthafter Erinnerung zu behalten. Die Seele und der Kern jeder That ist dieselbe zu vollenden, wenn sie angefangen ist. Fest und unerschütterlich ist das Gemüth des Mannes, der sein gegebenes Wort hält.»

Türken.

Von Asiens drei grossen Volksstämmen sind die Türken am frühesten in der Weltgeschichte aufgetreten, sowie sie auch am frühesten ihre Rolle ausgespielt haben. Die jetzigen Türken bilden nur schwache, weit und breit zerstreute Ueberreste; in ihrer Blütezeit aber waren sie ein grosses und mächtiges Volk, im Stande das römische Reich zu züchtigen und Schrecken über ganz Europa zu bringen, sowie Throne in China, Persien, Indien, Syrien, Aegypten und Arabien zu errichten. Viele der türkischen Stämme sind dem Bekenntniss nach Muhammedaner und sind auch den Vorschriften ihrer Religion, sich mit der Macht des Schwertes eine Stelle im Paradiese zu erwerben, treulichst nachgekommen. Die Menschlichkeit hat ihr Werk nicht gesegnet, dass sie aber ein tapferes und muthiges Volk waren, ist ein Zeugniss, das die Geschichte ihnen nie verweigern wird.

Die vornehmste Quelle zur Erkenntniss der Vorzeit der Türken wie auch der Mongolen sind Chinas Annalen und Raschid-eddin, Abulghasi und mehrere andere muhammedanische Schriftsteller. Die letztgenannten beginnen die Geschichte der Türken von dem Sohne Noah's, Japhet, und füllen die grosse Lücke von der Sündfluth bis zur historischen Zeit mit Genealogien aus, die in einem ächt mosaischen Geiste abgefasst sind und augenscheinlich den Charakter einer Fälschung tragen. Es wäre zwecklos hier näher auf diese Genealogien einzugehen; ich will nur einige Facta anführen, um ihre allgemeine Beschaffenheit darzulegen. Unter Japhet's acht Söhnen wird einer, Namens *Turk*, genannt, der von Japhet zum Häuptling seines ganzen Volkes auserkoren wurde. Turk soll sich in der Gegend des Sees Issi-kol und des Flusses

Ili*), Isäch-koll nach Abulghasi**), niedergelassen haben. Einer von Turk's Nachkommen, Namens *Alindje-Chan*, hatte zwei Söhne, die Zwillinge waren, von denen der eine Tatar und der andere Mongol oder Mungl hiess. Alindje-Chan theilte seine Länder unter sie und legte sonach den Grund zu zwei verschiedenen Reichen. Von Mongol stammt ferner Oghuz-Chan her. Er soll von der Wiege an ein warmer und treuer Diener des alleinigen Gottes gewesen sein und alle Götzenanbeter zu der alten Religion zu bekehren gesucht haben. Er hatte viele Frauen, verstiess aber diejenigen, die nicht die wahre Lehre annahmen. Als sein Vater, Kara-Chan, durch die verstossenen Frauen hievon Nachricht erhielt, fing er an dem Sohne nach dem Leben zu trachten, dieser hatte sich aber schon eine grosse Zahl von Anhängern zu verschaffen gewusst. Unter diesen befanden sich auch Kara-Chans Brudersöhne, welche Oghuz wegen des von ihnen gewährten Beistandes *Uigur*, d. h. *Helfer* nannte, und von diesen hat nachmals der mächtige Uigurenstamm seinen Namen erhalten. Zwischen Oghuz und seinem Vater Kara-Chan kam es nun zu einem Treffen, in welchem Kara-Chan geschlagen und von einem Pfeil getroffen wurde, worauf er alsbald starb. Oghuz folgte ihm nach und fing nun heftige Verfolgungen gegen alle Götzenanbeter an, diese hatten aber zur Folge, dass viele seiner Unterthanen das Reich verliessen und zu ihren Nachbarn flüchteten. Oghuz-Chan unterliess es nicht sie aufzusuchen, wo sie sich auch befanden, und so entstand ein Religionskrieg, der 12 Jahre fortdauerte. Darauf unterwarf er sich mehrere Reiche, namentlich Khatai oder China, Tangut, Kara-Khatai. In Kara-Khatai regierte zu der Zeit ein Fürst, Namens Itborak-Chan, der dem Oghuz in einem Treffen so heftigen Widerstand leistete, dass dieser dabei in eine harte Bedrängniss gerieth. Während des Treffens geschah es, dass die Frau eines der gefallenen Befehlshaber einen Sohn gebahr, was in einem hohlen Baume, Namens *Kiptschak*, geschah. In Folge dessen erhielt der Sohn den Namen Kiptschak; er

*) Deguignes, Allgem. Geschichte der Hunnen und Türken. S. 113.

**) Histoire genéalogique des Tatars, p. 24.

wurde Stammvater der mit demselben Namen bezeichneten türkischen Horde und gründete das Reich Kiptschak. Itborak-Chan blieb dieses Mal unbesiegt, aber siebzehn Jahre später zog Oghuz wiederum gegen ihn ins Feld und focht nun mit solchem Erfolge, dass Itborak fiel und Kara-Khatai erobert wurde. Darauf setzte er sich in den Besitz von Samarkand, Bokhara und mehreren andern Orten, unternahm einen Feldzug gegen Iran, starb aber bald nach seiner Rückkehr von dort, nachdem er 116 Jahr regiert hatte. Von seinem Tode rechnet man bis auf Tschingis-Chan 4000 Jahre und nach dieser Rechnung müsste Oghuz ungefähr 2800 Jahre vor Chr. G. gelebt haben *).

In solche fabelhafte Sagen ist die älteste Geschichte der Türken bei den muhammedanischen Geschichtsschreibern gehüllt. Was die Chinesen davon erzählen, ist sehr unbedeutend. Sie sind indessen schon früh in der chinesischen Geschichte unter dem Namen der *Chiu njü*, *Chian jün* und *Chiong nu* bekannt. Hyakinth **) führt eine Tradition an, der zu Folge der erste Stifter des chinesischen Reichs Chuan-di, der im 27. Jahrhundert v. Chr. G. gelebt haben soll, dieses Volk von den Gränzen seines Reichs nordwärts trieb. Im Jahre 1764 vor unserer Zeitrechnung starb der letzte chinesische Kaiser aus dem Hause Hia in der Verbannung und sein Sohn Schun wei oder Chiun jü soll mit 500 Mann zu den Türken geflohen sein, wo er zum Tschenju oder König erwählt wurde. Nach ihm sollen auch die Türken ihren Namen *Chiun jü* erhalten haben. Diesen Namen behielten sie, nach Klaproth ***), unter der Dynastie *Schang* bis zum J. 1134 bei. Unter der darauf folgenden Dynastie *Dscheu* (1134—256 vor Chr.) sollen sie Chian jün benannt worden sein, unter den Tsin und Chan aber (256 v. Chr. — 263 n. Chr.) trugen sie den Namen *Chiung nu* oder *Hiong nu*. Ihre Schicksale während des grössern Theils dieses Zeitraums sind unbekannt, und das Geringe, was die chinesischen Geschichtsschreiber von ihnen erzählen,

*) Deguignes, Allgemeine Geschichte der Hunnen und Türken. S. 114—119.
**) Записки о Монголіи T. II. S. 3—4.
***) Asia polyglotta S. 210.

ist von unbedeutendem Interesse. Sie scheinen nördlich und nordwestlich von China nomadisirt zu haben und vornehmlichst in der Gegend des Inschan-Gebirges. Von hieraus unternahmen sie häufige Streifzüge auf das chinesische Gebiet, weshalb sich die Chinesen zu ihrer Vertheidigung genöthigt sahen die chinesische Mauer aufzuführen.

Die Hiongnu waren nach den Angaben der Chinesen ein über die Maassen wildes und kriegerisches Volk. Ihre ganze Erziehung ging darauf aus, ihre Kinder zu Kriegern und Jägern zu machen. Die Chinesen erzählen, dass sie kleine Kinder auf Böcken reiten und mit kleinen Bogen Vögel und Mäuse schiessen liessen. Wurden die Kinder grösser, so wurden sie ausgeschickt Hasen und Füchse zu jagen und waren sie im Stande grössere Waffen zu tragen, so war der Krieg ihr Handwerk. Man erkannte sie erst dann als Männer an, wenn sie ein Menschenleben vernichtet hatten oder im Stande waren dies zu thun. Der Krieg war dann ihre einzige Beschäftigung und das einzige Mittel, wodurch sie Achtung bei ihrer Nation gewinnen konnten*). Sie waren ein Reitervolk und hatten sich gewöhnt Tag und Nacht auf dem Pferde zu sitzen, wo sie alle ihre Arbeiten verrichteten. Auch ihre Kämpfe führten sie stets zu Pferde aus. Waren sie von dem Feinde ein wenig entfernt, so griffen sie ihn mit Pfeilen an, waren sie ihm aber näher gekommen, so fingen sie an mit dem Schwert zu kämpfen. Sie führten ihre Waffen mit der grössten Geschicklichkeit und verstanden es zugleich Hiebe auszutheilen und den Feind in Schlingen und Netze zu verwickeln, so dass er an dem freien Gebrauch seiner Pferde und seiner Kräfte verhindert wurde. Hierauf setzten sie den Kampf mit einem fürchterlichen Geschrei fort, drängten sich dicht an einander, verschwanden aber in einem Nu, denn sie sahen es nicht für schimpflich an vor dem Feinde zu fliehen. Jedoch war diese Flucht oft nur eine Kriegslist; sie kehrten hastig um, umringten den Feind und streuten wie der Samum der Wüste Tod und Verderben nach allen Seiten.

---

*) Deguignes a. a. O. S. 129.

Jugend, Tapferkeit und Kriegskunst standen allein bei diesem Kriegsvolk in Achtung, und deshalb erhielten auch junge Helden die besten Bissen bei der Mahlzeit; ältere Personen mussten sich mit den Krumen begnügen, welche ihre Söhne ihnen nachgelassen hatten*).

Sonst erzählen die Chinesen von der übrigen Lebensweise der Hiongnu, dass sie sich mit Jagd und Viehzucht beschäftigten. Sie weideten ihre Pferde, Esel, Kamele, Kühe und Schaafe an fruchtbaren Flussufern, streiften hin und her, ohne sich irgendwo festzusetzen und bauten nirgends Städte oder Burgen. Liessen sie sich irgendwo auf eine kürzere Zeit nieder, so theilten sie das Land unter sich. Ihre Hauptnahrung schafften sie sich von wildwachsenden Kräutern, durch die Jagd und ihre Viehherden. Sie verzehrten Thiere und Ungeziefer aller Art. Das Fleisch wurde weder gekocht noch gebraten, sondern halbroh verschluckt, nachdem man es zwischen seinen Beinen gerieben oder auf demselben reitend gesessen hatte. Ihre Kleider bestanden aus den Häuten oder Haaren wilder oder zahmer Thiere und da niemand mehr als eine Umhüllung hatte, so trug man diese so lange bis sie auf dem Körper zerfiel. Sie wuschen sich nie, denn es war und ist zum Theil noch jetzt ein Volksglaube in Hochasien, dass die Götter das Waschen nicht lieben, sondern es mit Donner und Blitz bestrafen**).

So schildern die Chinesen das Volk der Hiongnu, und man kann an der Wahrhaftigkeit dieser Schilderung nicht zweifeln, denn dieselben Sitten und Gebräuche dauern theils noch bis auf den heutigen Tag bei manchen wilden Stämmen Hoch- und Nord-Asiens fort. Sie fügen hinzu, dass die Hiongnu in den ältesten Zeiten keinen Begriff von der Schreibekunst, keine Religion, keine Gesetze und keine ordentliche Verfassung hatten. Aller Wahrscheinlichkeit nach lebten sie in einzelne Horden vertheilt, deren jede von ihrem Oberhaupt regiert wurde.

---

*) K. F. Neumann, die Völker des südlichen Russlands. S. 29.

**) Neumann a. a. O. S. 26—27.

***) Іакиноа Записки о Монголіи. Томъ II. S. 9 ff. — Neumann, p. 32—34. — Deguignes, Th. I. S. 130 ff. — Klaproth, Tabl. hist. p. 103 ff.

Von ihren fürstlichen Dynastien wissen die chinesischen Annalen nichts zu melden bis *Toman* oder *Teuman* im J. 214 v. Chr. ihr Tschenju wurde. Ihm folgte (209) sein Sohn Maotun nach, der der eigentliche Begründer des Hiongnu-Reiches wurde. Maotun unterwarf sich fast ganz Hochasien und griff auch China an, das sich glücklich schätzte den Frieden von dem Tschenju der Hunnen erkaufen zu können. Im J. 177 v. Chr. eroberte er Turkestan und die Bucharei und dehnte seine Eroberungen bis zum kaspischen Meere aus. Maotun starb 174 und ihm folgte sein Sohn Laoschan. Unter ihm und seinen Nachfolgern lebten die Chiungnu in einem beständigen Kriege mit den Chinesen, welche die ganze Feinheit ihrer Politik anwandten, um ihr Reich vor dem Angriff der wilden Horden zu schützen. So gefürchtet waren die Chiungnu zu dieser Zeit in China, dass der Kaiser oft ihre Tschenju's mit reichen Gaben beschenkte und ihnen seine Prinzessinnen zur Ehe geben musste. Bald brachen jedoch im Reich der Chiungnu neue Zwistigkeiten und Misshelligkeiten aus, welche zur Folge hatten, dass das Reich im J. 48 n. Chr. in zwei Theile: in ein *nördliches* und *südliches* Reich zerfiel. Das nördliche Reich erreichte bald sein Ende. Es wurde mit einem Male im Süden von den Chinesen und den südlichen Chiungnu angegriffen, welche nun gemeinsame Sache mit einander machten, von Osten von einem hochasiatischen Volke, das die Chinesen *Sienpi* benennen, von Norden aber von den *Tingling*, einem Volke, das sich in der Gegend des Baikalsees aufhielt und einen Zweig der bekannten Usunen ausmachte. Von so vielen Seiten angegriffen, sahen sich die nördlichen Chiungnu veranlasst sich theils den Chinesen und Sienpi zu unterwerfen, zum grössern Theil aber verliessen sie ihr Land und zogen in nordwestlicher Richtung zum Lande *Juepan* am Aralsee in die Gegenden, wo jetzt die Kirgis-Kaisaken nomadisiren.

Ihre früheren Wohnsitze werden nun von andern östlichen Volksstämmen eingenommen, von denen der vornehmste sich *Sienpi**) nennt. Dieses Volk, das vielleicht tungusischer Herkunft

*) Klaproth a. a. O. S. 93—100.

war, hatte seit Alters die östlichen Theile von Hochasien (nach Deguignes*) nördlich von Leao-tong) bewohnt, gerieth aber nachmals mit den Chiungnu in Streit, wurde von Maotun besiegt, zum Theil vernichtet und zum Theil gefangen genommen. Der Rest rettete sich in das Gebirge *Sienpi* und *Ouhouan* (nach Deguignes *Ukïon*), theilte sich hier in zwei Horden und erhielt seinen Namen nach dem Gebirge, das er bewohnte. Die neuen Ankömmlinge lebten mit den südlichen Chiungnu in gutem Frieden und bedienten sich jeder Gelegenheit um mit vereinten Kräften Verheerungen auf chinesischem Gebiet anzurichten. Das geschwächte China hatte alle Mühe diesen Angriffen zu widerstehen und konnte es nicht verhindern, dass die vorwärtsstrebenden Sienpi in der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ein ansehnliches Reich an Stelle des nördlichen Chiungnu-Reiches stifteten. Da nun die Sienpi, die südlichen Chiungnu und andere verbündete Horden China fortwährend beunruhigten, fasste der chinesische Kaiser Tsao-tsao den Beschluss, diese Horden innerhalb China's Gränzen selbst zu colonisiren. Nachdem er im Jahre 216 den letzten Tschenju der Hunnen gefangen genommen hatte, vermochte er**) die Barbaren nach China einzuwandern und vertheilte sie in fünf Fürstenthümer. Diese unweise Handlung veranlasste nachmals mannigfache Verwirrungen in und ausser China, welche ein ganzes Jahrhundert (304—439) fortdauerten.

Während dieser Zeit bildeten sich mehrere kleine Reiche, von denen endlich das der Topo oder Wei das mächtigste wurde. Dieses Volk, dessen Herkunft unbekannt ist, wohnte zuvor im nordöstlichen Sibirien, zog dann in die Baikalgegenden, verliess aber später auch diese Sitze und begab sich um 200 n. Chr. in die Gegenden Hochasiens, welche die Hunnen früher innegehabt hatten, und bildete hier bald ein neues Reich, welches jedoch nie die Stärke und Ausdehnung des Reichs der Chiungnu erhielt***). In ihrer grössten

*) A. a. O. Th. I. S. 133.
**) Neumann, p. 81.
***) Neumann, p. 79.

Blütezeit beherrschte die Topo nur den östlichen und südlichen Theil der Mongolei, während Kalka und Tarabagatai ein anderes Reich ausmachten, das den Namen *Jeujen* (*Tseutsen*) trug und aus einem tungusischen Volke bestanden zu haben scheint. Diese beiden Reiche waren jedoch von kürzerem Bestande. Das Topo-Reich wurde eigentlich 267 gegründet und dauerte bis 557 n. Chr.; das Reich der Tseu-tsen aber hatte Bestand von 402—546. Unter einander waren sie in beständiger Fehde, bis endlich das Reich der Tseu-tsen besiegt wurde.

Nach diesen zwei Völkern trat wieder ein neuer Stamm in Hochasien auf, der Stamm der Tukiu *). Nachdem das Reich der Chiungnu seinen Untergang gefunden hatte, wurden die nachbleibenden Horden von den Chinesen an die Ufer des Sihai, d. h. des westlichen Meeres (Balkasch) getrieben; aber nicht einmal hier konnten sie sich in Frieden niederlassen. Die Feinde gaben ihnen keine Ruhe, bevor sie das Volk, das ihnen so viele Leiden verursacht hatte, bis auf den Grund ausgerottet hatten. Nach einer von den Chinesen erzählten Sage soll von dem früher so mächtigen Volke nur ein einziger Knabe nachgeblieben sein, der sich mit verstümmelten Händen und Füssen in einen Morast gerettet hatte. Hier wurde er von einer Wölfin gepflegt und genährt, bis beide durch eine höhere Macht zum Gebirge im Nordwesten der Uiguren versetzt wurden. Hier gingen sie in eine Höhle und kamen durch diese in ein fruchtbares Thal von 20,000 Meilen Umfang. Die Wölfin warf nun zehn Jungen, welche zu Kriegern aufwuchsen, sich Frauen raubten und ihr Geschlecht fortpflanzten. An der Spitze stand der Wolfsohn *Assena* oder *Tsena* (Wolf), und bereits zu seiner Zeit bestand das Wolfsgeschlecht aus fünfhundert Köpfen, welche als Banner einen Wolfskopf trugen. Ihr Thal ward ihnen bald zu eng, sie sahen sich gezwungen dasselbe zu verlassen und zerstreuten sich in den Schluchten des Kin-schan oder Goldgebirges, d. h. am Altai. Sie liessen sich am Fusse eines Berges nieder, der einem *Helm* ähnlich sah, der in ihrer Sprache *tukiü* hiess und in Folge

*) Klaproth a. a. O. S. 113 ff. — Ritter, Erdkunde Th. II. S. 437 und 438.

dessen nannte sich auch das Volk selbst *Tukiü*, was eine chinesische Transcription von *Turk* ist *). Von dieser Sage, die auch bei den Römern bekannt war, giebt es in Asien mehrere Varianten. Sanang Setsen **) erzählt sie von Tschingis-Chans Vorfahren und von Abulghasi wird sie auf den Sohn und Brudersohn Il-Chans angewandt. Er erzählt sie auf folgende Weise ***): «Von dem genannten Oghuz-Chan stammte eine Menge von Regenten her, von denen Il-Chan der letzte gewesen sein soll. Er wurde von einem andern tatarischen Herrscher, Namens Siuntz-Chan, besiegt und sein ganzes Volk so gut wie ausgerottet, mit Ausnahme seines Sohnes *Kajan* und seines Brudersohnes *Nagos* nebst deren Frauen, welche sämmtlich dem Blutbade entkamen. Mit Pferden, Kamelen und andern nöthigen Dingen versehen, gingen sie um sich im Gebirge einen Zufluchtsort aufzusuchen und entdeckten einen schmalen Ziegenpfad, der von beiden Seiten von furchtbar steilen Bergen umgeben war. Die Flüchtlinge folgten diesem Pfade, der sie in ein sehr angenehmes, von Bächen durchflossenes Thal führte. Hier liessen sie sich nieder und gaben ihrem neuen Wohnsitz den Namen Irgene-Kun. Während des Aufenthalts in diesem Thale nahmen die Nachkommen der Flüchtlinge in dem Maasse zu, dass sie nach Verlauf von 400 Jahren die Gränzen des Thales zu eng fanden und sich in das Stammland ihrer Vorfahren zurückzubegeben beschlossen. Es hatte aber grosse Schwierigkeiten wiederum aus dem Gebirge herabzukommen, denn der alte Pfad konnte nicht mehr entdeckt werden. Während des Suchens nach diesem Pfade hatte ein Schmidt eine schmale Bergwand entdeckt, die aus lauter eisenhaltigen Stoffen bestand. Auf seinen Rath beschloss man hier ein Feuer anzumachen und mit Hülfe von 70 Blasbälgen das Eisen zum Schmelzen zu bringen. Hiedurch gelang es auch ein Loch in den Berg zu machen und durch dasselbe bahnte man sich einen Weg aus dem Thale.

---

*) **Klaproth, Mémoires relatifs à l'Asie, T. II. p. 382.**

) **Geschichte der Ostmongolen S. 57.

***) **Histoire genéalogique des Tatars p. 71 ff.**

Zu dieser Zeit herrschte über dieses Volk ein Fürst, Namens *Burte-Tschino* *), welcher den Grund zu einer türkischen Herrschaft legte. Von ihm stammte, nach der Tradition der Türken, *Tumen* ab. Er war zuerst Vasall der *Tseutsen*, verband sich jedoch gegen dieselben mit den *Topo* und stürzte, wie bereits erwähnt worden, im Jahre 546 die tungusische Herrschaft**). Dem *Tumen* folgte der bekannte *Mokan-Chan*, der die Eroberungen seines Vaters fortsetzte und ein grosses Reich in Hochasien bildete. Dieser Fürst trat mit dem byzantinischen Kaiser Justin II. in Unterhandlungen und von dieser Zeit sind auch die Türken unter diesem Namen in Europa bekannt.

Bei Theophanes findet man eine ausführliche Schilderung der Gesandtschaft, welche Justin an die Türken sandte, um die Gesandten zu begleiten, welche Mokan vorher an ihn geschickt hatte. Ich will aus derselben in Kürze folgendes mittheilen***): «Die Gesandtschaft, deren Haupt Zemarch hiess, ging unter starker Bedeckung von Konstantinopel ab und kam nach einer langen Reise nach Sogdiana. Als Zemarch vom Pferde stieg, kamen ihm einige Türken mit einem Stück Eisen entgegen, wie er vermuthete, um dadurch zu zeigen, dass ihr Land dieses Metall hervorbringe. Zugleich fanden sich aber auch andere von demselben Stamme ein, welche Abwehrer von Unglück und Widersachern (d. h. Schamanen) sein sollten. Als sie an Zemarch und seine Begleiter herangetreten waren, murmelten sie einige ihnen unverständliche Worte, lärmten mit Glocken und Trommeln, brannten wohlriechende Stoffe ab und schrieen, von Wildheit und Raserei besessen, um Unglück abzuwehren. Den Zemarch selbst aber führten sie um die Flammen.

«So vorbereitet setzten sich die Gesandten wieder in Bewegung und gelangten zu dem Berge, wo sich der Khagan der Türken aufhielt — zum *Ektag* (*Ektel*) oder dem goldenen Berge, d. h. Altai.

---

*) Deguignes a. a. O. B. I. S. 443.

**) Neumann, die Völker des südlichen Russlands, S. 86 und 87.

***) Deguignes, B. I. S. 510 ff. — Stritter, Memoriae populorum, olim ad Danubium incolentium, T. III. Petropoli 1778, p. 49—52.

Zemarch fand den Fürsten in seinem Zelte auf einem Stuhl, der auf zwei Rädern ruhte, um, wenn es nöthig war, von einem Pferde gezogen zu werden. Er begrüsste den Khagan, übergab ihm die kaiserlichen Geschenke und hielt dann folgende Rede: «« Du, Heerführer so vieler und so grosser Völker! Unser grosser Kaiser sendet dir durch mich seinen Gruss und wünscht dir alles Glück und Wohlergehen, da du die Römer liebst und ihr Glück dich freut. Mögest du deine Feinde besiegen und ihnen reiche Beute abgewinnen. Fern von uns sei Trug und Neid, welche Freundschaften auflösen, mögen sie noch so fest und heilig geschlossen sein. Die Türken und andere ihnen untergebene Nationen sehen wir als unsere Freunde an. Verfahre du deshalb so gegen uns, wie wir gegen euch verfahren werden.»»

«Nachdem der Gross-Chan die Gesandten der Römer mit ähnlichen Wünschen empfangen hatte, hielt er sie den ganzen ersten Tag in demselben Zelt, das mit buntfarbigen Seidentapeten geschmückt war, auf, bewirthete sie ausserordentlich gut und liess sie Wein von einheimischer Zubereitung (vermuthlich *Kumys*) trinken, denn Weintrauben gab es nicht in ihrem Lande. Am folgenden Tage führte man sie in ein anderes Zelt, das mit bunten Seidengardinen mit schöngemalten Figuren geschmückt war. Der Chan sass auf einem Bette von massivem Golde und mitten im Zelte gab es goldene Schaalen und anderes Geräth. Darauf ging man in ein drittes Zelt, das auf vergoldeten Pfeilern ruhte; das Bett war auch hier aus Gold und ward von vier goldenen Pfauen getragen. Vor dem Zelte standen zahlreiche Wagen mit goldenen Gefässen und Hausgeräth und einigen aus Silber verfertigten Thierfiguren, die an Schönheit ähnlichen Kunstproducten der Römer nicht nachstanden.»

Diese Beschreibung lässt uns ahnen, dass die Türken bereits zu der Zeit im Besitz einer gewissen Cultur waren, obwohl sie bei ihrer nomadisirenden Lebensweise verharrten. Von ihrer Religion erzählen die Chinesen*), dass sie Feuer, Luft, Wasser und Erde

*) Neumann a. a. O. S. 88—89.

angebetet hätten; eigentlich haben sie jedoch einen Gott verehrt, den sie als Schöpfer der Welt betrachteten und ihm Pferde, Rinder und Schaafe geopfert. Zu Anfang des Jahres versammelten sich alle bedeutenden Männer in der Residenz des Chans am Altai, um dem Schöpfer diese Opfer in einem Thale darzubringen, im welchem, der Sage zu Folge, ihre Vorfahren gewohnt hatten. Im fünften Monat des Jahres versammelten sie sich zum zweiten Mal und opferten dann ihren übrigen Göttern, dem Himmel, der Erde und den Manen ihrer Väter, der Luft, dem Wasser und dem Feuer. Im Herbst, wenn das Vieh wohlgenährt und fett war, versammelte man sich in einem Walde, ritt um den Wald herum und brachte den Schutzgöttern des Bodens, der Felder und der Wiesen Opfer dar. Doch wir lassen die Schilderung ihrer ethnographischen Verhältnisse auf ein anderes Mal und erinnern in historischer Hinsicht nur daran, dass das Reich der Tukiu im Jahre 745 von einem andern Volke zerstört wurde, das sich *Chuiche* (nach Deguignes *Hoei-ke*) nannte und bei den Chinesen *Kaotsche**) hiess. Dieses Volk bildete einen Zweig des bekannten Uiguren-Stammes, der bis auf diesen Tag das vorzüglichste Culturvolk Hochasiens gewesen ist.

Ueber die Herkunft der Uiguren haben verschiedene Ansichten geherrscht, man kann es jedoch jetzt als vollkommen ausgemacht ansehen, dass sie türkischer Herkunft waren. Klaproth traf im Jahre 1806 in Sibirien einen Uiguren aus Turfan und zeichnete aus seinem Munde 84 Wörter auf, die türkisch waren. Ebenso hat der Pater Amiot**) in Peking ein uigurisches Vocabular erhalten, das 914 Wörter ebenfalls türkischer Herkunft umfasst. Man hat ausserdem verschiedene uigurisch abgefasste Briefe und Bittschriften, welche ebenfalls den türkischen Ursprung der Uiguren beweisen. Die Uiguren hatten schon frühzeitig eine eigne Schrift und Litteratur. Im Jahre 478 erwähnen die Chinesen zum ersten Mal der Schrift der Uiguren, und des Umstandes, dass ihr König

---

*) Klaproth, Asia polyglotta S. 212 und 213.

**) Klaproth, Reise in den Kaukasus, B. II. S. 496.

***) Ritter, Erdkunde. Siebenter Theil, S. 591.

Chronikenschreiber angestellt habe, um die einzelnen Begebenheiten aufzuzeichnen. «Seine Unterthanen», heisst es,*) «bedienten sich chinesischer Charaktere, hatten aber daneben eine barbarische Schrift. Es ist sehr streitig gewesen, welchen Ursprungs diese barbarische Schrift wohl gewesen sein könnte. Bekannt ist es, dass die Uiguren sich der syrischen Schrift bedienten, die sie von den Nestorianern erhielten, welche vor Zeiten in ihrem Bekehrungseifer nach Hochasien vorgedrungen waren, wie die Jesuiten in spätern Zeiten. Es ist jedoch nicht sehr wahrscheinlich, dass die Nestorianer in einer so frühen Zeit ihr Alphabet bei den Uiguren haben einführen können, denn ihre Secte entstand nur wenige Jahrzehende früher, oder in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Man hat dagegen viele Gründe anzunehmen, dass sowohl die Uiguren als andere türkische Stämme eine jetzt ganz verloren gegangene Schrift gehabt haben; denn in mehreren von Türken bewohnten Gegenden kommen Inschriften an Felsen und Steinen vor, welche mit unbekannten Charakteren bezeichnet sind. Wie es sich nun auch damit verhalten mag, so ist es ganz sicher, dass die Uiguren bereits frühzeitig im Besitz eines in Hochasien ungewöhnlichen Culturgrades waren. Bereits im Jahre 399 v. Chr. G. traf ein chinesischer Pilger westlich vom Lop-See 4000 strenge Buddhisten unter den Uiguren und im fünften Jahrhundert hatten sie manche chinesische Schriften in uigurischer Uebersetzung. «Die Söhne vornehmer Leute gingen in die Schule und lernten den Inhalt dieser Schriften; zugleich beschäftigten sie sich auch mit Poesie.» Zwischen den Jahren 515—528 verlangten sie von den Chinesen verschiedene Schriften und einen Gelehrten, der ihnen Unterricht im Chinesischen ertheilen könnte; was bewilligt wurde. Ausser der chinesischen Cultur drangen nach und nach auch andere Bildungs-Elemente in Uigurien ein. So erzählen die Chinesen, dass im 10ten Jahrhundert die indische Buddhalehre und der persische Zoroaster-Cultus, sowie auch die Lehren des Manes und der nestorianischen Secte unter den Uiguren herr-

*) Ritter, Erdkunde. Siebenter Theil. S. 594—598

sehend waren. Uebrigens geben die Chinesen für diese Zeit eine also lautende Charakteristik des Volkes der Uiguren: «Ihre Residenz Kiaotschin hatte 1840 Schritt im Umkreise und war von einer Mauer umgeben. Im Audienzsaal war ein König abgebildet, der von Kung-fu-tse Rath in der Staatsverwaltung verlangt. Die Hofämter waren den chinesischen Mandarinen-Aemtern analog. Man zählte im Reich 18 Städte und 46 Garnisonen. Die Hochzeits- und Beerdigungs-Ceremonien waren dieselben wie bei den Chinesen, die Sitten sonst wie bei den Tataren. Die Männer gingen in barbarischer Tracht, die Weiber aber kleideten sich wie die Chinesinnen. An der Kleidung liebte man Stickerei und goldenen Schmuck.» «Das Land», heisst es weiter, «ist hoch, steinig und sandig, trägt Getraide aller Art, eignet sich trefflich zur Seidenzucht und hat Früchte aller Art, sogar Trauben, aus denen man Wein bereitet. Die Uiguren haben ihre eigne Schrift, bedienen sich daneben aber auch der chinesischen. Einige sprechen auch Arabisch.»

Unter der Dynastie der Tschingis-Chaniden standen die Uiguren in grossem Ansehen wegen ihrer Gelehrsamkeit und wurden deshalb auch zu allen höhern Aemtern gebraucht. Seit dieser Zeit sind verschiedene Völker (Türken, Mongolen, Chinesen u. s. w.) ins Land der Uiguren eingewandert, wodurch die ursprüngliche Uiguren-Bevölkerung sehr herabgekommen ist. Durch den Einfluss, den die Araber und muhammedanischen Tataren fortwährend auf sie ausgeübt haben, sind sie auch ihrer eigenthümlichen Cultur verlustig gegangen und mit den übrigen Osttürken zusammengeschmolzen, ohne dass sich der Name Uigur länger hätte behaupten können.

Nach Schmidt*) wohnte der Uigurenstamm um Christi Geburt nordöstlich von der Wüste Gobi, an der Selenga und den Quellen des Amur, nach Abel Rémusat aber waren die eigentlichen Uiguren bereits in den allerältesten Zeiten weit von Karakorum, im

*) Forschungen im Gebiete der älteren Bildungsgeschichte der Völker Mittel-Asiens. St. Petersburg 1824. S. 81. — Ritter, Erdkunde. Zweiter Theil. S. 343 ff. — Klaproth, Tabl. hist. de l'Asie. S. 121 ff.

Lande zwischen dem Lop-See und dem Flusse Ili sesshaft, während ein anderer mit den Uiguren verwandter Stamm, Namens *Hoei hou*, an der Selenga wohnte. Welche dieser Ansichten nun auch die richtige sein mag, so scheint es doch eine ausgemachte Sache zu sein, dass die Uiguren sich bereits frühzeitig in einen östlichen und westlichen Zweig theilten. Nachmals zogen auch die östlichen Uiguren nach Westen und liessen sich in der Gegend am Ili und des Balkasch nieder*). Diesen Zweig der Uiguren benannten die Chinesen *Kaotsche*, welches Wort bedeuten soll, dass das genannte Volk sich hoher Karren bediente. Die Kaotsche-Uiguren waren lange Nomaden, während der andere Zweig Ackerbau trieb, grössere Städte bewohnte und, wie oben gezeigt wurde, eine eigenthümliche Cultur entfaltete. Der westliche Zweig zerfiel ferner in zwei besondere Stämme, von denen der eine bei den Chinesen *Kiuschi* (Kiu-szu), der andere *Kao-tschang* hiess. Die sogenannten Kao-tsche oder Nomaden-Uiguren, welche sich selbst *Chuiche* nannten, bildeten nach dem Untergange des Tukiu-Reiches eine mächtige Dynastie, die jedoch nicht länger als ein Jahrhundert fortbestand, da sie von den Chinesen gestürzt wurde. Schon früher hatten die unter dem Namen Kao-tschang bekannten Uiguren ihre Stammverwandten, die *Kiuschi*, unterworfen und sich unabhängig gemacht, wurden aber ihrer Seits von den Chuiche besiegt. Als die Herrschaft der Chuiche ihr Ende erreicht hatte, schlossen die Kaotschang-Uiguren einen Bund mit den Chinesen und wurden deren Vasallen, behielten jedoch ihren eignen Fürsten, bis sie sich freiwillig der Herrschaft Tschingis-Chans unterwarfen**).

Als einen Zweig der obengenannten Uiguren sieht man die sogenannten *Usbeken* an. Sie werden von arabischen Schriftstellern *Gos* oder *Gus* genannt, welchen Namen Klaproth mit *Kuschi* (*Kiusi*), wie die Chinesen die Uiguren nannten, identificirt. Dieses Volk drang im 16ten Jahrhundert aus Inner-Asien westwärts über den Dschihon und Jaxartes, und hat sich nachmals in den Besitz von

*) Ritter a. a. O. S. 440.
**) Klaproth, Asia polyglotta. S. 213 und 214.

Balch, Chiwa, Buchara, Ferganah und einigen andern Gegenden gesetzt*).

Von den Uiguren leitet Deguignes**) auch die sogenannten *Seldshuken* ab, welche im 11. und 12. Jahrhundert besondere Dynastien in Mesopotamien, Persien, Syrien und Kleinasien gründeten und von denen die jetzigen Ottomanen zum Theil abstammen sollen. — Ausser den angeführten giebt es manche andere türkische Stämme, deren frühere Schicksale nicht sehr bekannt sind. Es gehören zu denselben***):

1) Die *Turkomanen* oder *Turkmanen*. Auch diese sehen einige Gelehrte für einen Zweig des genannten Uiguren-Stammes *Kiusi* oder *Gos* an. Sie bestehen aus verschiedenen Horden, die in Turkestan, Persien, dem ottomanischen Reich und Russland zerstreut leben. Sie waren im Mittelalter im Besitz von Syrien, aber gering an Zahl, haben sie nie einen bedeutenden Einfluss in der Weltgeschichte gehabt. Zu allen Zeiten haben sie sich durch ihre Wildheit und Raublust ausgezeichnet.

2) Die *Nogaier*. Sie halten sich auf den Ebenen westlich vom kaspischen und nördlich vom schwarzen Meere auf; sie sind der russischen Herrschaft unterthan.

3) Die *basianschen Türken*, im nördlichen Kaukasus.

4) Die *Kumüken*, im nordwestlichen Kaukasus; sind Russland unterthan.

5) Die *Baschkiren*, am südlichen Ural; man vermuthet, dass sie finnischer Herkunft seien†).

6) Die *Meschtscherjäken*, *Tschuwaschen*, *Teptjären*, an der Wolga; sollen ebenfalls finnischer Extraction sein.

7) Die *Kara-Kalpaken* (Schwarzmützen) sollen früher an der Wolga, zwischen Kasan und Astrachan in der Nähe der Stadt *Bolgari* gelebt haben. Später haben sie sich südöstlich zum Aral-See

*) Klaproth a. a. O. S. 217 und 218.
**) Deguignes a. a. O. B. II. S. 200.
***) Klaproth, Asia polyglotta. S. 216—238.
†) Ebendaselbst S. 188.

und an den untern Lauf der Flüsse *Syr-Darja* und *Kuvan-Darja* begeben. Sie gehören theils zu Russland, theils den Fürsten von Chiwa, die Usbeken sind.

8) Verschiedene heidnische Türkenstämme im südlichen Sibirien, auf welche wir im Folgenden kommen werden.

9) Die *Kirgisen*, die sich selbst *Kasaken*, d. h. *Reiter* oder *Krieger* nennen und früher *Hakas* hiessen. Dieser Stamm ist, sowie die Nogaier, stark mit Mongolen vermischt, die Sprache aber nichtsdestoweniger rein türkisch. Die Stammväter der Kirgisen hielten sich auf den Steppen Sibiriens auf und von ihnen rührt wahrscheinlich der grössere Theil der dort befindlichen Kurgane her. Von hier zogen sie westwärts und halten sich jetzt in der Gegend von Taschkend und Kokan am obern Irtysch, Aral-See, dem kaspischen Meere und Jaik auf. Man sieht die Tscherkessen als Nachkommen der Kirgisen an, doch gründet sich diese Hypothese nur auf eine blosse Namensähnlichkeit.

10) Die *Ussunen* nebst ihren Stammverwandten *Jeti* oder *Yeti* und *Tingling* sind verschwundene Völker, die ursprünglich nördlich von China wohnten, später aber ins nordwestliche Asien und nach Europa zogen. Manche vermuthen, dass sie indogermanischer Herkunft gewesen, andere dagegen, und unter diesen der Sinologe Neumann, halten sie für Finnen.

Da ich nun im Begriff bin Hochasien zu verlassen, halte ich es nicht für unangemessen eine kurze Uebersicht über sämmtliche oben berührte Dynastien zu geben, welche daselbst von unsern Stammverwandten gestiftet worden sind, werde bei dem Aufzählen derselben jetzt jedoch nicht der nationalen Ordnung, wie bisher, sondern der chronologischen folgen. Diese Dynastien sind:

1) Die *Hiongnu*, von 218 bis 48 v. Ch. G., worauf sich die Hiongnu in zwei Reiche: in ein *nördliches* und ein *südliches* theilten. Das nördliche erreichte seinen Untergang im Jahre 93 n. Ch. G., das südliche dauerte aber bis 352 fort.

2) Nach der Vertreibung der nördlichen Hunnen wurde das

Land von den *Sienpi*, einem Volke unbekannter (vermuthlich tungusischer) Herkunft eingenommen; die eigentliche Herrschaft wurde im Jahre 150 begründet und dauerte bis 233 n. Ch. G. fort.

3) Den Sienpi folgte die Dynastie der *Topo* oder *Wei*, deren Herrschaft jedoch nur den östlichen und südlichen Theil der Mongolei umfasst. Die Topo sind vermuthlich tungusischer Herkunft gewesen und aus dem nordöstlichen Sibirien nach Hochasien gekommen. Die Herrschaft der Topo ging im J. 557 n. Ch. G. unter.

4) Gleichzeitig mit dem Reiche der Topo bestand in der Kalka und Tarabagatai ein anderes Reich, *Jeu jen* oder *Tseu tsen*, das von 402 bis 546 n. Ch. G. fortdauerte.

5) Dieses Reich wurde von den *Tukiu* oder den *Türken* gestürzt, die eine Dynastie gründeten, die bis 745 Bestand hatte.

6) Die Tukiu wurden von einem türkischen Volke, den Kaotsche-Uiguren gestürzt, die sich selbst *Chuiche* nannten und von 745 bis 843 herrschten.

7) Ihr Reich ward seiner Seits durch die Kaotschang-Uiguren zerstört, welche einen Bund mit China schlossen und dessen Vasallen wurden, aber eigne Fürsten hatten.

8) Dann war die Herrschaft der Türken über Hochasien zu Ende und an ihrer Stelle traten andere Stämme auf. Einer derselben hiess Khitan oder Liao, der eine Dynastie stiftete, die von 907 bis 1125 fortdauerte. Dieser Stamm ist vermuthlich tungusischer Herkunft gewesen.

9) Darauf folgte die *Kin-Dynastie*, welche von 1141 bis 1235 Bestand hatte. Diese Dynastie war bewiesener Maassen tungusischer Herkunft und ging aus dem Stamme der Tschudshi oder Njudshi hervor.

10) Hierauf begann die Dynastie der *Mongolen*, die durch Tschingis-Chan begründet wurde und von 1205 bis 1368 fortdauerte, darauf aber in kleinere Reiche zerfiel.

11) Im Jahre 1634 setzten sich die Mandshu im Besitz von China und ganz Hochasien, und ihre Herrschaft dauert noch bis auf den heutigen Tag fort.

Wenden wir jetzt unsern Blick von Hochasien nach Europa, so finden wir hier zwei seit Alters sesshafte Völker: die *Skythen* und *Hunnen*, welche von einigen zu den türkischen Stämmen gerechnet werden. Dass sie hochasiatischer Herkunft waren und zu der altaischen Race gehörten, daran kann kein Zweifel stattfinden, denn ihr Aussehen, ihre Sitten und Lebensweise, wie sie bei griechischen und römischen Schriftstellern geschildert werden, verrathen eine unverkennbare Verwandtschaft mit den übrigen hochasiatischen Völkern. Es ist aber auf jeden Fall ein schweres Problem für die Forschung, auszumachen, welches hochasiatische Volk ausdrücklich unter dem Namen *Skythen* und *Hunnen* zu verstehen sei. Was die historischen Geschicke dieser Völker betrifft, so setze ich sie als allgemein bekannt voraus und auf Details einzugehen, gehört nicht zu meinem gegenwärtigen Plane. Ich habe hier nur ein Verzeichniss der Volksstämme geben wollen, mit denen wir uns in der Folge beschäftigen werden und mich dabei bemüht, die Nationen hervorzuheben, welche eine etwas bedeutendere Rolle in der Geschichte gespielt haben. Diesem meinem Vorsatz getreu, will ich in dem Folgenden noch die Stämme aufzählen, welche aus Hochasien nach Europa übergegangen sind und türkischer Herkunft gewesen zu sein scheinen, wobei ich jedoch die Ottomanen ausnehme. Sie sind:

1) Die *Alanen* *), dasselbe Volk, welches die Chinesen in ältern Zeiten *Gan tsai* oder *An tsai* benannten, welcher Name eine chinesische Umschreibung von Asia des Abendlandes gewesen zu sein scheint. Die Gantsai sollen nur 120 geographische Meilen nordwestlich von Bokhara und Samarkand am kaspischen Meere gewohnt haben. Nach Neumann sollen die chinesischen Quellen ausdrücklich angeben, dass Antsai und Alan ein und dasselbe Volk seien und dass dieses Volk mit den Hiongnu in Streit gelebt, diese aber einen König der Alanen getödtet haben. Auch im Abendlande sind die Alanen bekannt, wenigstens seit den Zeiten des Kaisers Augustus. Am ausführlichsten werden sie von Ammian geschildert.

*) Neumann a. a. O. S. 35—38.

Er äussert sich über sie unter andern also: «Jenseits des Isters (der Donau), auf den unermesslichen Steppen Skythiens, wohnen die Alanen, welche ehemals Massageten hiessen. Sie haben ihren Namen von ihren Bergen erhalten (*Alani ex montium adpellatione cognominati*). Sie haben nach wiederholten Kämpfen angränzende Völker unterworfen, welche nach der herrschenden Nation benannt wurden. Auf diese Weise erhielt der Name der Alanen eine nicht geringere Ausdehnung als der Name der Parthen und Perser. Ja, er soll sich bis zum indischen Meere und bis zum Ganges erstreckt haben.» Man ersieht aus dieser Beschreibung, dass Alanen ein Collectivname für mehrere verschiedene Völker war. Nach Ammian bezeichnet der Name Bergbewohner und dieses hat den Philologen Veranlassung gegeben anzunehmen, dass der herrschende, namengebende Stamm seinen Namen von dem türkischen Worte *alin* oder *ola*, welches *Berg* bedeutet, erhalten habe. Als Grund für die türkische Herkunft der Alanen dient auch die bei Ammian befindliche Nachricht, dass sie in Sitten und Lebensweise vollkommen mit den Hunnen übereinstimmten. Es giebt jedoch mehrere berühmte Gelehrte, welche eine andere Meinung hegen. So sieht Klaproth *) die Alanen für Nachkommen der alten Meder an und behauptet mit Bestimmtheit, dass die jetzigen Osseten im Kaukasus ein alanisches Ueberbleibsel seien. Mannert**) dagegen hält die Afghanen für die Nachkommen der Alanen. Einige, und unter diesen Jacob Grimm***), haben auch die Alanen zu dem germanischen Stamme gerechnet, diese Ansicht ist jedoch die am wenigsten annehmbare. Es giebt eine Nachricht aus dem vierten Jahrhundert n. Ch., der zu Folge die Sprache der Alanen mit der taurischen identisch gewesen sein soll†). Von dieser Sprache hat man nur einige Wörter nach und diese sind iranischer Herkunft. Es scheint demnach die Mannert-

*) Klaproth, Asia polyglotta. S. 82—88. — Reise in den Kaukasus und nach Georgien. B. II. S. 577.

**) Neumann a. a. O. S. 38. Note 30.

***) Geschichte der deutschen Sprache. Leipzig 1848. S. 473.

†) Bulletin de la Classe hist. phil. de l'Académie Impériale des Sciences de St.-Pétersbourg. T. VII. p. 316 = Mélanges russes, T. I. p. 395.

sche Ansicht viel Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, sie ist jedoch von manchen ausgezeichneten Forschern in Zweifel gezogen worden, da dieselben auch in Betreff der Nationalität der Taurier starke Bedenken äussern und vermuthen, dass auch unter diesem Namen verschiedene Nationen verstanden worden seien.

2) Die *Roxolanen*. Dieses Volk wird zu allererst bei Strabo erwähnt, der im Jahre 24 n. Ch. G. starb, er weiss jedoch wenig mehr, als dass sie das entfernteste Volk unter den Skythen waren. Wahrscheinlich waren sie türkischer oder hochasiatischer Herkunft, man hat jedoch aus ihnen Slaven und Normänner machen wollen und das Wort Roxolanen von *Rus* abgeleitet. Diese Ansicht ist jedoch von Kunik vollkommen widerlegt worden und in einem ausführlichen Artikel*) hat er den hochasiatischen Ursprung derselben darzuthun gesucht.

3) Die *Avaren*. Nach Neumann**) sind sie eins mit den Uiguren, also Türken. Als die Türken in Vereinigung mit dem Stamme der Topo im Jahre 546 nach Ch. das Reich der *Jeujen* zerstörten, unterwarf sich ein Theil der türkischen Unterthanen der *Jeujen* der neuen Tukiu-Dynastie, aber ein noch grösserer Theil begab sich westwärts und nannte sich *Avaren*, nach Menander auch *Uvar*, *Uigur*. Diese Avaren wurden nach und nach durch neue von Westen einwandernde Schaaren verstärkt. In Verbindung mit diesen unterwarfen die Avaren das bulgarische Reich und drangen dann bis zur Donau vor. Von hier stellten sie im Laufe zweier Jahrhunderte verheerende Einfälle in das oströmische Reich, in das Land der Franken und Slaven, in Baiern, Schwaben und Galizien an, wo ein Theil von ihren Horden sich niederliess. Plötzlich verschwanden diese Horden aus der Geschichte. Krieg und Krankheiten machten dieser Bevölkerung ein Ende, da die wenigen Ueberreste von andern mächtigeren Stämmen verschlungen und assimilirt

*) Kritische Bemerkungen zu den Rafn'schen *Antiquités russes* und zu den Kruse'schen *Chronicon Nordmannorum*. Zweiter Beitrag. § 11 im Bull. hist. phil. T. VII. Sp. 273 ff. = Mélanges russes, T. I. p. 373 ff.

**) A. a. O. S. 90—95.

wurden. Nachkommen der frühern Avaren sind die sogenannten *Morlaken* am adriatischen Meere. Sie hatten im Jahre 598 n. Ch. sich in Besitz der Küste Dalmatiens gesetzt und ganz Dalmatien unterworfen, wurden aber später von den Kroaten unterjocht. Bis auf Constantinus Porphyrogenitus behielten sie ihren Namen und ihre Sprache bei, haben aber nachmals beides eingebüsst. Es giebt auch im östlichen Kaukasus Avaren, diese scheinen jedoch mit den türkischen Avaren nichts ausser dem Namen gemein zu haben. Sie sind ihrer Herkunft nach Lesghier.

4) Die *Bulgaren* *). Dieser Name war bereits frühzeitig im Orient bekannt, welches Volk man aber ursprünglich unter demselben verstand, dürfte schwerlich auszumachen sein. Die älteste Nachricht über sie stammt aus der Zeit, als König Arschag I. aus dem Geschlecht der Arsaciden über die Parther herrschte, d. h. von 127 bis 114 vor Chr. G. Es wird erzählt, dass zu der Zeit eine Schaar Bulgaren von Norden vordrang und sich in der Gegend des Ararat niederliess. Ihr Anführer soll *Went* gewesen sein und nach ihm benannten die Bulgaren ihre neue Heimath *Wanant*, deren Hauptort die im Mittelalter so berühmte Stadt Kars war. Im fünften Jahrhundert verliessen die Bulgaren auch diesen Wohnsitz und zogen westlich zum Don und Dnjepr, wo sie unter die Herrschaft der Avaren geriethen. Bei dem Einfall der Avaren brachen aus der Gegend des südlichen Ural eine Menge kleiner Stämme finnischer Herkunft auf, als wie *Saroguren*, *Uragen*, *Unoguren*, *Kuturguren*, *Uturguren* u. s. w. Diese Stämme unterwarf später ein türkisches Volk, die *Akatiren* oder *Akatziren*, welche zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere wohnten. Von hier zogen alle vorwärts zur Donau, wurden darauf auch Bulgaren genannt und geriethen in die Abhängigkeit der Avaren. Im Jahre 635 schüttelten die Bulgaren dieses Joch ab und stifteten das berühmte bulgarische Königreich unter ihrem Heerführer *Kubrat*. Unter dessen Sohn Asparuch zogen sie (um 670 n. Ch. G.) westwärts und nahmen eine Land-

*) Neumann a. a. O. S. 91—96.

strecke zwischen der Donau und den siebenbürgischen Alpen ein. Die Kaiser des oströmischen Reichs gaben sich alle Mühe sie zu vertreiben, es blieben aber alle ihre Bemühungen fruchtlos. Die Bulgaren wurden immer mächtiger und eroberten Mösien, das zum grössten Theil von Slaven bewohnt wurde. Hier nahmen die Bulgaren nach und nach die Sprache der unterworfenen Slaven an und verloren ihre Nationalität. Andere Zweige zersplitterten sich und zogen in verschiedene Gegenden. Hiedurch wurden sie so geschwächt, dass ein Theil der unterworfenen Stämme, die *Chasaren*, sich gegen sie auflehnte. Ein Theil der Bulgaren wurde von den Chasaren unterjocht, ein anderer aber, der sich nicht ihrer Herrschaft unterwerfen wollte, wurde gezwungen an die Wolga zu ziehen, in deren Nähe sie auch zuvor ansässig gewesen waren. Diese Bulgaren gründeten später eine Herrschaft, die lange fortfuhr gefeiert zu werden; es ist aber ein streitiger Punct, inwiefern sie finnischer oder türkischer Herkunft waren. Die Bulgaren aber, die unter der Herrschaft der Chasaren zurückblieben, wohnten nach wie vor nördlich von der Maeotis oder dem asowschen Meere, und zu ihnen gehörten auch die *Ugri* oder *Ungarn*. Mit Ausnahme dieser Bulgaren leben die übrigen theils unter türkischer, theils unter slavischer Oberherrschaft.

5) Die *Chasaren**). Sie gelten für ein türkisches Volk und werden als Nachkommen der alten Skythen angesehen, sie bilden dasselbe Volk, als die von den römischen und byzantinischen Schriftstellern sogenannten *Akatiri*, *Akatziri*, *Katziri*. Während der grossen Völkerwanderungsperiode sollen sie zum Kaukasus gezogen sein, von wo sie später häufige Einfälle nach Iberien und Armenien machten. Unter dem Kaiser Julian zogen sie gegen die Sassaniden, machten in Verbindung mit ihren Beherrschern, den obenerwähnten *Saraguren* und einem andern weniger bekannten Volke *Barsilier* häufige Einfälle in Iberien, Armenien und Persien, wurden nach den sagenhaften Erzählungen der Georgier Herren des ganzen Kaukasus und nahmen sogar grosse Länderstrecken südlich vom Gebirge ein.

*) Neumann a. a. O. S. 99—105.

Im Laufe des achten Jahrhunderts geriethen die Muselmänner, als sie gegen den Kaukasus vorrückten, in einen langwierigen Kampf mit den Chasaren, ohne sie jedoch zu überwinden. Vielmehr war die Macht der Chasaren so befestigt, dass sie ihre Herrschaft nach Norden und Südwest ausdehnten, Taurien eroberten und die an der Südküste der Halbinsel wohnenden Ostgothen unterwarfen. In der letzten Hälfte des neunten Jahrhunderts standen die Chasaren auf der Höhe ihrer Macht. Ihr Reich erstreckte sich vom Jaik bis zum Dnjepr und Bug, vom kaspischen Meere, dem Pontus und dem südlichen Ende des Kaukasus (bei Derbent) bis zur mittlern Wolga und Oka. Ihnen waren verschiedene finnische und slavische Stämme unterworfen, vielleicht auch verwandte türkische Horden. Nachdem die normannischen Rodsen das russische Reich gegründet hatten, standen sowohl die Chasaren als auch die Bulgaren in freundschaftlichem Verhältniss zu Russland, später aber unterlagen sie der mongolischen Herrschaft*).

6) Die *Petschenegen* **). Die Petschenegen werden zuerst in Europa an der mittlern Wolga und dem Jaik, oberhalb der Bulgaren und der sogenannten *Bertasen*, welche man für Völker finnischer Herkunft hält, angetroffen. Im Westen gränzten die Petschenegen an die Chasaren und im Osten hatten sie die *Usen* oder *Ghusen*, welche auch *Kun* genannt worden sein sollen, zu Nachbarn. Die Ghusen nomadisirten nordöstlich vom kaspischen Meere, in den Gegenden Bokharas, wo jetzt zahlreiche Turkomanenstämme umherirren. Sowohl die Petschenegen als auch die Usen waren dem grossen türkischen Reiche in Hochasien tributpflichtig. Man schreibt beiden Völkerstämmen eine türkische Herkunft zu, doch werden die Usen als etwas verschieden von den Türken geschildert und man vermuthet, dass sie vielleicht mit Mongolen vermischt gewesen sind.

---

*) Ueber diese Chasaren, sowie über die Bulgaren hat man zahlreiche Nachrichten bei den Arabern, welche in Frähn's berühmter Arbeit: «Ibn Foszlan's und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit. St. Petersburg 1823.» gesammelt sind.

**) Neumann a. a. O. S. 111, 112, 117, 126—128.

Als das türkische Reich in Asien zerfiel, zogen verschiedene Horden nach gewohnter Weise westwärts und von diesen liessen sich die Usen und Petschenegen an den Ufern des kaspischen Meeres nieder. Hier geriethen sie jedoch in Streit mit den ältesten türkischen Bewohnern des Landes und namentlich entstand zwischen den Chasaren und Petschenegen ein blutiger Kampf, der im Laufe des achten und neunten Jahrhunderts fortdauerte. Um sich gegen die Angriffe der Petschenegen zu schützen, liessen die Chasaren am Don die bekannte Festung *Sarkel* erbauen. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts verbanden sich die Chasaren und Usen gegen die unruhigen Petschenegen, griffen sie von zwei Seiten an und besiegten sie. Nur ein geringer Theil ihrer Horde blieb im Lande unter der Herschaft der Usen zurück; der bei weitem grössere Theil verliess seine östlichen Steppen, setzte über den mittlern Don, schlug die Ungarn, welche die Vasallen der Chasaren waren, und nahm deren Land ein. Die Ungarn begaben sich auf die Flucht, die Petschenegen aber folgten ihnen auf den Spuren, jagten sie aus der Moldau und Siebenbürgen nach Pannonien und blieben lange ihre Feinde. Hierauf nahmen die Petschenegen (im Jahre 900 n. Chr.) einen grossen Theil der Steppe nördlich vom schwarzen Meere, zwischen dem Don und der Donaumündung ein. Ihr Land wurde durch den Dnjepr in das östliche und westliche Petschenegien getheilt. Die Petschenegen waren zu dieser Zeit von den angränzenden Völkern, den Griechen, Russen und Bulgaren sehr gefürchtet. Während ihrer unaufhörlichen Kämpfe mit ihnen wurden sie jedoch geschwächt und verschwanden bald aus der Geschichte. Nach der Mitte des 12ten Jahrhunderts werden sie selten genannt. Bekannt ist es indessen, dass eine Menge Petschenegen sich verschiedene Male in Ungarn niederliess und eine dieser Colonien ist unter dem Namen der *Bessi* oder *Bitseni* bekannt. Alle diese Colonien sind jedoch nach und nach von dem magyarischen Stamme assimilirt worden.

7) Die im Vorhergehenden oft berührten *Usen**) gehören un-

*) Neumann a. a. O. S. 128, 129 und 131.

zweifelhaft zu demselben Uiguren-Stamm, den die Chinesen *Kiusi* oder *Kuss*, die Araber *Ghus* nennen und von dem ich bereits oben gesprochen habe. Ihr Stammsitz in Europa ist das Dnjeprland gewesen und deshalb wird der Dnjepr selbst noch heut zu Tage von türkischen Stämmen *Uzu* benannt. Diese Usen wurden theils während ihrer Kämpfe mit den Petschenegen und Bulgaren vernichtet, theils von ihren Stammverwandten, den Kumanen, aufgenommen, theils traten sie auch in byzantinischen Sold. Als aber die Byzantiner mit den Seldshuken in Krieg geriethen, gingen die Usen zu ihnen über. Wie ich oben sagte, blieb ein Theil der Usen auch in Asien zurück und von ihnen stammen die jetzigen Usbeken her.

8) Die *Kumanen* oder *Komanen**) sind ein Volk, von dem man mit Sicherheit zu wissen glaubt, dass sie Türken gewesen, denn man hat für ihre Sprache ein Wörterbuch, durch das ihre türkische Herkunft dargethan werden soll. Da sich nun eine Nachricht findet, dass die Komanen dieselbe Sprache wie die Usen und Petschenegen sprachen, so kann auch über die türkischen Ahnen der letztgenannten Völker kein Zweifel stattfinden**). Die Kumanen scheinen jedoch nicht an der grossen Völkerwanderung Theil genommen zu haben, sondern man sieht sie als Nachkommen der alten Skythen an. Die Kumanen und die Ueberreste der Chasaren, Usen und Petschenegen werden jetzt unter dem Namen *Mankat* oder *Nogaier* zusammengefasst, deren letzteren sie nach einem berühmten Feldherrn *Nokai* erhalten haben. Sie sollen mit Mongolen vermischt gewesen sein.

Nach dem Verschwinden der Usen treten die Kumanen von wilder Eroberungslust ergriffen auf***). Sowohl Russland als das byzantinische Reich waren ihren Verheerungen zu Ende des 11ten Jahrhunderts ausgesetzt. Russland war kurz vorher getheilt worden und seine Macht geschwächt, so dass es diesen wilden Horden nicht widerstehen und diese ungestraft im Lande plündern konnten,

---

*) Ebend. S. 132 und 133.

**) Klaproth, Mémoires relatifs à l'Asie. T. III. p. 113 ff.

***) Neumann, S. 134.

Nestor schildert ihre Verheerungen mit folgenden Worten: «Die Städte veröden, in den Dörfern brennen Kirchen, Häuser, Hütten und Scheunen. Die Einwohner hauchen ihr Leben unter dem scharfen Schwerte aus oder erwarten zitternd den Tod. In Ketten ziehen die Gefangenen ohne Kleider und Schuhe in die entfernten Länder der Barbaren und sagen einander mit Thränen in den Augen: ««Ich bin aus dieser russischen Stadt; ich aus jenem Dorfe.»» Keine Heerden, keine Pferde sehen wir auf unsern Weiden, die Aecker sind mit Unkraut überwachsen und wilde Thiere hausen dort, wo früher Christen wohnten.» Nachdem die Dnjestr- und Dnjepr-Gegenden von den Kumanen verödet waren, zogen sie über Transsylvanien und Ungarn in das Herz von Polen. In Verbindung mit den Bulgaren und Walachen verheerten sie das Donauland und vollends kamen noch die Seldshuken und fielen über das östliche Reich her.

Im 11ten und 12ten Jahrhundert erlitten die Kumanen zwar manche Niederlage und wurden oft von den Russen, Griechen, Magyaren und Bulgaren besiegt, ihre Macht konnte jedoch durch sie nicht gebrochen werden. Ihr Stundenglas war erst dann abgelaufen, als die Schaaren der Mongolen verheerend in Europa einfielen. Die Kumanen oder die russisch sogenannten *Polowzy* vereinigten sich jetzt mit den Russen, wurden jedoch 1223 an der Kalka geschlagen und darauf zog ein grosser Theil der Kumanen nach Ungarn, wo sie noch heute zu Tage fortleben. Andere blieben in dem unterworfenen Lande zurück. Von ihnen wurden viele als Sklaven in Aegypten verkauft, wo sie unter dem Namen der Mameluken sich die Herrschaft erkämpften. Andere dagegen nahmen ihre Zuflucht zu den Griechen, Serben und Bulgaren.

Samojeden.

Den vierten Hauptzweig des altaischen Volksstammes bilden die sogenannten Samojeden, welche, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, ein unermessliches Gebiet einnehmen. Sie erstrecken sich vom

weissen Meere im Westen bis zur Chatanga-Bucht (jenseits des Jenissei) im Osten, von dem Eismeer im Norden bis zu den sajanischen Bergen im Süden. Ihr vornehmster Aufenthaltsort sind die öden Tundern *) längs der Küste des Eismeeres. Da die Samojeden sowie die Lappen grösstentheils in Besitz von Rennthierheerden sind, so sind sie in Folge ihrer Lebensart gezwungen gewesen sich an diese Tundern zu halten, so wenig diese auch geeignet scheinen möchten eine menschliche Bevölkerung zu beherbergen. Sie sind von einer so dürftigen Natur, dass auf ihnen gar keine Cultur emporblühen kann; sie schenken nur dem Nomaden einen dürftigen Unterhalt, die Erfahrung zeigt aber und es liegt ausserdem in der Natur der Sache, dass ein Nomadenvolk nie einen höhern Culturgrad erreichen kann. Ich will hiemit jedoch nicht gesagt haben, dass die Samojeden auf ewig zur Wildheit und Barbarei verdammt seien, es ist vielmehr meine Ueberzeugung, dass das Christenthum und die Cultur binnen kurzer Zeit bei ihnen Wurzel fassen werden. Das ganze sogenannte Tundra-Land ist durch grosse, fischreiche Ströme durchflossen, deren Ufer recht fruchtbar und zur Betreibung von Viehzucht sehr geeignet sind. Es wird ohne Zweifel das Schicksal der Samojeden sein, dass sie sich an diesen Strömen niederlassen und die Rennthierzucht gegen den Fischfang und die Viehzucht vertauschen werden. Die Russen sind ihnen schon in dieser Hinsicht mit einem guten Beispiel vorangegangen, denn an allen den grossen Flüssen kommen kleine russische Colonieen vor, unter denen sich einige zu einem ungewöhnlichen Wohlstand emporgearbeitet haben. Hin und wieder ist auch schon ein verarmter Samojede ihrem Beispiel gefolgt, die Erfahrung hat aber gelehrt, dass er in einem solchen Fall seine Nationalität einbüsste und nach und nach Russe wurde. Dieses hat aber auch in hohem Grade dazu

*) Das Wort *Tundra* (Finnisch *tunturi*) ist nicht Samojedischen Ursprungs, sondern die Russen dürften es von den Finnen entlehnt haben, bei denen das Wort in verschiedenen Gegenden verschiedene Bedeutung hat. Bald versteht man darunter ein niedriges, mooriges, sumpfiges Land, bald bergige, steinige Gegenden; in beiden Fällen gehört es zu der Natur einer Tundra, dass sie waldlos ist und Moose, namentlich das sogenannte Rennthiermoos hervorbringt.

beigetragen, die Samojeden von allen Colonisationsversuchen abzuschrecken, denn bei all ihrem Elend setzen sie doch einen hohen Werth auf ihre Nationalität und opfern gern die Güter des Lebens, um nur ihrer samojedischen Nationalität treu zu bleiben. Diese Nationalität können sie jedoch nicht fortdauernd aufrechthalten, denn obwohl sie in strenger Absonderung von den Russen leben und sich vor ihnen in die abgelegensten Tundern zurückziehen, so werden sie doch immer mehr und mehr mit der Civilisation vertraut und in demselben Maasse nehmen auch ihre Bedürfnisse zu. Diese Bedürfnisse können sie jedoch nicht auf die Länge bei ihrer jetzigen Lebensart befriedigen. Von Tag zu Tag versinken sie in immer grössere Armuth, die Rennthierheerden werden immer kleiner und kleiner, und ist das letzte Rennthier verzehrt, so bleibt dem armen Samojeden nichts anderes übrig, als sich entweder bei einem russischen Colonisten zu verdingen oder von seinen Almosen zu leben. In beiden Fällen geht er seiner Nationalität verlustig, und wenn die Samojeden auch ausnahmsweise irgend eine kleine Colonie gebildet haben, so hat es doch nicht in ihrer Macht gestanden, ihre Sprache, ihre Religion und ihre Sitten beizubehalten*). Die Samojeden sind, mit einem Worte, ein aussterbendes Volk; die Nachwelt wird kaum wissen, dass ein solches Volk irgendeinmal existirt habe. Sie haben keine That vollbracht, die es irgend verdiente, in der Geschichte aufgezeichnet zu werden. Man weiss kaum etwas von ihrer Herkunft und es ist sogar dem Zweifel unterworfen gewesen, zu welcher Menschenrace sie gerechnet werden müssen. Bei den Physiologen herrschen in dieser Hinsicht drei verschiedene Ansichten. Heusinger hat in seinem Werke: «Grundriss der Anthropologie» sowohl die Lappen als auch die Samojeden zur kaukasischen Race gerechnet. Bory de St. Vincent nimmt eine besondere, sogenannte hyperboräische, Race an, zu der die Samojeden

*) Dieses ist z. B. mit den Samojeden in Kolva der Fall gewesen. — Die Samojeden werden jedoch leichter Syrjänen als Russen, was durch die Ahnung einer Verwandtschaft, durch den ähnlichen Charakter sowohl des Volkes als der Sprache herbeigeführt zu sein scheint.

natürlich in erster Reihe gehören. **Blumenbach**, **Baer** u. a. sind der Ansicht, dass die Samojeden zur mongolischen Race gehören. Von dem philologischen Standpunkte aus ist nur die letzte Ansicht vollkommen annehmbar. Es muss aber bemerkt werden, dass, während unter den Physiologen **Baer** keine Verwandtschaft zwischen den Lappen und Finnen einer Seits und den Samojeden anderer Seits annimmt, der Philolog dagegen nicht nur die finnischen und samojedischen Stämme zu derselben Race rechnen muss, sondern dass es sogar den Anschein hat, als hätte der samojedische Stamm in der ganzen weiten Welt keinen andern so nahestehenden Verwandten, als den finnischen Stamm. Vor allen Dingen haben diese beiden Sprachstämme darin eine grosse Uebereinstimmug, dass der Agglutinationsprocess in ihnen weit grössere Fortschritte gemacht hat, als im Mongolischen und Tungusischen, sowie auch in den türkischen Sprachen, und zweitens zeigen diese Sprachen auch in materieller Hinsicht eine weit grössere Verwandtschaft mit einander, als mit den übrigen altaischen Sprachen. In Bezug auf die Beschaffenheit der Agglutination der finnischen und samojedischen Sprache habe ich bereits in dem Vorhergehenden bemerkt, dass sie sich wenig von der Flexion in den indogermanischen Sprachen unterscheidet. Von allen Agglutinations-Sprachen stehen diese den Flexionssprachen am nächsten und bilden gleichsam ein Uebergangsglied zu denselben. Die Sprachen des finnischen und samojedischen Stammes haben demnach keinen vollkommen bestimmten Typus, und dasselbe dürfte auch der Fall sein mit der Schädelbildung derselben, denn sonst dürfte es schwer halten die bei den Physiologen in Betreff der Racen herrschende Meinungsverschiedenheit zu verstehen. In der That habe ich auch irgendwo die Ansicht ausgesprochen gefunden, dass der finnische und türkische Stamm in physiologischer Hinsicht ein Uebergangsglied zwischen der kaukasischen und mongolischen Race ausmachen.

Die Samojeden zerfallen in drei grosse Zweige, die ich also benannt habe: 1) *Jurak-Samojeden*, 2) *Tawgy-Samojeden*, 3) *Ostjak-Samojeden*, wozu noch zwei kleinere Zweige: die *Jenissei-Samojeden*

und *Kamassinzen* kommen. Die zuerstgenannten oder die *Jurak-Samojeden**) erstrecken sich von dem weissen Meere im Westen bis zum Jenissei im Osten und nomadisiren auf den waldlosen Tundern längs der Küsten des Eismeeres. Ostwärts reihen sich an sie die sogenannten *Tawgy-Samojeden*, welche sich bis zur Chatanga-Bucht erstrecken, und auch diese irren als Nomaden auf den Tundern umher. Mitten zwischen diesen grossen Stämmen halten sich die *Jenissei-Samojeden* an dem untern Lauf des Jenissei auf. Auch diese sind zum grössern Theil Nomaden, betreiben aber zugleich Fischfang im Flusse Jenissei. Die *Ostjak-Samojeden* gehören nicht zum Tundragebiet, sondern halten sich innerhalb der Waldregion auf. Schwache Zweige dieses Stammes trifft man im Norden am Flusse Tas, der bei weitem grössere Theil derselben lebt aber zerstreut am obern Ob und dessen zahlreichen Nebenflüssen. Von diesen sind nur die Tasowschen Samojeden im Besitz von Rennthieren, alle übrigen ernähren sich aber durch Jagd und Fischfang. Statt der Rennthiere bedienen sie sich theils der Pferde, theils der Hunde und ihre Wohnungen bestehen nicht aus Zelten, sondern meist aus kleinen Hütten oder sogenannten Jurten. Was endlich die *Kamassinzen* betrifft, so haben sie ihren Aufenthalt im südlichen Sibirien innerhalb der Steppenregion an den zu dem Flussgebiet des Jenissei gehörigen kleinen Flüssen *Kan* und *Mana*. Sie sind Jäger, haben dabei aber auch eine kleinere Anzahl von Rennthieren. Sie bilden einen sehr unbedeutenden Stamm, ihre Existenz ist aber doch für die Ethnographie von grosser Wichtigkeit, denn sie giebt ein entscheidendes Resultat in der Frage über die Herkunft der Samojeden. Es ist behauptet worden, dass der samojedische Stamm ebenso wie andere verwandte Völker seinen Stammsitz am Altai in der Gegend des sajanischen Gebirges gehabt habe. Pallas**) glaubte sogar hier schwache Reste des samojedischen

---

*) Jurak ist eigentlich nur ein einziger Samojedenstamm, ich vermuthe aber, dass das Wort in Zusammenhang steht mit *Jugra* und *Jugrien*.

**) Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs. Dritter Theil. St. Petersb. 1776. S. 304, 373 ff.

Volksstammes entdeckt zu haben und giebt uns deutlich *Kamassinzen*, *Karagassen*, *Koibalen*, *Matoren*, *Arinzen*, *Assanen* u. a. nebst mehreren kleinern Völkerresten von diesem Stamme an, die er an den Quellen des Jenissei in der Nähe des sajanischen Gebirges gefunden hatte. Einige Decennien nach ihm stellte der Civil-Gouverneur in Jenisseisk, Namens Stepanow, ethnographische Reisen in seinem Gouvernement an und gab dann eine Arbeit heraus, in der er mit grosser Animosität die Angaben von Pallas zu widerlegen suchte und vorgab, dass die für Samojeden angesehenen Völkerschaften Tataren und türkischer Herkunft wären*). In Folge dessen erhielt ich von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg den Auftrag das wahre Verhältniss und die Nationalität der betreffenden Völker zu untersuchen. Hiebei ergab es sich, dass ein Uluss unter den Kamassinzen aus reinen Samojeden bestand, die übrigen Stämme aber in Uebereinstimmung mit Stepanow's Angaben wahrhafte Türken waren. Indessen war bei den Koibalen, Matoren, Karagassen, Sojoten und den übrigen von Pallas erwähnten Völkerstämmen allgemein die Tradition verbreitet, dass ihre Väter eine andere Sprache geredet hätten, und einige Individuen kannten noch einzelne Wörter aus dieser Sprache. Durch ihre Hülfe ward es mir leicht die Streitfrage zu entscheiden. Es ergab sich, dass das sajanische Gebirgsland der Sitz zweier nördlicher Volksstämme gewesen sei, nämlich 1) der Samojeden und 2) der Jenissei-Ostjaken. In Betreff der Samojeden ist es ein bemerkenswerther Umstand, dass die hier in Rede stehenden südlichen Zweige dieses Stammes und zumal die noch lebenden Kamassinzen gewisse Geschlechtsnamen beibehalten haben, die noch bei den nördlichen Stämmen gefunden werden. Man kann in Folge dessen keinen Zweifel mehr haben über die Herkunft des samojedischen Stammes von dem Altai. Die Zeit seines Aufbruchs aber lässt sich nicht bestimmen, denn die erste Nachricht über die Samojeden rührt von Nestor her, zu dessen Zeit sie bereits im Besitz

---

*) Степановъ, Енисейская Губернія. С. П. Б. 1835. Часть II. S. 37, 45 ff.

ihrer nördlichen Sitze waren. Die Ursache ihrer Auswanderung kann keine andere gewesen sein, als die unaufhörlichen Unruhen, welche in Hochasien stattfanden, zumal zu der Zeit, als die Hiongnu und die übrigen Türkenstämme Herren dieses Landes waren. Ich habe bereits früher gesagt, dass verschiedene Türkenstämme während dieser Zeit einer nach dem andern genöthigt waren, diese ihre Heimath aufzugeben. Man findet in diesem Lande nur noch schwache Reste der türkischen Bevölkerung. Bereits in einer sehr fernen Zeit hatten, wie ich ebenfalls in dem Vorhergehenden gesagt habe, verschiedene türkische Horden, wie z. B. die nördlichen *Hiongnu* Hochasien verlassen. Dasselbe ist auch der Fall mit den Kirgisen und vielleicht auch mehreren andern Türkenstämmen, welche sich in den Steppen des südlichen Sibiriens nördlich von dem sajanischen Gebirge niedergelassen haben. Es war ohne Zweifel das Vorrücken dieser türkischen Colonien, welches die Samojeden vermochte sich aufzumachen und in nördlichere Gegenden vorzudringen. Hiebei folgte ein Theil dem Laufe des Jenissei, ein anderer dem Laufe des Ob. Dass diese Flüsse den Samojeden wirklich als Wegweiser bei ihrer Völkerwanderung gedient haben, darüber kann kein Zweifel stattfinden, denn längs beiden Flüssen trifft man, wie schon bemerkt worden, eine zahlreiche Menge theils ausgestorbener theils noch bestehender Samojeden-Colonien. Wo man aber immer im Süden entweder einen lebenden oder ausgestorbenen Stamm von samojedischer Herkunft findet, giebt es immer südlich von demselben irgend einen türkischen Stamm. Und was die Samojedenstämme betrifft, die ihre Nationalität verloren haben, so sind sie, so viel man weiss, alle Türken geworden. Alles dies beweist augenscheinlich, dass die Türken das Volk waren, welches die Samojeden aus ihren Wohnsitzen an der Altai-Kette verdrängte. Bei dem weiteren Vordringen ihrer Wanderung sind die Samojeden auch mit andern Stämmen und namentlich mit dem finnischen in Berührung gekommen. Hiebei sind, wenn man den gangbaren Sagen trauen darf, einige Samojedenstämme von den Finnen vertrieben worden, während andere dagegen die finnische Bevölkerung

bezwangen und deren Wohnsitze einnahmen. Sehr zuverlässig kommt mir besonders die Tradition vor, nach welcher die ugrischen Ostjaken die Samojeden aus ihren Wohnsitzen am untern Ob bis an die Küste des Eismeeres verdrängt haben sollen. Diese Tradition ist auch unter den Ostjaken verbreitet und sie findet eine Stütze darin, dass die ostjakische Bevölkerung seit Alters her wirklich südlicher belegene Wohnsitze inne hatte, die sie später hereindringenden Stämmen von türkischer Herkunft zu räumen gezwungen war. Die einzige Gegend, in der die Finnen genöthigt gewesen zu sein scheinen ihre Wohnsitze den Samojeden abzutreten, ist die Gegend westlich vom Ural. Dass finnische Stämme hier seit Alters her wohnhaft gewesen, habe ich früher in einem Artikel über die sawolotschen Tschuden darzuthun gesucht*). Als Grund meiner Vermuthung habe ich unter andern die, nicht minder bei den Samojeden als bei den Russen, gangbaren Traditionen über das Tschudenvolk angeführt, welches von den Samojeden *Sírtje* genannt wird. Die Sage meldet, dass dieses Volk bei Ankunft der Samojeden in den Schooss der Erde geflohen sei und dort noch in reichem Besitz von Bibern, Füchsen und Mammuththieren fortlebe. Ferner habe ich meine Vermuthung durch die Anführung einer zahlreichen Menge von finnischen Ortsnamen, die in dieser Gegend vorkommen, zu bestätigen gesucht. So giebt es hier einen Fluss, Namens *Ishma* von *isŏmaa*, was sich ursprünglich auf die Tundra bezogen zu haben scheint, welche die Russen большая земля, die Samojeden *arka ja*, grosses Land, nennen. Ein anderer Fluss heisst *Tsylma* von dem finnischen Wort *kylmä*, ein dritter *Pjoscha*, finnisch *pesä*, ein vierter *Oja*, ein fünfter *Kuloi*, d. h. Fischfluss. Vielleicht ist auch das Wort *Samojed* finnischer Herkunft (Lapp. *Samejedne*) u. s. w. Hiezu kann man noch die zahlreichen in skandinavischen Sagen vorkommenden Aufschlüsse über Bjarmaland und dessen finnische Bevölkerung rechnen, welche alle, wie das Obengesagte, darzuthun scheinen, dass die Finnen früher in den westwärts vom

*) Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. Fjerde årgången. Helsingfors 1845. S. 1—22.

Ural befindlichen Tundern oder mindestens an den Flüssen, welche die genannten Tundern durchschneiden, gewohnt haben müssen.

Jenissei-Ostjaken.

Ich erwähnte in dem Vorhergehenden, dass gleich den Samojeden auch die Jenissei-Ostjaken aus der Gegend des sajanischen Gebirges hervorgegangen seien. Eigentlich gehören diese Ostjaken nicht in unser Gebiet, denn ihre Sprache hat einen von dem der altaischen Sprachen sehr verschiedenen Charakter, da sie aber mitten unter den Samojeden wohnen, können sie hier im Vorbeigehen genannt werden, zumal da sie in ethnographischer Hinsicht zahlreiche Berührungspunkte sowohl mit den Samojeden als andern altaischen Völkern darbieten und aus diesem Grunde in dem Folgenden von uns hie und da berührt werden müssen.

Die sogenannten Jenissei-Ostjaken bilden vielleicht einen Rest eines grösseren Volksstammes, der sich früher in Hochasien aufhielt und darauf während der gefährlichen Kriege und Verheerungen, welchen dieses Land unterworfen war, vernichtet wurde. Gegenwärtig beträgt die Anzahl dieses Stammes kaum 1000 tributpflichtige Personen. Sie wohnen zum grössern Theil am Jenissei und seinen Nebenflüssen, zwischen den Städten Jenisseisk und Turuchansk. Wie die ihnen benachbarten Ostjak-Samojeden beschäftigen sie sich vornehmlich mit Jagd und Fischfang. Rennthiere besitzen sie nicht, sondern ihr Lastthier ist der Hund. Im Sommer und Winter halten sie sich in Hütten auf, welche gewöhnlich aus Birkenrinde bestehen. Wie Sibiriens übrige Eingeborne zerfallen sie in besondere Geschlechter, welche von ihren eingebornen Fürsten beherrscht werden. Sie sind dem Namen nach Christen, in der That aber Heiden und erweisen zumal dem Bären grosse Verehrung.

Zu demselben Stamm als die Jenissei-Ostjaken gehörten ursprünglich auch die obengenannten Arinen oder Arinzen und Assanen, welche die sajanischen Steppen bewohnen und nun Tataren oder vielmehr Türken sind. Hieher gehört ferner auch ein Stamm, den ältere Schriftsteller *Kotten* genannt haben, der in späterer Zeit

aber in Vergessenheit gerathen war, bis ich auf einer Reise in Sibirien fünf noch lebende Individuen dieses Volkes auffand, welche unter dem Namen des agulschen Ulusses unter den sogenannten Kamassinzen am Agul, einem Nebenflusse des Kan, lebten. Diese fünf Personen waren übereingekommen ein kleines Dorf am Agul anzulegen, wo sie ihre Nationalität aufrecht erhalten wollen, theils aus Liebe zu derselben, theils auch aus der Ursache, weil Sibiriens Eingeborne der russischen Regierung geringere Abgaben als die Russen zahlen. An diese Colonisten haben sich später einige von den Kotten herstammende Familien angeschlossen, welche bereits ihre Muttersprache vergessen haben und Russen geworden sind. Indessen liegt es auch diesen gegenwärtig sehr am Herzen, sowohl sich selbst als ihren Kindern die kottische Sprache beizubringen und es ist möglich, dass die kleine Colonie noch lange ihre Nationalität, welche bereits als erloschen angesehen wurde, beibehalten werde.

Finnen.

Wir gehen endlich zu der fünften Hauptgruppe der altaischen Völker — zu der *finnischen* oder *tschudischen* Familie über. Diese Familie ist gegenwärtig fast ebenso zersplittert und zerstreut, als die türkische. Nächst den Samojeden ist sie jedoch an Volkszahl die schwächste unter den bisher bekannten Gruppen des altaischen Stammes; sie hat jedoch einen Vorzug vor allen verwandten Völkern. Dieser Vorzug besteht darin, dass die zu diesem Stamme gehörenden Völker mit wenigen Ausnahmen in den Besitz des Christenthums und zum Theil auch der europäischen Cultur gekommen sind. Es ist behauptet worden, dass von allen Völkern der Welt nur die indogermanischen durch ihre höhern Anlagen bestimmt sein sollen die Sprache der Cultur zu führen, und es muss auch zugegeben werden, dass die übrigen Racen sich wenigstens bisher nicht zu irgend einem bedeutenden Culturgrad zu erheben vermocht haben, sondern fast in dem Zustand ihrer ursprünglichen Wildheit verblieben sind. Nur die finnischen Völker haben sich für die europäische Cultur empfänglich gezeigt, die meisten derselben

bilden jedoch nur unbedeutende Stämme, welche in Russland zerstreut leben und früher oder später mit der slavischen Bevölkerung zusammenschmelzen werden. Die Ungarn und Finnen sind die einzigen, welche mit Beibehaltung ihrer Nationalität dem Fortschritt der europäischen Cultur auf den Spuren zu folgen streben. Sie sind jetzt Repräsentanten nicht allein des finnischen Stammes, sondern auch einer ganzen grossen Menschenrace, vorausgesetzt nämlich, dass ein Racenunterschied wirklich existirt. Es ist ohne Zweifel auch zum Theil in Folge dieses Vermögens, Bildung und Civilisation aufzunehmen, dass manche Gelehrte den finnischen Stamm zur kaukasischen oder indogermanischen Race haben rechnen wollen. Die sprachvergleichenden Forschungen haben indessen dargethan, dass dieser Stamm einen ganz andern Ursprung hat; dass er sich aber nichtsdestoweniger fast zu demselben Culturgrad, wie die die indogermanischen Völker hat erheben können, scheint zu beweisen, dass die Bildung und Humanität nicht das Monopol irgend einer bestimmten Menschenrace ausmachen. Dass die finnischen Völker einen höheren Culturgrad erreicht haben, als ihre übrigen Stammverwandten, will ich auch nicht ihrer grösseren Bildungsfähigkeit, sondern nur dem Umstande zuschreiben, dass sie schon lange mit gebildeten Nationen in Berührung gestanden haben, während dagegen die verwandten Völker in der strengsten Absonderung von den Culturvölkern der Erde gelebt haben.

Schwer ist es den Zeitpunkt zu bestimmen, in welchem die Finnen sich von ihren Stammverwandten in Hochasien losgerissen und festen Fuss in Europa gefasst haben, sicher ist es jedoch, dass dies bereits vor der Zeit der grossen Völkerwanderung geschehen ist. Nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung, dass es unter den Skythen auch finnische Stämme gegeben habe und es hat manches für sich, dass auch die Hunnen finnischer Herkunft gewesen sind. Was man aber mit Gewissheit weiss, ist, dass die Finnen wenigstens zu den Zeiten des Tacitus, d. h. um das Jahr 100 n. Ch. G. in Europa sesshaft gewesen sind. Bekanntlich lässt Tacitus seine Fenni in der Gegend des jetzigen Littauens wohnen und Ptole-

maeus, der ein halbes Jahrhundert nach ihm lebte, versetzt ihre Wohnsitze östlich von der Weichsel. Können nun auch diese Nachrichten über die Wohnsitze der Finnen nicht als ganz zuverlässig angesehen werden, so darf man doch annehmen, dass die Finnen bereits zu dieser Zeit, wenn auch nicht bis zur Ostsee selbst, so doch mindestens bis in ihre Nachbarschaft vorgedrungen sein müssen. Andere Zweige desselben Stammes hielten sich jedoch in einer weit spätern Zeit an der uralschen Bergkette und jenseits derselben an dem Flusse Irtysch auf. Diese Zweige waren jedoch zu jener Zeit nicht durch den slavischen Stamm von einander abgesondert, sondern das ganze dazwischenliegende Land oder der grössere Theil des jetzigen Russlands, wurde aller Wahrscheinlichkeit nach von lauter finnischen Völkern bewohnt. Die älteste Geschichte der Slaven ist in Dunkel gehüllt, dass dieselben aber vor der Völkerwanderung die nördlichen Theile Russlands noch nicht in Besitz genommen hatten, scheint als ausgemachte Sache angesehen zu werden. Auch beweisen die Traditionen, die Alterthumsüberreste und die zahlreiche Menge finnischer Ortsnamen, welche im nördlichen und mittlern Russland vorkommen, dass die Finnen (ich meine die finnischen Völker) die Aborigines dieses Landes gewesen sind. Manche Gelehrte wollen dem finnischen Stamme eine noch weit grössere Ausdehnung geben. Rask*) hält sie auch für die Ureinwohner Scandinaviens und Dänemarks und Nilsson's**) antiquarische Forschungen haben wirklich das fast unbestreitliche Resultat geliefert, dass wenigstens die ältesten Grabhügel Scandinaviens ein Werk des finnischen Stammes sind. In Meklenburg hat man ganz kürzlich in einem alten Grabhügel einen Schädel gefunden, dem man finnische Herkunft zuschreibt. Aehnliche Funde sollen nach Retzius***) auch in England gethan worden sein.

---

*) Undersögelse om det gamle Nordiske, eller Islandske Sprogs Oprindelse. Kjöbenhavn 1818. S. 112 ff.

**) Skandinaviska Nordens Ur-Invånare. Lund 1838—1843. Erstes Capitel S. 85, zweites Capitel S. 11 ff.

***) Öfversigt af Kongl. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar. Sjette årgången. Stockh. 1849. S. 118 ff.

Ja sogar in Frankreich und Spanien glaubt man Spuren des finnischen Stammes entdeckt zu haben, nirgends sind sie aber so leicht zu erkennen als in Russland. Hier giebt es auch noch heut zu Tage eine grosse Anzahl kleiner Völkerschaften, welche unwiderleglich finnischer Herkunft sind. Zu Nestors Zeit war ihre Zahl grösser, denn er erwähnt manche finnische Stämme, z. B. *Muroma*, *Merja*, *Peschtschori*, welche bereits von der slavischen Bevölkerung russimilirt worden sind. Noch andere der in Russland wohnenden Stämme sind ohne Zweifel während der grossen Völkerwanderung untergegangen, wie dieselbe auch, nach dem bereits in dem Vorhergehenden Gesagten, so manchen türkischen Völkern ihren Untergang bereitet hat.

Die finnischen Völker, welche bis auf die gegenwärtige Zeit sich und ihre Nationalität haben erhalten können, werden von den Ethnographen in vier Gruppen oder Familien eingetheilt, nämlich:

1) Die *ugrischen* Völker, zu denen man die *ugrischen Ostjaken*, die *Wogulen* und *Magyaren* oder *Ungarn* rechnet.

2) Die *bulgarischen* oder *Wolga-Völker*, welche jetzt aus *Tscheremissen* und *Mordwinen* bestehen. Zu ihnen rechnen einige Gelehrte auch die *Tschuwaschen*, welche jetzt jedoch ganz tatarisirt sind.

3) Die *permischen* Völker: die *Permier*, *Syrjänen* und *Wotjaken*.

4) Die *finnischen* Völker, welche aus *Finnen*, *Ehsten*, *Lappen*, *Ingern*, *Liven* und *Tschuden* bestehen.

Ausserdem werden die *Baschkiren*, *Mestscherjäken* und *Teptjären* von einigen für türkisch-tatarische, von andern für finnische Stämme gehalten.

Die *Baschkiren****) (von *Basch*, Kopf und *kurt*, Biene) wohnten früher im südlichen Sibirien, von wo sie sich später im orenburgschen Gouvernement bis zur Wolga ausbreiteten. Ihre Sprache ist jetzt mit der Sprache der kasanschen Tataren verwandt. Sie selbst leiten ihren Ursprung von den nogaischen Tataren her, welchen sie,

*) Öfversigt af Kong. Vet. Ak. Förh. Fjerde årg. Stockh. 1848. S. 27—31.

**) Suomi, Tidskrift i Fosterländska ämnen. Åttonde årg. Helsingf. 1849. S. 11.

***) Müller, der Ugrische Volksstamm. Erste Abtheilung. Berlin 1837. S. 141 ff.

nach Pallas, auch in ihrem Aussehen gleichen. Strahlenberg fand einige Aehnlichkeit zwischen den Baschkiren und den finnischen Stämmen, und von den Kirgisen werden sie *Istaki* (Ostjaken), sowie von den Tataren *Sari Yschtek*, d. h. rothhaarige Ostjaken benannt, wobei einem jedoch einfallen muss, dass die Tataren fast alle fremde Nationen für Ostjaken halten. Sehr wahrscheinlich ist es auf jeden Fall, dass die Baschkiren eine Mischung von Ostjaken und Tataren ausmachen, mit denen sie rücksichtlich ihrer Wohnsitze nothwendiger Weise in nahe Berührung kommen mussten. Sie sollen sich in Allem auf etwa 150,000 Personen belaufen.

Die *Mestscherjäken**), welche schon von Nestor erwähnt werden, wohnten im 15ten Jahrhundert an der untern Oka, unter Tscheremissen und Mordwinen. Von hier zogen sie nach Ufa ins Land der Baschkiren. Ihre Sprache soll noch tatarischer sein als die der Baschkiren, aber dessen ungeachtet sind sie oft zum tschudischen Stamme gerechnet worden und werden auch von Nestor mit den übrigen finnischen Völkern zusammengestellt, für welche Ansicht auch ihre früheren Wohnsitze an der Wolga zu sprechen scheinen. Ihre Anzahl beläuft sich auf 15—16 Tausend Seelen.

Die *Teptjären***) entstanden zur Zeit Iwan Wassiljewitsch's durch Vernichtung von Tscheremissen, Tschuwaschen, Wotjaken und Tataren, welche bei der Zerstörung des kasanschen Reiches einen Zufluchtsort in den südlichen Theilen des Uralgebirges suchten. Wie die Permier flohen auch die Teptjären hauptsächlich aus Furcht, sie möchten zur Annahme des Christenthums gezwungen werden (denn wie die Baschkiren und Mestscherjäken sind auch sie Muhammedaner) und wurden auch mit Wohlwollen von den Baschkiren aufgenommen, welchen sie einen gewissen Tribut zahlten. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben sie sich von 34,000 auf 110,000 Köpfe vermehrt, was ihre auch in späterer Zeit fortdauernde Vermischung mit fremden Völkerschaften darthut. Jetzt

*) Müller, der Ugrische Volksstamm. Th. I. S. 160.

**) Ebendaselbst, S. 161 und 162.

scheint überhaupt das finnische Element bei ihnen sehr schwach zu sein.

1) Ugrische Finnen.

Der Name *Ugrien*, *Jugrien* oder *Jugorien* bezeichnet nach Lehrberg*), Klaproth**) und andern neueren Historikern das weitreichende Land, das sich zu beiden Seiten der Flüsse Ob und Irtysch in deren unterem Lauf, bis zu den Gränzen der Samojeden im Norden, der Tataren im Süden, des Urals im Westen und der Flüsse Nadym, Agan und Wach im Osten, ausbreitet. Innerhalb dieser Gränzen halten sich Ostjaken und Wogulen auf — zwei Völkerschaften, welche in den russischen Chroniken, Zarenbriefen und alten Urkunden mit einem gemeinsamen Namen *Ugrier* oder *Jugrier*, auch *Jugritschen* genannt werden. Südlich von ihnen wohnten in der Vorzeit die Stammverwandten der Ugrier, die sogenannten *Unoguren*, *Saraguren* und *Uroyen*, unter denen die *Unoguren*, nach Klaproth, die mächtigsten waren und nachmals den Namen *Uguren*, *Uiguren* und *Ungarn* trugen. Wiederholentlich warnt Klaproth die Historiker, sich nicht durch Namensähnlichkeit dazu verleiten zu lassen, die ebengenannten Völkerschaften, welche ohne Widerrede sämmtlich zum finnischen Stamme gehören, mit dem bekannten Volke, das bei den muhammedanischen Schriftstellern den Namen *Uigur* (*Ighur*, *Oghur*) trägt und nach Raschid-eddin und Abulghasi in zwei Hauptstämme: *On-Uigur* (Zehn-Uigur) und *Tokus-Uigur* (Neun-Uigur) zerfällt, zu verwechseln. Diese waren, wie Klaproth††) ausführlich bewiesen hat, türkischer Herkunft und wohnten ursprünglich (s. Seite 66) nordöstlich von der Wüste Gobi, in der Gegend der obern Selenga und Karakorums. Einzelne Zweige dieses Stammes hatten sich jedoch bereits in den ältesten Zeiten westlicher in dem Lande zwischen dem

*) Untersuchungen zur Erläuterung der ältern Geschichte Russlands. St. Petersburg 1816. S. 4.

**) Asia polyglotta. S. 188.

***) Reise in den Kaukasus und Georgien. Bd. II. S. 491 u. sonst.

†) Histoire genéalogique des Tatars, p. 92.

††) Asia polyglotta, p. 215.

Lop-See und dem Flusse *Ili* niedergelassen, wohin auch ihre östlichen Stammverwandten später ihre Sitze verlegten, indem sie sich nach und nach bis zum Irtysch und Balkasch-See, d. h. bis zu den Gränzen des Gebiets der finnischen Ugrier, Uguren oder Uiguren ausbreiteten. Mit Rücksicht auf die nahe Nachbarschaft beider Stämme, können wir jedoch nicht der Versuchung widerstehen, trotz Klaproth's soebenerwähnter Warnung, in dem Folgenden eine mögliche Gemeinschaft aller dieser mit ähnlichen Namen bezeichneter Stämme anzudeuten.

Zuerst machen wir auf die allgemeine Verwandtschaft aufmerksam, welche unbestreitbar zwischen den finnischen und türkischen Völkerschaften stattfindet. Mag diese von naturforschenden Ethnographen anerkannt werden oder nicht, der Philolog kann nicht umhin auf das Bestimmteste einen gemeinsamen Ursprung dieser beiden Stämme, zu denen man ausserdem noch den samojedischen rechnen kann, anzunehmen. Ohne Zweifel gehören auch die Mongolen, Mandshu oder Tungusen mit mehreren Völkern des nördlichen oder mittlern Asiens zu derselben Classe; aber von allen hiehergehörenden Sprachen schliessen sich die finnischen, die samojedischen und die türkischen einander am nächsten an.

Es ist bereits von Andern in Betreff der finnischen und türkischen Völker geäussert worden, dass sie in Rücksicht ihrer physischen Eigenschaften ein Verbindungsglied zwischen den indoeuropäischen und mongolischen Völkern bilden und diese Meinung scheint mir auch vom philologischen Standpunkt aus nicht ungegründet zu sein. Es giebt zwar zwischen den finnischen und türkischen Sprachen einer Seits und den mongolischen anderer Seits viele Uebereinstimmungen von allgemeiner und durchgreifender Natur; es ist aber fraglich, ob diese Uebereinstimmungen auf eine specifische Verwandtschaft der Sprachen hindeuten oder ob sie nicht vielmehr eine Folge der Entwicklungsstufe selbst sind, den diese Sprachen erreicht haben. Um dieses Verhältniss deutlich zu machen, will ich hier das allgemein bekannte Factum anführen, dass das Chinesische nichts von Sätzen, noch von einzelnen Redetheilen,

noch weniger von einer Flexion der Wörter weiss, sondern nur einsilbige, unentwickelte Wurzeln hat. Das Mongolische hat dagegen zwar einen Satzbau, dieser ist aber noch sehr unentwickelt, da die Sprache einen grossen Mangel an Partikeln und eine sehr unvollständige Flexion hat. In den türkischen und finnischen Sprachen ist der Satzbau weit entwickelter, der Vorrath an Partikeln in demselben Maasse reicher und die Flexion weiter vorgeschritten. Jedoch haben sowohl das Türkische als einzelne finnische Sprachen manche Endungen, welche sehr lose an dem Stamm hängen und leicht von demselben getrennt werden können. Von den Partikeln fehlen auch in diesen Sprachen wie im Mongolischen die sogenannten Präpositionen, welche theils durch einen reichen Casusvorrath, theils durch gewisse, aus dem Nomen gebildete Präpositionen ersetzt werden.

Die Anwesenheit der Präpositionen gehört nämlich zu den wesentlichsten Vorzügen des indogermanischen Sprachstammes sowohl in manchen andern Beziehungen, als auch namentlich darin, dass durch Zusammensetzung derselben mit andern Wörtern eine un endliche Menge von Begriffen und Begriffsmodificationen wiedergegeben werden kann, für welche man in andern Sprachen vergebens einen Ausdruck sucht. Wir halten jedoch diese, wie andere dem indogermanischen Sprachstamme zugehörigen Vorzüge nicht für ursprünglich, sondern für eine Folge der höheren Entwicklung dieses Sprachstammes und glauben aus guten Gründen, dass es eine Zeit gegeben habe, da die indoeuropäischen Sprachen sich auf derselben niedern Bildungsstufe befanden, wie es jetzt mit dem Chinesischen der Fall ist, und dass sie nach und nach die Entwicklungsstadien durchlaufen haben, in welchen sich die mongolische, türkische und die finnischen Sprachen gegenwärtig befinden. Wir sehen auch, dass die letztgenannten Sprachen, je mehr sie in ihrer Bildung fortschreiten, desto bestimmter ein Streben nach solchartigen Bildungsformen beurkunden, wie sie die indogermanischen Sprachen jetzt haben. So hat, rücksichtlich des Mongolischen, die Volkssprache bereits eine ordentliche Flexion bei den Zeitwörtern ent-

wickelt, obwohl die Grammatiker darauf nicht geachtet haben. Innerhalb des finnischen Sprachstammes hat auch die Bildung von Präpositionen und präpositionalen Zusammensetzungen bereits begonnen und ist in einzelnen Sprachen sogar in bedeutendem Maasse vorgeschritten. In dem Allereinfachsten beurkunden ausserdem sowohl die finnischen als auch die türkischen und mongolischen Sprachen eine Entwicklung im Geiste der indoeuropäischen Sprachen. Es wäre ungerecht, diese Entwicklung einer blossen Nachahmung und keinen andern Völkern und Sprachen, als den indoeuropäischen, das Vermögen eines freien Fortschritts zuzuschreiben.

Durch das Angeführte haben wir kurz anzudeuten gesucht, dass die allgemeinen grammatikalischen Uebereinstimmungen verschiedener Sprachen nicht nothwendig eine Folge innerer Verwandtschaft sind, sondern leicht ihren Grund in einer gleichartigen Beschaffenheit der Bildung haben können, für welche diese Sprachen ein Ausdruck sind. — Wenn aber, neben der Gleichheit in der innern Structur der Sprache auch eine Uebereinstimmung in ihren materiellen Bestandtheilen — in den Wörtern und deren Endungen — in bedeutenderem Maasse hervortritt, erst dann ist man berechtigt einen gemeinsamen Ursprung dieser Sprachen oder wenigstens eine nahe Berührung derselben anzunehmen; und die Uebereinstimmung zwischen den finnischen und türkischen Sprachen, welche Frage hier vorzugsweise gilt, ist in jeder Hinsicht so bedeutend, dass sie unmöglich nur als zufällig angesehen werden kann und sich schwerlich durch eine äussere Berührung erklären lässt, sondern ganz sicher auf einer ursprünglichen Verwandtschaft, einer gemeinsamen Herkunft beruht. Diese Uebereinstimmung erstreckt sich auch nicht bloss auf die Sprache, sondern sie wird ebenso bestimmt in den Sitten, Gebräuchen, religiösen Vorstellungen u. s. w. dieser Völker wahrgenommen. Bei Nachbarvölkern stark hervortretend, nimmt diese Aehnlichkeit zwar bei entfernter wohnenden Zweigen des finnischen und türkischen Stammes immer mehr ab, nirgends jedoch in dem Grade, dass sie nicht ohne Schwierigkeit erkannt werden könnte.

Chinesische und muhammedanische Schriftsteller nennen als uralteste Heimath des türkischen Stammes die Gegend des Tangnu-Gebirges und des grossen Altai und erzählen, dass die Türken nach der grossen Fluth von diesem Gebirge herabgekommen seien *). Sehr bemerkenswerth ist mit Rücksicht hierauf der Umstand, dass die Spuren der Samojeden sowie der Finnen gerade auch in diesen Berggegenden sich verlieren. Ich habe bereits früher **) darauf aufmerksam gemacht, wie es mir während einer im Sommer 1847 unternommenen Reise zum obern Lauf des Jenissei, dessen Quellflüsse sich bis zum nördlichen Abhange des Tangnu-Gebirges erstrecken, gelungen ist, sowohl auf russischem als auch auf chinesischem Gebiet verschiedene, jetzt bereits tatarisirte Ueberreste des samojedischen Stammes aufzufinden. Dass aber auch der finnische Volksstamm hier heimisch gewesen, daran erinnerten mich häufig sowohl die Traditionen von den Aboriginern des Landes, den *hell-* oder *weissäugigen* Tschuden ***), als auch zumal zahlreiche Ortsnamen †), welche auch bei den finnischen Stämmen gebräuchlich sind und zum Theil gerade im Finnischen ihre Erklärung finden. Von diesen mögen beispielsweise einige der wichtigsten angeführt werden. Der Jenissei heisst bei den Tataren *Kem*, und dieser Flussname kommt auch in mehreren Theilen Finnlands, sowie auch im russischen Karelien ganz unverändert, theils in der veränderten Gestalt *Kemi* oder *Kymi* ††) vor und bedeutet, nach Renvall's Wörterbuch, einen grössern Fluss, obwohl er jetzt meist nur als Nomen proprium gebraucht wird. Meines Wissens kommt das Wort in keiner andern Sprache, ausser der Finnischen, als Appellativum vor und es ist in Folge dessen annehmbar, dass gerade die Finnen dem Jenissei seinen ursprünglichen Namen gegeben haben. Sollte

---

*) Klaproth, Asia polyglotta, S. 210.

**) Reiseberichte und Briefe aus den Jahren 1845—49, S. 367 ff.

***) Ebend. S. 342.

†) Ueber die Ursitze des finnischen Volkes (in der St. Petersb. Zeitung, 1850, No. 7 u. 8), S. 10 des Sonderabdrucks.

††) Auch in dem tatarischen Worte *Kem* hat *e* einen dunkeln Laut und steht dem russischen ы nahe.

früher mehr nach Westen gewohnt habe, eine Tradition, welche nach meinen Untersuchungen ihren Grund darin hat, dass einige Geschlechter der ugrischen Ostjaken ins Flusssystem des Jenissei gezogen sind und sich dort mit den, seit Alters dort wohnenden, von den sajanischen Bergen eingewanderten Ostjaken vermischt haben. Von noch geringerem Halt ist eine von Strahlenberg*) angeführte Tradition über die tomskischen Ostjak-Samojeden, welche vermuthen «sie wären aus Sauomis Sembla, das ist entweder Finn- oder Lapland» eingewandert. Dass in der That, nach Müller's Ansicht, Permier und Syrjänen sich in Ugrien niedergelassen haben, war ein Gedanke, der bei mir lange vorher aufgekommen war, ehe ich irgend etwas von der von Schönström mitgetheilten Tradition erfahren hatte. Denn am untern Lauf des Ob traf ich häufig Ostjaken, welche blond waren und ganz das Aussehen hatten, das ich früher bei den Syrjänen wahrgenommen hatte. Ausserdem gab es auch innerhalb dieses Gebiets manche Ortsnamen syrjänischen Ursprungs, z. B. *kar*, Stadt, *Obdor*, von *Ob* und dem syrjänischen Worte *dor*, das Aeusserste, und in der Sprache selbst kommt auch eine grosse Menge von Wörtern und Eigenthümlichkeiten des permischen Stammes vor, die zum Theil noch nicht gehörig assimilirt worden sind. Alles dies beweist augenscheinlich die Richtigkeit von Müller's Hypothese über eine Einwanderung des permischen Stammes. Wären dagegen, nach Schönström's Angabe, die Ugrer von Westen eingewandert, so würden wohl einige Spuren derselben innerhalb ihrer frühern Wohnsitze zu entdecken sein, dies ist aber keineswegs der Fall, wenn ich einen oder den andern Ortsnamen am Westabhange des Ural ausnehme, wohin Ostjaken und Wogulen in frühern Zeiten ihre Streifzüge ausgedehnt haben. Später sind sie, in Folge der durch das Eindringen der Slaven in das Stammgebiet des permischen Stammes entstandenen Völkerbewegungen, genöthigt gewesen fast den ganzen Ural den Permiern und Wogulen zu überlassen und zuerst vom Konda zum Irtysch und vom Irtysch zum Ob gezogen.

*) Das Nord und Ostliche Theil von Europa und Asia. Stockholm 1730. S. 64.

Jedoch diese in spätern Zeiten geschehenen Bewegungen können hier bei Seite gelassen werden, da es sich um die ältesten Wohnsitze der Ostjaken handelt. Wir haben in dem Vorhergehenden mit manchen Gründen die Vermuthung zu unterstützen gesucht, dass sowohl der ugrische Volkszweig als auch der ganze finnische und samojedische Stamm eine gemeinsame Urheimath mit den Türken, an den Quellen des Jenissei, Ob und Irtysch gehabt habe. Was insbesondere die ugrischen Finnen betrifft, so zeigt schon ihr Name, dass sie in mancher Berührung mit dem türkischen Uigurenstamm gestanden haben. Dieser Stamm wird von tibetischen Schriftstellern Jugur und von den muhammedanischen Joghur oder Uighur (Ighur und Aighur dürften corrumpirte Schreibweisen sein) genannt. In russischen Schriften kommt zugleich das Adjectiv Ugorskoi oder Jugorskij vor, das andeutet, dass in dem Worte Ugri und Jugri ein *o* verschwunden ist und dass der ursprüngliche Stamm Ugor oder Jugor gewesen, wovon Ugri oder Jugri der Nominativ der Mehrzahl ist. Ein solcher Vocalausfall ist im Russischen sehr gewöhnlich und hat im vorliegenden Fall einen ganz einfachen Erklärungsgrund. Das aspirirte *g*, das in dem türkischen Worte vorkommt, zeigt nämlich, dass der nächstvorhergehende Vocal lang sein muss, es ist aber bekannt, dass nach einem langen Vocal der kurze Vocal der nächstfolgenden Silbe in allen türkischen Sprachen entweder schwaartig oder ganz und gar nicht ausgesprochen wird. Es ist demnach klar, dass der Stamm zum russischen Worte Ugri oder Jugri, Ugor oder Jugor sein muss. Analysiren wir nun das türkische يغور, so muss dieses Wort entweder *Jughor* oder *Jaghor* gelesen werden, durchaus aber nicht *Joghur*, denn nach allgemeinen Sprachgesetzen kann kein *u* auf ein langes *o* oder *u* folgen, sondern diese beiden Vocale erfordern in der nächstfolgenden Silbe nothwendig ein kurzes *o*. Dass das Wort im Türkischen wirklich *Jughor* gelautet habe, beweist die Variante *Uighur*, in welcher das *ju* der ersten Silbe zu *uj* oder *ui* geworden ist. Sonach fällt das ostjakische *Jughor* vollkommen mit dem türkischen *Jughor* oder *Uighur* zusammen. Nun ist es möglich, dass *j*

in dem Worte *Jughor* nur euphonisch ist, denn die finnischen und tatarischen Sprachen geben unzählige Beweise dafür, dass sowohl *j* als *v* im Anlaut der Wörter als Aspirationen gebraucht werden, da diese Sprachen dort nicht gern Vocale dulden. Ohne auf die Richtigkeit dieser Ansicht zu bestehen, wollen wir nur als eine Möglichkeit andeuten, dass die Benennung der Ostjaken *Ughor* die ursprünglichste gewesen und vielleicht, wie schon Klaproth*) bemerkt hat, von dem türkischen Worte *ughor* oder *oghor*, hoch, stammt, das eine hohe Lage des ugrischen Landes bezeichnet. Dass *j* nur des Wohllauts wegen hinzugetreten sei, wird auch durch den Umstand wahrscheinlich, dass das Wort von den Chinesen *Ui-gu-öl***) ausgesprochen wird, worin ausserdem *l* an die Stelle des im Chinesischen fehlenden *r* getreten ist. Einige Gelehrte haben mit *Jughor* (oder, nach ihrer Schreibweise, *Joghur*) das Wort *Wogul* zusammengestellt, welche Zusammenstellung ganz natürlich ist und eine weitere Stütze für die euphonische Natur des Anlautsbuchstaben darbietet. Eine Bestätigung giebt auch die bei den Slaven und andern Völkern gewöhnliche Benennung der Magyaren, *Ungarn*, welcher Namen ohne Zweifel mit *Ugor* denselben Stamm hat, was auch von allen Gelehrten als ausgemacht angenommen wird, obwohl die Meinungen rücksichtlich der Etymologie getheilt sind. Klaproth***) deutet an, dass der Name *Ungar* durch eine Zusammenziehung von *Onogur* (On-oghur) entstanden sei, — dies war einer der Stämme, welche nach Zerstörung des Hunnenreichs um das Jahr 462 aus dem Lande jenseits der Wolga aufbrachen und die Stammväter der jetzigen Ungarn wurden. Nach einer andern weit wahrscheinlicheren Erklärung ist der Name *Ungarn* nur eine Verdrehung von *Ugrer*†). Es giebt zwar Gelehrte, welche den Nasal im Worte *Ungarn* als den richtigen und ursprünglichen Laut betrachten, wir können jedoch ihre Meinung nicht theilen, da das

*) Klaproth, Asia polygl. p. 188.

**) Ritter, Erdkunde. Zweiter Theil, S. 343.

***) Asia polygl. S. 188.

†) Baer und Helmersen, Beiträge zur Kenntniss des Russ. Reichs. Neuntes Bändchen. St. Petersb. 1845. S. 225.

Wort im ganzen Orient, woher der Name unläugbar seinen Ursprung herleittet, ohne Nasal geschrieben und ausgesprochen wird. Wenn nach Versicherung der Gelehrten das *Ugri* der russischen Chroniken *Ungri* gelesen werden muss, so halten wir diese Orthographie für Entlehnung aus byzantinischen Schriftstellern, welche das Wort mit zweifachem *g* (Οὔγγροι) schreiben und nehmen die nun gangbare russische Aussprache, wie sie z. B. in *Jugorskij schar*, *Jugrina* u. s. w. vorkommt, für weit richtiger. Auch die Syrjänen lassen den Nasal fort, denn bei ihnen heissen die Ostjaken *Jögra*, im Plural *Jögrajas*. Bei dem arabischen Geographen Bakui heisst ihr Land *Jura* und auch byzantinische Schriftsteller kennen ein Volk Ogor (Ὄγωρ) östlich von Til und der Wolga*), was alles als Beweis dafür dient, dass der Nasal in dem genannten Worte nicht ursprünglich war.

Da nach der vorstehenden Darstellung die türkischen und finnischen Ugrier denselben Namen tragen, so muss auch auf solcher Grundlage angenommen werden können, dass diese beiden Stämme vor Zeiten in nahem Verkehr mit einander gestanden haben und deshalb mit einander verwechselt worden sind. Der hauptsächliche Beweis für ihre gemeinsamen Wohnsitze muss jedoch, nach dem Vorhergehenden, darin gesucht werden, dass die finnischen und türkischen Sprachen unter sich nahe verwandt sind, dass die Ungarn noch heut zu Tage in der Gegend Uiguriens wohnen, dass die Tradition bei den Ostjaken ihre ältern Wohnsitze an die Gränze Uiguriens versetzt und dass in Uigurien Ortsnamen ostjakischer Herkunft vorkommen.

Es ist unmöglich den Zeitpunkt zu bestimmen, da die Ugrier ihre hochasiatische Heimath verlassen haben; aber als wahrscheinlich sieht man an, dass sie schon vor der Völkerwanderung in die uralischen Berggegenden gezogen seien. Im 7ten Jahrhundert werden oft *Ugrier* (*Huguri*, *Uiguri*) an den Ufern der Wolga genannt. Die erste zuverlässige Kunde über die jetzigen Ugrier stammt je-

---

*) Müller a. a. O. S. 110 und 112.

doch von **Nestor** her, der für das Jahr 1096 folgende Nachricht aufgezeichnet hat *): «Und ich will erzählen, was ein Nowogoroder, Gurja Togorowitsch (oder Jurja Torgowitsch), mir vor vier Jahren erzählte: Er hatte seinen Diener (отрокъ) zu den Petschoren gesandt — dieses Volk zahlt nämlich Nowgorod Abgaben — und nachdem mein Diener zu ihnen gelangt war, wanderte er von dort zu den Jugrern. Die Jugren aber sind ein stummes, heidnisches Volk und gränzen im Norden an die Samojeden; diese (Jugrer) sagten meinem Diener: wir finden ein Wunder, das wir vor diesen Zeiten nicht gehört haben; und es ist jetzt das dritte Jahr, seit dieses Wunder zuerst seinen Anfang nahm. Es giebt Berge, welche nach Lukomorie gehen und ihre Höhe erstreckt sich fast bis zum Himmel, und in diesen Bergen ist ein grosses Lärmen und Toben und man sprengte den Berg, indem man ihn zersprengen will. Und wenn jemand ihnen Eisen oder ein Messer oder ein Beil giebt, geben sie Felle dagegen. Auch giebt es zu diesen Bergen einen Weg, der unfahrbar ist, wegen der vielen Abhänge, wegen tiefen Schnees und der Wälder und deshalb stets unzugänglich.» Unter diesem Wunder ist ganz einfach ein Handelsweg zu verstehen, welche die Syrjänen und Permier über den Ural nach Ugrien an den Flüssen Soswa und Wogulka bahnten. Was die angeführten Nachrichten über die Ugrer betrifft, so wird aus ihnen nichts weiter entnommen, als dass sie Nachbarn der Petschoren und Samojeden waren. Im J. 1187 sollen sie bereits, nach **Lehrberg** **), Nowgorod tributpflichtig gewesen sein, und obwohl die Ugrier sich bisweilen weigerten den Tribut zu erlegen und sogar die Tributeinnehmer niedermachten, so wurde ihr Land nichtsdestoweniger als eine tributpflichtige Provinz von Nowgorod betrachtet. In einer Chronik für das Jahr 1264 wird unter den Distrikten Nowgorods *Jugra* aufgezählt und ausserdem *Savoloksie*, *Kolo* (Kola), *Tr* (Ter), *Perem* (Perm) und *Petschera* ***).

---

*) Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. 8ter Jahrgang. Helsingf. 1849. S. 23.

**) Untersuchungen zur Erläuterung der ältern Geschichte Russlands. S. 60.

***) Suomi a. a. O. S. 67.

Unter Tschingis-Chans Nachfolgern scheint auch Jugrien die Verheerungen der Mongolen erfahren zu haben. Wenigstens erzählt Plano Carpini, der im J. 1246 als päpstlicher Sendbote durch Russland zu dem mongolischen Grosschan reiste, von einem Zuge, den ein Theil von Batu Chan's Kriegerhorden im J. 1242 durch das Land der Mordwinen, Bulgaren und Baschkiren gegen die Parossiten und Samojeden bis an die Küsten des Eismeers unternommen haben soll. Lehrberg findet es wahrscheinlich, dass dieser Zug zum Theil auch Jugrien gegolten habe. Er nimmt jedoch an, dass Jugrien nichtsdestoweniger fortfuhr eine nowgorodsche Provinz zu sein, denn als Batu sein Hoflager im Lande Kaptschak, an der untern Wolga, aufschlug, trieb sowohl er selbst als auch seine Nachfolger Tribut von den Nowgorodern ein, welche in Folge dessen ihre Provinz unangetastet erhielten. Aber nach der Mitte des 14ten Jahrhunderts verfiel das Reich Kaptschak und nun bildete sich ein sibirisches Königreich, dessen Stifter *On* oder *Onsom* bebenannt wird, was wahrscheinlich ein nogaischer Türke muhammedanischen Glaubens war. Er soll sich in einem befestigten Orte, Namens *Kysil-tura*, aufgehalten haben und dieser Ort an der Stelle belegen gewesen sein, wo die Flüsse Irtysch und Ischim sich mit einander vereinigen. Sein Reich umfasste nach der Tradition sowohl Tataren als auch Ostjaken und Wogulen. Gegen ihn erhob sich ein Mann, Namens *Tschingi* oder *Tschingis*, den Lehrberg für einen nogaischen Feldherrn bei einem Chan des Reiches Kaptschak, Namens *Temir*, hält. *Tschingi* soll dem *Onsom* nicht nur das Reich, sondern auch das Leben geraubt haben. Onsom's Söhne retteten sich durch die Flucht und unter ihnen wird ausdrücklich *Taibuga* genannt, der von Tschingis begnadigt worden sein und eine Kriegsmacht erhalten haben soll, mit welcher er die obschen Ostjaken und Tataren bekriegte und tributpflichtig machte. Zur Belohnung seiner Dienste erhielt Taibuga die Erlaubniss einen eigenen Hof anzulegen und eine Stadt, das jetzige *Tjumen*, zu gründen, die er Tschingis zu Ehren *Tschingidin* genannt haben soll. Er wurde darauf Chan des südlichen Jugriens und dieses Reich erhielt sich noch

unter seinem Sohne *Chodsa*. Unter dessen Sohn *Mar-Chan* ward es von einem kasanschen Tatarenfürsten erobert, der zugleich Mar-Chan auf eine verrätherische Weise tödten liess und seinen Sohn *Obder* in der Gefangenschaft fortführte. Einer von *Obder's* Söhnen, *Machmet* oder *Mamet* war jedoch gerettet worden und eroberte das Reich seiner Väter wieder, liess sich aber nicht mehr in Tjumen nieder, sondern legte eine Festung am Ostufer des Irtysch, unweit des jetzigen Tobolsk, an. Diese Festung benannte die Tradition zuerst *Kaschlyk*, später *Isker* und auch *Sibir*. Nach Mamet's Tode schickte Iwan Wassiljewitsch im J. 1499 seine Heere nach Jugrien, welche, nach Lehrberg, dieses Land zu einer russischen Provinz machten. Im J. 1571 versuchten die Tataren hier wieder ein neues Reich zu bilden, dies war jedoch von kurzer Dauer, denn bereits 1580 fand sich der berühmte russische Kosak Jermak ein, vertrieb den tatarischen Chan *Kutschum-Chan* und eroberte sowohl Jugrien, als auch das ganze westliche Sibirien *).

a) *Ostjaken* **).

Wie die Samojeden, zerfallen auch die Ostjaken in eine Menge kleiner Geschlechter, von denen ein jedes an und für sich einen kleinen Staat oder vielmehr eine grosse Familie bildet. Bei den Ostjaken, die das Christenthum angenommen haben, hat diese Trennung schon aufgehört, denn diese werden von russischen Behörden und nach russischen Gesetzen regiert. Nur die obdorschen Ostjaken erhalten noch die patriarchalische Institution aufrecht, welche das Volk in Frieden und Eintracht erhält, die Sittlichkeit schützt und Verbrechen mancher Art vorbeugt. Die Macht, welche in einem solchen Ganzen zur Tugend antreibt, ist die Liebe

---

*) Lehrberg, Untersuchungen zur Erläuterung der ältern Geschichte Russlands. S. 61—93.

**) Die nachfolgende ethnographische Schilderung der obdorschen Ostjaken ist zwar bereits in den «Reiseerinnerungen S. 286-308» abgedruckt, aber auch an dieser Stelle von Castrén in seinen Vorlesungen mitgetheilt worden und deshalb auch hier wieder abgedruckt.

für das ganze Geschlecht. Jedes Geschlecht besteht aus einer Anzahl von Familien, die eine gemeinsame Herkunft haben und sich für mehr oder minder mit einander verwandt halten. Es giebt unter den Ostjaken und besonders unter den Samojeden solche Geschlechter, die aus mehreren Hunderten, ja sogar Tausenden von Individuen bestehen, unter denen die Mehrzahl nicht mehr ihr ursprüngliches Verwandtschaftsverhältniss nachweisen kann, sie betrachten sich aber nichtsdestoweniger als Anverwandte, schliessen keine ehelichen Verbindungen mit einander und sehen es für eine Pflicht an einander zu helfen. Gewöhnlich halten sich alle zu einem und demselben Geschlecht gehörende Familien auch auf ihren Nomadenzügen dicht beisammen, und die allgemeine Sitte gebietet, dass in einem solchen Geschlechtscomplex der Reiche seine Habe mit dem Armen theile. Die Ostjaken sind überhaupt ein sehr armes Volk und leben meist nur von dem, was der Tag bringt. Deshalb besteht die Hülfe, welche sie ihrem Nächsten gewähren können, eigentlich nur darin, dass sie die Beute des Tages brüderlich mit einander theilen. Das Bemerkenswertheste hiebei ist, dass man nie einander um ein Almosen angeht, sondern es als ein unbedingtes Recht ansieht ohne alle Ceremonie zu dem Eigenthum seines Nächsten zu greifen. Es ist klar, dass in einer Gesellschaft von so gesinnten Individuen sich selten Misshelligkeiten zeigen werden. Indessen hat jedes Geschlecht seinen Aeltesten, dessen Pflicht es ist, Ordnung und Eintracht in dem Geschlecht aufrecht zu erhalten. Wenn zwei Individuen desselben Geschlechts mit einander in Streit gerathen und ihre Sache nicht gütlich beilegen können, kommt diese vor den Aeltesten, der auf der Stelle ohne alle juristische Formalitäten seinen Ausschlag giebt. Mit diesem Urtheil sind die Parteien gewöhnlich zufrieden, im entgegengesetzten Fall können sie auch an eine höhere Instanz, die der Fürst ist, appelliren. Eine Menge von Geschlechtern, die sich nahe bei einander aufhalten, erkennen seit uralten Zeiten ein gemeinsames Oberhaupt an, welches den Namen eines Fürsten trägt — eine Würde, die durch die Kaiserin Katharina die Zweite durch ein förmliches Diplom den Ostjakenfürsten

in Obdorsk und Kunowat im beresowschen Kreise zuerkannt worden ist. Jeder Fürst kann in seinem Distrikt alle Processe entscheiden, die ausgenommen, welche nach altem russischen Rechte mit dem Verlust des Lebens bestraft werden. Die vornehmste Pflicht des Fürsten ist jedoch die Eintracht zwischen den verschiedenen Geschlechtern aufrecht zu erhalten und solche Streitigkeiten beizulegen, welche zwischen Individuen von verschiedenen Geschlechtern in Betreff der Weide, des Fischbezirks, des Jagdreviers u. s. w. entstehen. Ihm untergeordnet sind alle Aeltesten der Geschlechter; er selbst hängt nur von den russischen Behörden, besonders von der Gouvernementsregierung und dem Landgericht ab. Sowohl die Würde des Fürsten als auch die des Stammesältesten ist erblich und geht von dem Vater auf den Sohn über. Ist der Sohn unmündig, so setzt die Gemeinde einen Oheim oder irgend einen andern nahen Anverwandten ihm zum Vormund ein. Ist kein Sohn da, so wird der nächste Anverwandte des Verstorbenen zu seinem Nachfolger erwählt. Weder dem Fürsten noch den übrigen Beamten wird irgend ein Lohn gezahlt, sie werden jedoch von ihren Untergebenen mit freiwilligen Gaben bedacht.

Es giebt ausser der Verwandtschaft noch ein anderes Band der Vereinigung zwischen Individuen desselben Geschlechts und dieses Band ist die gemeinschaftliche Religionsübung. Jedes Geschlecht hat seit uralten Zeiten seine eignen Götzenbilder, die oft in einer besondern Jurte verwahrt und von dem Geschlecht mit Opfern und andern religiösen Ceremonien beehrt werden. Diese «Götter-Jurten» stehen unter der Aufsicht eines geistlichen Mannes, der zu gleicher Zeit Seher, Priester und Arzt ist und ein fast göttliches Ansehen geniesst. Da das ganze Religionswesen der Ostjaken in Magie besteht, so sind auch ihre Priester vorzugsweise Seher oder Schamanen. Sie werden in allen zweifelhaften Fällen sowohl von dem Geschlecht als auch von Einzelnen befragt, doch der Schaman antwortet auf keine Frage selbst unmittelbar, sondern stellt sie der Entscheidung der Götter anheim und verkündet darauf deren Antwort den Fragenden.

Diese Fragen können jedoch nicht dem höchsten, himmlischen Gott, dem von den Ostjaken sogenannten *Turm* (*Turum*) vorgelegt werden, denn dieser redet nur mit der zornerfüllten Stimme des Donners und des Sturmwindes zu den Menschen. Man glaubt zwar, dass Turm dem Menschen überall auf den Spuren folge, dass ihm weder das Gute noch das Schlechte in der Welt entgehe und dass er nicht unterlasse einem jeden das Verdiente zuzuertheilen; dessen ungeachtet ist er aber ein den Sterblichen unzugängliches und sehr furchtbares Wesen. Ihn erreichen keine Gebete, sondern er lenkt die Geschicke der Welt und der Menschen nach den unabänderlichen Gesetzen der Gerechtigkeit. Man kann seine Gunst durch keine Opfer gewinnen, denn vor ihm gilt nichts anderes als das eigne innere Verdienst des Menschen, und nach diesem theilt er seine Gaben aus, ohne auf Opfer und Gebete zu achten. Wenn deshalb der Ostjake in einer oder der andern Angelegenheit einen höhern Beistand nöthig hat, so muss er sich an andere, untergeordnete Gottheiten wenden. Diese sind auf die eine oder die andere Weise abgebildet und machen theils das gemeinsame Eigenthum des Geschlechts aus, theils gehören sie auch einzelnen Familien und Individuen an. Beide Arten von Götzenbildern sind oft gar nicht von einander zu unterscheiden; sie sind wenigstens grösstentheils aus Holz geformt, haben eine menschliche Gestalt und stellen theils männliche theils weibliche Wesen vor. Doch sind diese Götterbilder im Laufe der Zeit reichlicher als die übrigen geschmückt worden. Man sieht sie mit rothen Kleidern, Halsketten und andern Zierathen ausgestattet. Ihr Gesicht ist oft mit Eisenblech belegt und die männlichen Bilder tragen bisweilen ein Schwert an der Seite und ein Panzerhemd. Wie ich schon bemerkte, verwahrt ein Geschlecht gern seine Götterbilder in einer Jurte, doch in Ermangelung einer solchen in einem Zelt oder unter freiem Himmel auf irgend einem entfernten Waldhügel. Ueberhaupt wollen die Ostjaken ihre Götterbilder nicht den Blicken fremder Menschen blossstellen und haben deshalb ihre heiligen Jurten oder Tempel in unbesuchten, entfernten Gegenden aufgebaut — eine Vorsicht, die auch schon deshalb

nothwendig ist, weil in dem Tempel kostbare Opfer an Geld und Pelzwerk aufbewahrt werden, deren Entwendung ihre nichtheidnischen Nachbarn von ihrem religiösen Standpunkt aus kaum für einen Tempelraub ansehen würden. Ich weiss nicht wie allgemein die Jurten- oder Zelttempel unter den Ostjaken sein mögen, doch gewiss ist es, dass ich auf meiner Reise nach Obdorsk einmal ganz unvermuthet in Gesellschaft ostjakischer Götter gerieth, die unter buschigen Lärchenbäumen aufgerichtet standen. Sie waren sammt und sonders nackt und unterschieden sich nicht im Geringsten von den Sjadaei der Samojeden. Die Ostjaken nannten sie *Jiljan*, zum Unterschiede von allen Bildern anderer Art, welche mit einem gemeinschaftlichen Namen *Long* genannt wurden, was dem *Hahe* der Samojeden entspricht. Die eben erwähnten Jiljan waren von sehr verschiedener Grösse; nach meinem Augenmaass aber schienen die grössten nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Ellen hoch zu sein, während dagegen die kleinsten kaum halb so hoch waren. In demselben Hain, wo die Götter aufgestellt waren, erblickte ich auch eine zahlreiche Menge von Renothierhäuten und Geweihen, die an den Baumspitzen aufgehängt und so gerichtet waren, dass die Götter sie vor ihren Augen haben konnten. Unweit dieser Stelle hielt sich ein armes Ostjakengeschlecht auf, welches den Hain als sein gemeinsames Heiligthum benutzte. Von den Privat- und Familiengöttern der Ostjaken gilt ganz dasselbe, was früher von mir über die Samojeden gesagt worden ist*). Sie bestehen theils in ungewöhnlichen Steinen und andern seltsamen Gegenständen, welche in ihrer natürlichen Gestalt verehrt werden, theils und zwar vorzüglich in kleinen Holzbildern mit einem Menschengesicht und spitzigem Kopf. Jede Familie, ja sogar einzelne Personen haben eins oder mehrere solcher Bilder, die dem Ostjaken als Schutzgötter dienen und ihm auf allen seinen Wanderungen folgen. Sie werden wie bei den Samojeden in einem besondern Schlitten verwahrt und sind mit einer stattlichen Ostjakentracht, die mit rothen Bändern und andern Zierathen ausgeschmückt

*) Reiseerinnerungen S. 199 folg.

ist, bekleidet. Oft hat ein jedes dieser Götterbilder eine besondere Function. Einige beschützen die Rennthierheerde, andere verschaffen einen guten Fang, sorgen für die Gesundheit, eheliches Glück u. s. w. Man pflegt sie, sobald es Noth thut, in dem Zelt, auf den Rennthierweiden und auf den Jagd- und Fischplätzen aufzustellen. Hiebei werden sie von Zeit zu Zeit mit Opfern bedacht, die darin bestehen, dass man ihre Lippen mit Fischthran oder Blut bestreicht und ein Gefäss mit Fischen oder Fleisch ihnen als Nahrung vorsetzt. Solche einzelne Opferceremonien kann jedermann verrichten, wenn aber allgemeine Opfer den Göttern dargebracht werden sollen und wenn ihr Rath entweder von dem Geschlecht oder von dem Einzelnen eingeholt werden soll, ist bei allen diesen Gelegenheiten der Priester oder Schaman eine unentbehrliche Person, denn nur er vermag es das Herz der Götter zu öffnen und mit ihnen zu sprechen. Für den Schaman aber ist die Zaubertrommel ein äusserst nothwendiger Artikel. Ein gewöhnlicher Laut dringt nicht zu den Ohren der Götter, sondern das Gespräch muss von dem Schaman vermittelst Gesang und Trommelschlag geführt werden. Auch das vor dem Schaman aufgestellte Götterbild fängt bisweilen an zu reden, doch diese Rede vernimmt natürlich nur der Schaman. Um indessen die leichtgläubige Menge davon zu überzeugen, dass der Gott wirklich eine Rede über seine Lippen gehen lässt, pflegt der Schaman vor ihm ein Band auf der Spitze eines aufrecht stehenden Stockes zu befestigen und wenn das Band entweder durch einen Zufall oder durch eine Vorrichtung des Schamans in Bewegung kommt, begreift natürlich ein jeder, dass der Geist des Gottes in hörbaren Lauten zu dem Schaman dringt. Es versteht sich von selbst, dass eine solche Gelegenheit nie ohne ein Opfer abläuft, das gewöhnlich in einem oder mehreren Rennthieren besteht. Nachdem sie von dem Schaman getödtet sind, werden die Haut und das Geweih zu Ehren der Götter an heiligen Bäumen aufgehängt, das Fleisch aber von der versammelten Menge verzehrt, nachdem es eine Weile vor dem Angesicht des Gottes paradirt hat. Ein Theil des Opferfleisches fällt immer dem Schaman zu.

Die Götter anrufen und sie durch Opfer versöhnen ist fast der einzige Gottesdienst, der bei den Ostjaken vorkommt. Bisweilen feiern jedoch verschiedene Geschlechter gewisse allgemeine Feste den Göttern zu Ehren. Am gefeiertsten ist unter diesen Festen eins, welches im Herbst begangen wird, wenn die nomadisirenden Ostjaken mit reichen Gaben von der Tundra zu ihren fischenden Brüdern am Ob heimkehren. Das Fest soll in den einzelnen Jahren von verschiedenen Geschlechtern gefeiert werden, es nehmen jedoch an demselben nicht bloss die Mitglieder des einzelnen Geschlechts Theil, sondern es versammeln sich auch Ostjaken von andern Geschlechtern bei dieser Festlichkeit und bringen einige ihrer ältesten Götterbilder mit, um die Nachbargötter zu begrüssen und ihre Gastfreundschaft zu geniessen. Alle die fremden Götter werden in derselben Jurte aufgestellt, wo das Geschlecht seine eignen Bilder aufbewahrt; die Geschlechter aber, die keine Jurte für ihre Götter haben, errichten ihnen bei dieser Gelegenheit ein geräumiges Zelt. Das Fest wird immer zur Nachtzeit gefeiert und ein Augenzeuge beschreibt den Hergang desselben auf folgende Weise: «Die Ceremonie begann ungefähr um 8 Uhr Abends und dauerte bis 2 Uhr nach Mitternacht fort. Beim Beginn liefen Kinder vor die einzelnen Jurten, um die Ostjaken zum Gottesdienst zu rufen. Sie stiessen hiebei unbekannte, wilde Töne aus und betrugen sich so, als wären sie erschreckt worden. Hierauf versammelte man sich nach und nach in der zum Gottesdienst bestimmten Jurte. Bei dem Eintritt in dieselbe drehte sich jeder Ostjake dreimal vor dem Götterbilde und setzte sich darauf auf der rechten Seite des Raumes entweder in eine Seitenabtheilung oder auf den Fussboden. Ein jeder unterhielt sich mit seinem Nachbar und beschäftigte sich mit dem, was ihm gut dünkte. Die Westseite war durch einen Vorhang abgetheilt, hinter welchen einige gingen, nachdem sie eben so wie alle andern sich dreimal vor dem Gotte gewandt hatten. Nachdem sich alle versammelt hatten, lärmte der Schaman mit Säbeln und eisenbeschlagenen Speeren, welche zuvor in die Jurte gebracht und vor dem Götterbild auf Stangen gelegt worden waren. Darauf gab er

einem jeden der Anwesenden mit Ausnahme der Weiber, die sich ebenfalls hinter einem Vorhang befanden, einen Säbel und einen Speer, nahm selbst einen Säbel in jede Hand und stellte sich mit dem Rücken gegen das Götterbild. Die übrigen Ostjaken stellten sich aber mit ihren Waffen in Reihe und Glied längs des Raumes und einige standen auf dieselbe Weise geordnet in den Seitenabtheilungen. Darauf wandten sich alle zugleich dreimal um und hielten unterdessen das Schwert gerade vor sich hin ausgestreckt. Der Schaman schlug seine beiden Säbel gegen einander und nun begannen sie alle auf einmal auf sein Commando in den verschiedensten Tönen «hai» zu rufen, wobei sie zugleich den Körper eine schwankende Bewegung von der einen Seite auf die andere machen liessen. Bald folgte dieser Ruf nach langen Pausen, bald wiederum sehr oft und rasch hinter einander und bei jeder Wiederholung des «hai» bogen sie sich abwechselnd rechts und links; bald senkten sie ihre Säbel und Speere gegen den Boden, bald hoben sie dieselben empor. Die Rufe und die schwankenden Bewegungen der Ostjaken dauerten ungefähr eine Stunde, die Männer geriethen dadurch in eine immer heftigere Ekstase und kamen endlich soweit, dass ich nicht ohne Grausen ihre Gesichter anblicken konnte, so einnehmend diese mir auch anfangs vorgekommen waren. Nachdem sie sich matt geschrieen hatten, verstummten sie alle auf einmal, hörten mit ihren schwankenden Bewegungen auf, wandten sich wiederum wie im Anfang vor dem Gotte um und gaben ihre Säbel und Speere dem Schaman, der sie einsammelte und wiederum auf ihre frühere Stelle legte. Von den Ostjaken setzten sich einige in die Seitenabtheilungen, andere auf den Fussboden. Nun erhob sich der Vorhang, der die Weiber verborgen hatte, man spielte die *Dombra* und sowohl die Männer als Frauen begannen zu tanzen. Dieser Tanz war abwechselnd wild und komisch, oft recht unanständig, und dauerte sehr lange. Dann traten einige Taschenspieler oder Komödianten in verschiedenen komischen Kostümen auf, und führten eben solche Scenen auf, wie unter dem Tanze vorgekommen waren. Endlich theilte der Schaman noch einmal wie zuvor Säbel und

Speere aus. Die Ostjaken bewegten sich mit diesen eine Weile, riefen «hai» wie zuvor, wandten sich dann dreimal um und stiessen eben so oft die Speerspitzen gegen den Fussboden; darauf gaben sie die Waffen dem Schaman und kehrten in ihre Wohnungen zurück.» In dieser Beschreibung kommt nur ein Götterbild vor und das Fest wird so geschildert, als würde es bloss von einem einzigen Geschlecht gefeiert. Auch in verschiedenen andern Einzelnheiten weicht diese Schilderung von den Angaben ab, die ich in dieser Hinsicht erhalten habe. So habe ich erzählen hören, dass das Fest zehn Nächte nach der Reihe gefeiert wird und dass der so eben beschriebene Waffentanz vor den Göttern in der ersten Nacht von dem Schaman allein, in der zweiten von zwei Ostjaken, in der dritten von drei und so weiter in derselben Progression bis zur letzten Nacht ausgeführt wird, wo alle Anwesende, ja sogar die Weiber das Recht haben den Göttern dieselbe Ehrenbezeugungen zu erweisen. Bei diesem Fest sollen nach den mir mitgetheilten Nachrichten auch Opfer vorkommen. Die von der Tundra heimkehrenden Ostjaken bewirthen die Götter ihrer Heimath mit reichlichen Mahlzeiten. Man opfert Rennthiere und der Schaman bringt jedem der Götter seine Schüssel von dem rohen Fleisch, bestreicht seine Lippen und sein Antlitz mit Blut, giebt ihm Wasser zu trinken und bewirthet ihn aufs Beste. Nachdem die Götter, nach der Ansicht des Schamans, von der Speise zur Genüge gegessen haben, wird die Schüssel fortgenommen und ihr Inhalt von den Ostjaken selbst verspeist. Was von der Opfermahlzeit übrig bleibt, fällt dem Schaman zu. Solche gemeinsame Opferceremonien sollen sonst bei mehreren andern Gelegenheiten veranstaltet werden: beim Beginn eines allgemeinen Unternehmens, bei bevorstehenden längern Reisen und Wanderungen u. s. w. Ist der Fischfang im Ob nicht ergiebig, so sollen die obdorschen Ostjaken bisweilen einen Stein um den Hals eines Rennthiers hängen und dieses als Opfer in den Fluss versenken.

Obwohl man nicht umhin kann in diesen Opfern und Festen Spuren eines beginnenden Religionscultus zu erkennen, so ist die-

ser Cultus dennoch von einer sehr untergeordneten Bedeutung. Es ist kein tieferes religiöses Bedürfniss, sondern nur Eigennutz, was die hauptsächlichste Triebfeder zur Verehrung der Götter ausmacht. Man opfert und erweist ihnen Ehre nicht um ihrer selbst willen, nicht aus Andacht und Ehrfurcht vor ihrer Majestät und Macht, sondern in der Absicht dadurch eine Erfüllung seiner Wünsche und Befriedigung seiner Bedürfnisse herbeizuführen. Für alles, was man ihnen giebt, verlangt man stets eine Gegengabe. Das Opfer ist entweder ein Handgeld, womit man die Götter in seinen Dienst nimmt, oder ein Lohn für schon erwiesene Dienste. Nicht selten bestimmen die Götter selber schon im Voraus die Bezahlung, die sie für ihre Dienste verlangen. Der Schaman ist in dieser wie in jeder andern Hinsicht der Dolmetscher der Götter. Finden gar zu hohe Ansprüche von Seiten der Götter statt, so sucht der Zauberer sie mit strengen Worten und Drohungen zu mässigern Ansprüchen zu vermögen, was gewöhnlich mit gutem Erfolg geschieht. Es ist somit klar, dass die Ostjaken in ihren Götterbildern nicht irgend welche absolute Mächte, sondern nur ihre eignen gehorsamen dienstbaren Geister verehren. Nur *Turm* oder der himmlische Gott geniesst ein höheres Ansehen, obwohl er keinen Gegenstand für irgend einen Cultus ausmacht. Von geringerer Bedeutung ist dagegen der Waldgott *Meang* und der Wassergott *Kulj*, von denen der letztere besonders als eine böse und verderbliche Gottheit geschildert wird. Eine Art von göttlichem Ansehen geniesst bei den Ostjaken, wie bei allen andern verwandten Völkern, der mit einer übermenschlichen Kraft begabte Bär. Bei den obdorschen Ostjaken habe ich sogar einige kleine Bärenbilder gesehen, die in Kupfer gegossen sind und als göttliche Wesen verehrt werden sollen. Die Tradition meldet, dass solche Bilder in alten Zeiten von den Permiern und Syrjänen, die ebenfalls dem Bärencultus ergeben waren, hergeführt worden sind. Ferner sollen die Ostjaken auch gewissen Bäumen und heiligen Stellen ihre Verehrung erweisen. Steht eine Ceder mitten in einem Föhrenwalde, so wird sowohl die Ceder als auch die ganze Gegend ringsum für heilig gehalten. Mit

heiliger Ehrfurcht betrachtet man auch solche Stellen, wo sieben Lärchenbäume neben einander stehen. Gewöhnlich trifft man an einer solchen Stelle ein oder mehrere Götterbilder und eine Menge ihnen zu Ehren an den Baumspitzen aufgehängter Rennthierhäute, Geweihe u. s. w.

In Betreff der Religion der Ostjaken darf ich die bei ihnen eben so wie bei den Samojeden und vielen andern Völkern übliche Sitte mit Opfern und andern Ceremonien das Andenken der Verstorbenen zu ehren, nicht mit Stillschweigen übergehen. Diese Ehrenbezeugung gründet sich auf den allgemein verbreiteten Glauben, dass der Hingegangene, obwohl gehörig bestattet, dennoch fortfährt dieselben Bedürfnisse zu haben und dieselben Beschäftigungen wie bei Lebzeiten zu treiben. Deshalb legt man theils in, theils neben sein Grab einen Schlitten, einen Speer, einen Herd, einen Grapen, ein Messer, eine Axt, Feuerzeug und andere Geräthschaften, mit deren Hülfe er sich Nahrung verschaffen und seine Mahlzeit bereiten kann. Sowohl bei dem Leichenbegängniss selbst, als auch einige Jahre darauf, opfern die Anverwandten auf seinem Grabe Rennthiere. Stirbt eine ältere höher geachtete Person, so verfertigen die nächsten Angehörigen sofort ein Bild, das in dem Zelt des Verstorbenen aufbewahrt wird und dieselbe Ehre geniesst, die ihm bei Lebzeiten erwiesen wurde. Bei jeder Mahlzeit wird das Bild zur Speise gesetzt, jeden Abend wird es entkleidet und zu Bett gebracht, jeden Morgen wieder angekleidet, und nimmt stets den gewöhnlichen Platz des Verstorbenen ein. Das Bild wird auf diese Weise drei Jahre geehrt und dann ins Grab hinabgesenkt. Während dieser Zeit scheint der Leib des Verstorbenen schon verwest zu sein und hiemit nimmt auch die Unsterblichkeit ein Ende *).

Als eine Handlung von der höchsten religiösen Bedeutung betrachten die Ostjaken eben so wie die Samojeden den Eid. Ist irgend ein Verbrechen heimlich gegen einen Ostjaken verübt worden und hat dieser irgend einen Verdacht auf den Uebelthäter, so kann

*) Reiseerinnerungen S. 264.

er die verdächtige Person zu einer Eidesleistung auffordern. Auch bei den Ostjaken gilt der Eid, der bei der Bärenschnauze abgelegt wird, als der mächtigste. Wie bei den Samojeden, zerschneidet der Angeklagte die Bärennase mit einem Messer und spricht dazu: «Möge der Bär mich auffressen, wenn mein Eid falsch ist.» — Bei den Göttern zu schwören, ist auch bei den Ostjaken Sitte und wird mit denselben Ceremonien wie bei den Samojeden bewerkstelligt. Ein solcher Eid wird sehr heilig gehalten und fast jeder Ostjake ist davon überzeugt, dass ein Meineid unumgänglich bestraft werde. Wenn sich demnach der Angeklagte des vorgeworfenen Verbrechens schuldig weiss, so unterwirft er sich nicht gern der Eidesleistung, sondern gesteht lieber sein Verbrechen ein. Folglich wird eine Person, die den Reinigungseid abgelegt hat, für alle Zeit für ganz rein und tadelfrei gehalten. Ist aber irgend jemand von einem Bären aufgefressen worden, ertrunken, in den Flammen oder durch irgend einen andern Unfall umgekommen, so hört man nicht selten die Vermuthung aussprechen, dass die betreffende Person bei Lebzeiten einen falschen Reinigungseid geleistet haben müsse. Irgend ein anderer Eid als dieser ist bei den Ostjaken nicht üblich. Zeugen werden nie beeidigt, sondern man glaubt ihnen überhaupt aufs Wort, und alle Personen, ausser den wahnsinnigen, sind vollkommen gültig als Zeugen. Kinder können gegen ihre Eltern, Schwestern gegen Schwestern, Eheleute gegen einander zeugen. Dies zeugt von einem strengen Rechtsgefühl und von einem gegenseitigen Vertrauen.

In Zusammenhang mit der Religion will ich auch einige Worte über die Ehe sagen, welche bei den Ostjaken jedoch mehr eine sociale als religiöse Verbindung ist. Wie bei den Samojeden und andern verwandten Volksstämmen wird die Ehe von Seiten der Braut durch ihren Vater oder nächsten Verwandten abgeschlossen. Selbst hat das Weib in dieser wie in den meisten andern Angelegenheiten, die ihre theuersten Interessen betreffen, gar keine Stimme. Sie ist eine Dienerin in der allerstrengsten Bedeutung des Wortes. Doch das ist noch nicht genug: sie wird zugleich als unreines Wesen

angesehen und lebt in der tiefsten Erniedrigung. Dann und wann wird sie von den übrigen Mitgliedern der Familie beinahe abgesondert, jede ihrer Bewegungen wird mit der peinlichsten Genauigkeit überwacht, jede Stelle, wo sie sich gesetzt hat, wird durch Räucherungen gereinigt. Im Gefühl der tiefsten Erniedrigung wagt es das Weib nie einen eignen Willen zu äussern, sondern pflegt in allen Stücken sich mit Unterwürfigkeit in jede Laune des starken Mannes zu fügen. So muss sie auch mit ruhigem Muth ansehen, wie ihr Herz von dem Vater, Bruder oder irgend einem andern Anverwandten dem Meistbietenden verkauft wird. Ihre eignen Wünsche, wenn sie irgend welche zu hegen wagt, kommen hiebei nie zur Sprache, sondern man verfährt mit ihr wie mit jeder andern Handelswaare. Man bietet sie zwar nicht auf den Märkten aus, es ist aber das Meistgebot, welches das Geschick ihrer Zukunft bestimmt. Der Preis für ein junges Mädchen ist in verschiedenen Gegenden verschieden. In Obdorsk wird die Tochter eines reichen Mannes mit 50—100 Rennthieren bezahlt, ein armer Mann verkauft sein Kind für 20 — 25 Rennthiere. Dass die Töchter des Reichen in höherem Preis als die des Armen stehen, davon soll die Ursache die sein, dass der zukünftige Ehemann in der Zukunft Hülfe und Beistand von seinem Schwiegervater zu erhalten hofft, um der grösseren Ausstattung, die der Tochter sogleich zufällt, zu geschweigen. Es verhält sich mit einer theuern Frau wie mit jeder andern theuern Waare so, dass sie auf die Länge der Zeit ihrem Besitzer einen grössern Gewinn bringt als etwas, was zu einem billigern Preise gekauft wird. Indessen wird der Brautschatz nicht als ein Vorschuss betrachtet, den man in der Zukunft wieder ersetzt bekommen soll, sondern als eine wirkliche Bezahlung für eine erhaltene Waare. Nichts ist nach der Vorstellung der Ostjaken gerechter, als dass der Vater oder Beschützer des Mädchens mit einer solchen Bezahlung bedacht wird. Die Töchter werden ja gewöhnlich fortgegeben in dem Alter, wo sie arbeitsfähig sind und können nur einer durchaus fremden Hand übergeben werden. Aber wie kann wohl ein unbekannter Fremdling darauf Anspruch machen,

dass man für ihn eine Hausfrau ernähre, unterhalte und auferziehe, welche fortan in seinem Dienst das ganze Leben hindurch Sklavin ist und arbeitet? Der Vater könnte ja seine Tochter bei sich zu Hause behalten und da würde sie ihm in reiferen Jahren die Kosten, die sie ihm in der Kindheit verursacht hat, vielfach ersetzen. Wenn er aber gutwillig sein rechtmässiges Eigenthum hergiebt, so ist es wohl billig, dass der Abnehmer, der zukünftige Ehemann, seine auf die Tochter verwandte Mühe und Kosten durch einen gehörigen Brautschatz lohne. Der Brautschatz ist mit einem Wort ein Ersatz für die Pflege, den Unterhalt und die Erziehung der Tochter während ihrer zarten Jugend. Dieser Brautschatz kann nach vorhergetroffener Uebereinkunft sowohl vor als nach der Hochzeit gezahlt werden. Sollte die Bezahlung schon früher stattgefunden haben, und die Braut oder der Bräutigam sterben, ehe sie die Verbindung eingegangen sind, so wird das Brautgeld zurückerstattet. Doch soll der Bräutigam bei dem Tode der Braut das Recht haben für sein Brautgeld eine andere Tochter zu fordern, falls es eine solche giebt.

Bei den Ostjaken ist Vielweiberei erlaubt, sie soll jedoch wegen des hohen Brautschatzes jetzt seltener vorkommen. Während meines Aufenthalts in Obdorsk nannte man nur einen einzigen Mann, der drei Frauen hatte und nicht viel bedeutender war die Zahl derer, welche mit zweien versehen waren. Bei der Vielweiberei herrscht das merkwürdige Herkommen, dass ein Mann zu gleicher Zeit mehrere Schwestern heirathen kann; man hegt jedoch Bedenklichkeiten gegen eine solche Ehe, da die Erfahrung gezeigt hat, dass Schwestern sich gewöhnlich nicht in einer und derselben Ehe vertragen. Unter den übrigen Ehegesetzen mag erwähnt werden, dass zwei Brüder nicht zwei Schwestern heirathen dürfen, wenn diese auch verschiedene Mütter haben. Ein jüngerer Bruder ist verpflichtet die Wittwe des ältern zu heirathen. Ist der Mann oder die Frau gestorben, so kann der überlebende Theil keine neue Ehe vor Ablauf von mindestens einem Jahre nach dem Todesfall eingehen. Der Sohn und die Tochter sind verpflichtet sich des Hei-

rathens zwei Jahre lang nach dem Tode des Vaters oder der Mutter zu enthalten.

Die niedere Stellung, welche das weibliche Geschlecht bei den Ostjaken und andern Wilden Sibiriens einnimmt, zeigt sich unter anderm auch darin, dass ein Weib niemals erbt. Folglich erbt auch der Mann nichts mit seiner Frau und eben so erhält auch die Wittwe keinen Theil von dem Vermögen nach dem Tode ihres Mannes. Das ganze Eigenthum des Verstorbenen wird zu gleichen Theilen unter die Söhne vertheilt, welche verpflichtet sind die Mutter, Schwestern und andern weiblichen Mitglieder der Familie zu unterhalten. Sollten die Söhne beim Tode des Vaters unmündig sein, so werden sie sammt den weiblichen Individuen der Familie von den nächsten Anwerwandten in Obhut genommen, wofür diese einen eben so grossen Theil des Eigenthums als ein jeder der Söhne erhalten. Hat der Verstorbene keinen Sohn hinterlassen, so wird das Eigenthum nach freiwilliger Uebereinkunft von seinen näheren oder ferneren Anverwandten getheilt, welchen es denn auch obliegt für den Unterhalt der Wittwe und der Töchter zu sorgen.

Nach ihrer Lebensart zerfallen die obdorschen Ostjaken in zwei Gattungen: in Fischer und Rennthierbesitzer. Die erstern halten sich an Flüssen, besonders am Ob und Narym auf, die letztern nomadisiren mindestens einen Theil des Jahres auf den Tundern und leben dort in beständiger Berührung mit den Samojeden. Die Anzahl der Ostjaken, die sich ausschliesslich mit Rennthierzucht abgiebt, ist verhältnissmässig sehr gering und soll jährlich durch die Assimilation mit dem mächtigen Samojedenstamm abnehmen. Diese Assimilation ist schon so weit vorgeschritten, dass die Rennthier-Ostjaken sich nicht allein die Religion, Sitten und Lebensart der Samojeden angeeignet haben, sondern auch deren Sprache oft sogar besser kennen, als ihre eigne. Will man also die Ostjaken in ihrem eigenthümlichen Leben betrachten, so muss man seine Aufmerksamkeit auf diejenigen richten, die sich mit dem Fischfang beschäftigen. Auch diese zeigen eine Verschiedenheit in ihrer Lebensweise, da einige sich bloss mit dem Fischfang, andere hingegen zu-

gleich auch mit der Rennthierzucht abgeben. Unter diesen müssen sich die letztgenannten wenigstens für den Sommer in zwei Wirthschaften theilen, von denen die eine sich bei ihrer Fischerei aufhält, die andere aber den Rennthieren auf ihren Irrfahrten folgt. Es ist die Natur des Rennthiers sich auf die wärmere Jahreszeit an die Meeresküste hinzuziehen, da es mit seinem dicken Pelz eine kühlere Atmosphäre nöthig hat und ausserdem hier weniger von den Mücken gequält wird, welche für die Rennthiere eine mörderische Plage während der Haarungszeit sind. Während der Ostjake sich mit seinen Rennthieren an der Küste des Eismeeres aufhält, treibt er dort wie die Russen und Samojeden Meeresfang, tödtet Robben, Wallrosse, weisse Bären u. s. w. Von den Ostjaken verfügen sich jedoch nur sehr wenige bis ans Meer selbst. Die meisten sollen sich während der heissesten Zeit auf den nördlichsten Tundern aufhalten, sobald die Luft sich aber abgekühlt hat und die Mücken verschwunden sind, begeben sie sich in die Waldregion ostwärt vom Ural, wo sie Füchse jagen. Bei der ersten Ankunft des Winters fangen auch die am Meere nomadisirenden Ostjaken und Samojeden an sich in die Waldregion zurückzuziehen, hauptsächlich um dort für sich und ihre Rennthiere einen Schutz gegen die furchtbaren Stürme zu suchen. Diese Reise geht mit der grössten Gemächlichkeit vor sich, man macht kurze Tagereisen, rastet oft einen oder den andern Tag auf derselben Stelle und beschäftigt sich fleissig mit der Jagd. Jedes Geschlecht hält sich dicht beisammen und reist entweder mit seinem Fürsten oder Aeltesten an der Spitze. Gegen Ende des Decembers finden sich alle diese nomadisirenden Schaaren auf dem Jahrmarkt in Obdorsk ein. Von Amts wegen müssen besonders alle Fürsten und Aeltesten dort anwesend sein, da es ihnen obliegt, dass jeder in seinem Stamm und Geschlecht bei dieser Gelegenheit die Steuer eintreibe und dafür sorge, dass alle die von der Krone bestimmten Arten von Thierfellen in voller Zahl einlaufen*). Von dem obdorschen Markt ziehen sich alle Eingebornen

*) Die Steuer besteht eigentlich in zwei grauen Füchsen für jede Mannsperson, die ganze Steuer braucht jedoch nicht der Krone in lauter Fuchsfellen geliefert zu

wieder in die Waldregion zurück und betreiben dort ihre Jagd während der kalten Jahreszeit. Die Samojeden und Ostjaken, welche nur Rennthierzucht treiben, begeben sich schon zeitig im Frühjahr an die Meeresküste, aber alle die Ostjaken, die einen Theil ihrer Familie an den Flussufern haben, eilen nicht mit ihrer Abreise, welche ihnen auch weniger nöthig ist, da sie nicht die abgelegenen Küsten des Eismeeres zu besuchen pflegen. Während ihres Aufenthalts in der Waldregion stehen die letztgenannten mit ihren Rennthieren bei ihren festen Wohnsitzen oder sogenannten Jurten gelagert, welche den Samojeden und den stets nomadisirenden Ostjaken ganz und gar fehlen.

Es ist klar, dass die Ostjaken, welche sich alle Jahre so lange Zeit an einer und derselben Stelle aufhalten können, nur eine geringe Anzahl von Rennthieren haben, weil grosse Heerden weitreichende Weideplätze erfordern und keine stationäre Lebensweise zulassen. Doch wie unbedeutend auch diese Rennthierheerden der Ostjaken sein mögen, so wird ihr Besitz doch als ein grosser Reichthum betrachtet, insofern das Rennthier dem Ostjaken nicht nur Nahrung und Kleidung schenkt, sondern ihm auch einen grossen Dienst auf seinen Jagdfahrten und andern Reisen gewährt. Diejenigen Ostjaken, die ohne Rennthiere sind, müssen sich auf ihren Reisen der Hunde bedienen, welche, statt ihrem Besitzer Nahrung zu geben, von ihm vielmehr mit nicht geringen Kosten erhalten werden müssen, ohne dass sie die Stelle des Rennthiers als Lastschlepper ersetzen könnten. Für diese Ostjaken ist der Fischfang das wichtigste und fast einzige Mittel zur Fristung des Daseins.

Die Erfahrung zeigt fast überall in der Polargegend, dass solche Stämme, die sich ausschliesslich mit Fischfang beschäftigen, sich nicht zu irgend einem Wohlstand emporzuarbeiten vermögen, sondern gewöhnlich in grosser Armuth leben, die nicht selten mit

---

werden, sondern es ist ein für alle Mal festgesetzt, wieviel Felle jeder Thierart die einzelnen Stämme erlegen müssen. Sollte nun das eine oder das andere Fell einer gewissen Thierart fehlen, so ist es die Sache der Fürsten und Aeltesten die fehlenden durch andere überschüssige zu ersetzen.

Trägheit, Trunk und sittlichem Verderben vereint ist. Die Ursachen davon sehe ich grösstentheils für zufällig an, theils beruhen sie auf einem Unvermögen sich der reichen Quellen, welche die Natur zum Unterhalt des Menschen geschaffen hat, ordentlich zu bedienen, theils auch auf der moralischen Schwachheit der wilden Stämme, wenn es gilt der Versuchung den starken Getränken gegenüber zu widerstehen, welche von den fremden Colonisten ihnen dargeboten werden. In diesen Umständen liegt der vorzüglichste Grund wenigstens der Armuth, welche jetzt bei den fischenden Ostjaken herrscht. Ausserdem ist auch der eigennützige und unredliche Handel der Colonisten ein nicht geringes Hinderniss für das Emporkommen eines Wohlstandes. Diese haben ein verderbliches Creditsystem eingeführt und es verstanden den Ostjaken Luxusartikel aller Art aufzudringen, welche sie fast ohne Wissen der Abnehmer zu einem willkürlichen Preise taxirt haben. Hiedurch hat die Schuld der Ostjaken nach und nach so zugenommen, dass sie nun nie mehr vollkommen getilgt werden kann. Vielmehr wird sie jährlich vergrössert, da die Zahl der Bedürfnisse immer mehr steigt, ohne dass der Arbeitsfleiss und die Vorsicht in wesentlichem Maasse zunehmen. Was der Ostjake für die Gegenwart wenigstens nicht entbehren kann ist Brotnahrung, die ihm von den Kaufleuten dargeboten wird. Ausser Stand die Waaren sogleich bezahlen zu können, da er schon von früher her im Schuldbuch steht, ist er genöthigt sich verbindlich zu machen im nächsten Jahre seine Fische dem Gläubiger abzuliefern. Ist er aber auf diese Weise ganz und gar in den Händen des Kaufmanns, so taxirt dieser sowohl seine eigne Waare als auch die des Ostjaken, wie es ihm gut dünkt. Diesem sowohl für die Ostjaken als auch für die übrigen Eingebornen Sibiriens höchst verderblichen Handel hat die Regierung theils durch Verordnungen, theils durch die Errichtung eigner Mehlmagazine zu steuern gesucht, das Uebel hat aber leider bereits zu tiefe Wurzeln gefasst, als dass es sobald ausgerottet werden könnte. Alle die Fische, welche die Ostjaken auf die angegebene Weise den Handelsleuten verkaufen, werden im Sommer gefangen. Während dieser

ganzen Zeit reisen Speculanten von Obdorsk, Beresow und Tobolsk mit ihren Lodjen auf dem Ob, bringen den Fang der Ostjaken an sich und salzen selbst die erhaltenen Fische ein, welche sie bis auf Weiteres in ihren an den Ufern des Flusses erbauten Magazinen aufbewahren. Bei Beginn des Herbstes segeln sie alle an ihren Bestimmungsort zurück und nehmen nun, nachdem ihre mit Mehl beladenen Lodjen geleert sind, ihre bei der Hinreise in dem Magazin deponirten Fischvorräthe mit *). Inzwischen fahren die Ostjaken immer noch mit ihrem Sommerfischfang fort. Ein Theil der Fische, welche nun gefangen werden, wird in kleine Binnenseen oder Teiche gesetzt, von wo sie im Herbst wieder mit Netzen herausgeholt und zum Gefrieren ausgesetzt werden. Bei Ankunft des Winters finden sich wiederum Russen und Syrjänen ein, um die gefrornen Fische aufzukaufen, von denen ein Theil auch von den Ostjaken selbst auf den Markt nach Obdorsk gebracht wird. Der Fischfang dauert auch noch im Winter fort, doch alle Fische, die dann gefangen werden, haben im Handel einen geringen Werth und werden selten in einer solchen Menge erhalten, dass der Fang dem täglichen Bedarf genügte. Die gewöhnlichen Fischarten im Ob sind: 1) der Hecht, der Barsch, der Kaulbarsch, die Plötze, welche Arten sich sowohl im Sommer als Winter im Ob aufhalten; 2) der Stör (Russ. *Ossetr*), der Häring, die Quappe und verschiedene Lachsarten, welche von den Russen *Muksun*, *Njelma*, *Syrok*, *Pydshan* benannt werden — lauter solche Fische, die im Anfang des Juni gleich nach Aufbruch des Eises flussaufwärts gehen und nach und nach im Laufe des Winters ins Meer zurückkehren. Vornehmlich sind es der Stör und die verschiedenen Lachsarten, die hoch im Preise stehen; die übrigen Fische braucht der Ostjake meist zu seiner eignen Nahrung und zu der der Hunde. Seinen Sommerfang betreibt der Ostjake meist mit Netzen und liegt dabei an einem sandigen, für den Netzzug geeigneten Strande (Russisch *Pesok*). Ein

*) Viele Russen betreiben den Fischfang selbst im Ob und mit vielfach besserm Erfolge als die Ostjaken, da sie über grössere Geräthschaften und mehr Hände verfügen können, als die armen Eingebornen.

gewöhnliches Fanggeräth sind im Sommer auch eine Art von Reusen, die aus Hanf verfertigt sind; sie werden an Stangen oder Balken gesteckt, die man über kleine Flussarme legt. Man fischt auch mit der Angel, und wenn die Nächte finsterer werden, sticht man auch Aale. Als Fanggeräth braucht man im Sommer auch ein sackförmiges Netz, welches mit Hülfe eines in dasselbe gelegten Steins auf den Flussboden gesenkt wird. Das Netz ist an ein Seil gebunden, dessen anderes Ende der Fischer an sein Boot befestigt, mit dem er stromabwärts fährt. Wenn der Fischer diesen Sack in die Höhe zieht, merkt er leicht, ob sich eine Beute in denselben verirrt hat, was mit Rücksicht auf den Fischreichthum des Flusses oft genug geschehen muss. Im Winter besteht der gewöhnlichste und am mindesten beschwerliche Fischfang darin, dass man einen Balken über einen kleinen Flussarm schlägt und daran eine Menge kleiner Fischreusen befestigt, die aus feinen Lärchenbaumsprossen verfertigt sind. Auch treibt man den Winterfang mit Netzen, Angeln u. s. w.

Die Tracht der obdorschen Ostjaken stimmt, wenn ich die den angränzenden Tataren entlehnte Sitte der Weiber sich zu verschleiern ausnehme, so genau mit der Tracht der Samojeden überein, dass sie in einer so allgemein gehaltenen Darstellung wie diese nicht den Gegenstand einer besondern Untersuchung ausmachen kann. Was die Art und Weise zu wohnen betrifft, so bauen die nomadisirenden Ostjaken ihre Zelte ganz auf dieselbe Weise wie ihre samojedischen Nachbarn. Die sogenannten Jurten, die von den fischenden Ostjaken bewohnt werden, bestehen gewöhnlich in kleinen, sehr niedrigen Hütten, welche mit einem offenen, aus Lehm verfertigten Herde (*tschuwal*) in einer Ecke des Zimmers versehen sind. Als Surrogat der Fenster dient ein Loch, entweder in der Wand oder in dem Dach, welches Loch im Winter mit einem Eisstück bedeckt wird. In bessern Jurten ist das Gemach längs einer oder mehreren Wänden mit geflochtenen Binsenmatten bedeckt, welche den eigentlichen Aufenthaltsort der Familie ausmachen und besonders zu Lagerplätzen benutzt werden. Bisweilen giebt es vor

dem Eingange in die Jurte eine kleine Vorstube, welche zum Aufbewahren der Kleidungsstücke und des Hausgeräths benutzt wird. Von solcher Beschaffenheit sind die gewöhnlichen Winterjurten. Ausser diesen haben viele Familien besondere Sommerjurten, welche von noch mangelhafterer Natur sind, da sie weder Fussboden noch Herd haben. Das Fenster besteht aus Quappenhaut. Das Feuer brennt mitten in der Jurte und der Rauch geht durch ein Loch im Dach in die Höhe. Hie und da findet man auch ostjakische Bettlerfamilien in torfbelegten Jurten, welche zum Theil unter der Erdoberfläche belegen sind.

Ueber das Aussehen und den Charakter der Ostjaken kommt bei Pallas*) folgende Schilderung vor: «Von Gestalt sind sie mehrentheils mittelmässig und kleinlich, schwach von Kräften und besonders dünn und mager von Beinen. Ihre Gesichter sind fast durchgängig unangenehm, bleich und glatt, doch ohne irgend eine charakteristische Ausbildung. Das gemeiniglich röthliche und ins Helle fallende Haar, welches den Männern ohne Ordnung um den Kopf hängt, verunstaltet sie noch mehr. Unter dem erwachsenen Weibsvolk, sonderlich in einem reiferen Alter, findet man wenig angenehme Gesichter. Die Ostjaken sind furchtsam, abergläubisch und einfältig, sonst ziemlich gutherzig, in ihrer mühsamen und schlechten Lebensart von Jugend auf arbeitsam, aber über die Nothdurft auch zu nichts als zum Müssiggang geneigt, sonderlich das männliche Geschlecht, und in ihrer ganzen Haushaltung recht eckelhaft und unfläthig.» Bei dieser Schilderung muss ich, was zuerst das Aussehen betrifft, die Bemerkung machen, dass ich zwar sehr viele Ostjaken mit heller Gesichtsfarbe und blonden Haaren gesehen habe, bei der Mehrzahl war jedoch die Hautfarbe dunkel und das Haar pechschwarz, so wie bei den Samojeden, und diese Betrachtung hat mich auf den Gedanken gebracht, dass die blonden Ostjaken vielleicht Nachkommen der Syrjänen sind, welche sich zur Zeit der Bekehrung durch den heil. Stephan nach Sibirien be-

*) Reise durch die verschiedenen Provinzen des Russischen Reichs. B. III. S. 30.

gaben. Uebrigens gehören die Ostjaken gewiss nicht zu den missgestalteten Völkerschaften Sibiriens, denn sie haben die platte Nase, die schmalen Augen und unförmlich breiten Backenknochen nicht, welche bei den Mongolen und Tungusen gefunden werden, sondern nähern sich mehr den finnischen, samojedischen und türkischen Stämmen. Einen scharf ausgebildeten Typus scheinen sie jedoch nicht zu haben, was vielleicht die Folge einer stattgehabten Vermischung mit fremden Stämmen ist. Furchtsamkeit, Aberglauben, Einfalt und Gutmüthigkeit sind Eigenschaften, die man bei allen wilden Völkern Sibiriens wiederfindet. Eine von Pallas übersehene Eigenschaft, welche die Ostjaken auf eine vortheilhafte Weise auszeichnet, ist ihre Dienstfertigkeit und ihr redlicher Sinn. Der Ostjake verlässt seinen Freund nicht in der Noth, er verschliesst seine Thür dem Anklopfenden nicht; was er besitzt, theilt er gern; der Reiche sieht es für seine Pflicht an dem Armen zu helfen. Diebstahl kommt fast nie vor, das Haus steht immer unverschlossen, das Eigenthum wird oft mitten auf der Tundra gelassen. Die Ostjaken hegen keinen Verdacht gegen einander, sondern leben wie Brüder zusammen. Die den Ostjaken von Pallas aufgebürdete Unreinlichkeit ist eine allen fischenden Völkerschaften gemeinsame Eigenschaft und wird in gleich hohem Grade an den Küsten Norwegens wie an den Ufern des Ob angetroffen. Viele unter den Beschäftigungen der Fischer sind an und für sich weniger reinlich, ihre bei der Fischerei aufgeführten, gewöhnlich provisorischen Wohnungen sind allzu eng, um alle die zerfetzten, halbverfaulten Kleidungsstücke, die der Fischer bei seinem beschwerlichen Gewerbe braucht, verbergen zu können. Der Rauch thut das Seinige, um die Unreinlichkeit im Gemach zu erhöhen und draussen sammelt sich von den ausgeweideten Fischen eine Unreinlichkeit, die nicht bloss ekelhaft anzusehen ist, sondern auch nach eingetretener Fäulniss pestartige Dünste um sich verbreitet. Oft wird der Fischer auch durch seine allzu emsige und dringende Arbeit abgehalten, der Pflege seiner Person und seines Hauses die nöthige Sorgfalt zu widmen und die Unreinlichkeit wird nach und nach zur Gewohn-

heit. Dass sie bei den Ostjaken kein charakteristischer Nationalzug, sondern eine Folge der Lebensart selbst ist, geht deutlich daraus hervor, dass sie nur bei dem Fischer, nicht aber bei dem Nomaden und Rennthierbesitzer hervortritt. Es gehört zu den Vorzügen des Nomadenlebens, wenigstens in den Polargegenden, dass dabei keine besonders verunreinigenden Beschäftigungen vorkommen. Das unaufhörliche Wandern von einer Stelle zur andern bringt auch den Vortheil mit sich, dass sich Unreinlichkeit weder innerhalb noch ausserhalb des Zeltes ansammeln kann. Was sich von dem Ofenherde und dem russigen Grapen etwa an die Kleider setzen sollte, wird leicht von den Winden der Tundra fortgeblasen und ist auch ohnehin auf den rauhen Rennthierkleidern wenig zu merken.

b) Wogulen.

Der Unterschied zwischen Ostjaken und Wogulen ist im Ganzen unbedeutend, obwohl das Aussehen der Wogulen sich mehr dem Aussehen der Mongolen oder vielmehr der Kalmücken nähert. Ihr Gesicht ist nämlich rund, das Haar lang und schwarz, der Bartwuchs schwach, die Hautfarbe dunkel u. s. w. In Folge dessen und da auch Rask*) aus philologischen Gründen sie als nahe Verwandte der Mongolen ansah, drängt sich die Frage auf, inwiefern die Wogulen mit den Mongolen vermischt sind, oder ob sie vielleicht ein Uebergangsglied zwischen der mongolischen und finnischen Familie ausmachen, ein Punkt, den wir jedoch aus Mangel an Studien in beiden Sprachen uns jetzt nicht zu beantworten getrauen.

Wie bereits (S. 99) gesagt worden, erzählt der Obrist Schönström in Betreff der ältern Wohnsitze der Wogulen, dass bei ihnen im J. 1741 eine Tradition fortlebte, der zu Folge sie ursprünglich an der Dvina und am Jug gewohnt haben sollen, eine Meinung, welche jedoch keineswegs annehmbar scheint, obwohl auch einige Historiker**) derselben beigepflichtet sind, denn es finden sich keine

*) Samlede Afhandlinger. Förste Del. Kjöbenhavn 1834. S. 31.

**) Татищева Исторія Россійская. Т. II. Москва 1773. S. 424.

Spuren der Wogulen an der Dwina und diese Völkerwanderungen fanden im Allgemeinen von Osten nach Westen statt. Die Wogulen selbst betrachten sich als ein Volk mit den Ostjaken und benennen sich auch mit einem gemeinsamen Namen *Mansi*. Die Syrjänen aber benennen beide Völker *Jögrajas*.

Gegenwärtig leben die Wogulen *) als Jäger auf den Höhen des nördlichen Urals, während die fischenden Ostjaken die Ebenen inne haben. Von dem Ural breiten sich die Wogulen ostwärts zum Irtysch, zur Tawda und Tura, westwärts aber zur Kama in den Gouvernements Perm und Tobolsk aus. Im Norden gehen sie bis zur Soswa und im Süden bis zur Koswa und Tschussowaja. Der grösste Theil derselben ist an der Konda sesshaft.

Die Wogulen sind zur Hälfte nomadisirend, zur Hälfte sesshaft. Den Winter bringen sie, wie die Lappen, in elenden Hütten zu, den Sommer, Herbst und Winter aber irren sie umher und geben sich mit Jagd, namentlich mit Zobelfang ab. Diejenigen, welche sich zum Christenthum bekennen, haben Geistliche und Kirchen, hängen jedoch theils an ihrer frühern Naturreligion, welche mit der Naturreligion der Ostjaken gleich ist. Ihre Zahl beträgt, die Wogulen in Perm und Tobolsk mitgerechnet, nach einer approximativen Berechnung an 100,000 Personen, welche Summe jedoch zu hoch angeschlagen sein dürfte.

c) *Ungarn.*

Es ist schon oben bemerkt worden, dass die Ungarn einen Zweig des ugrischen Stammes ausmachen, wozu man ausserdem die ugrischen Ostjaken und Wogulen rechnet. Wie ihre Stammverwandten waren sie früher am Ural wohnhaft. Von hier zogen sie bei dem Einfall der Avaren zur Donau und bildeten fortan einen Theil des bulgarischen Reichs. Als dieses Reich später durch die Chasaren gestürzt ward, wurden die Ungarn die Vasallen dieser letztern. Das chasarische Reich wurde bekanntlich durch die Pe-

*) Müller, der Ugrische Volksstamm. Erste Abtheilung. S. 165.

tschenegen und Usen zerstört, worauf die Ungarn sich auf die Flucht begaben. Sie theilten sich in zwei Horden. Die eine zog längs der Westküste des kaspischen Meeres nach Persien und ist dort ganz und gar verschwunden. Die andere floh unter der Anführung *Lebed's* nach dem sogenannten *Atel-Kusu*, was ein Theil der jetzigen Moldau und der Ukraine gewesen zu sein scheint. Hier führten sie glückliche Kriege gegen ihre Nachbarn und erwarben sich einen solchen Namen, dass der Kaiser Leo der Weise sie als Bundesgenossen gegen die Bulgaren herbeirief, welche das oströmische Reich beunruhigten. Unter Anführung des bekannten *Arpad* schlugen die Ungarn den bulgarischen Fürsten Simeon in einem blutigen Treffen. Hiedurch wuchs der Ruf ihrer Tapferkeit immer mehr und mehr und auch der Kaiser des abendländischen Reichs, Arnulf, hielt im J. 892 um ihren Beistand gegen die mährischen Slaven an. Die Ungarn nahmen diese Einladung mit Freuden an, bewaffneten grosse Schaaren und zogen in ferne Länder. Die Bulgaren aber hatten die ihnen von den Ungarn beigebrachte Niederlage noch nicht vergessen. Rachbegier verlockte sie jetzt die Gelegenheit zu benutzen und das schwachbewaffnete Land der Ungarn anzugreifen. Sie verbanden sich mit den Petschenegen, fielen in Atel-Kusu ein, verheerten das Land und nahmen einen grossen Theil desselben in Besitz. Die geschlagenen Heere flüchteten an die Gränze des jetzigen Siebenbürgens und es sollen Nachkommen derselben Ungarn sein, welche sich jetzt dort unter dem Namen *Szekler* aufhalten. Bei der Nachricht von diesem Unglück zogen die Schaaren Arpad's aus Mähren zurück und versuchten ihr Land wiederzuerobern. Nachdem sie aber mehrere Treffen verloren hatten, fanden sie sich veranlasst von ihren frühern Besitzungen abzustehen und beschlossen sich in Pannonien niederzulassen, von dessen Beschaffenheit sie vermuthlich während des mährischen Feldzuges nähere Kenntniss erhalten hatten.

Die Ungarn machten zu der Zeit sieben von einander unabhängige Stämme aus, welche sich durch einen feierlichen Eid verbanden, einander treu zu sein und *Almos* zu ihrem Anführer wählten.

Die sieben Stämme bestanden im Ganzen aus 40,000 Familien, in welchen es 250,000 waffenfähige Männer gab. Die ganze Bevölkerung wurde auf nicht mehr als etwa eine Million Individuen angeschlagen. Unterwegs nahm jedoch ihre Anzahl zu, denn als sie in die Gegend von Kiew vordrangen, besiegten sie einen verwandten Volksstamm, die *Kumanen* oder *Polowzer*, welche sich den Ungarn als Begleiter anboten und dem *Almos* einen Eid der Treue leisteten. Hierauf stieg *Almos* ungehindert über das Gebirge und gelangte mit seinem Volk glücklich in das jetzige Ungarn. Altersschwach übergab Almos dann seine fürstliche Würde seinem Sohne *Àrpad* und vertraute ihm das wichtige Werk der Eroberung Ungarns an. Dieses Land war zu der Zeit von verschiedenen Stämmen, nämlich Slaven, Walachen, Bulgaren, Deutschen und Italienern, bewohnt, welche alle ihre besonderen Fürsten hatten. Im Laufe von fünf Jahren glückte es dem Arpad alle diese Völker zu besiegen und sich des Landes zu bemächtigen.

Die spätern Schicksale der Ungarn sind zu bekannt, um hier erwähnt zu werden. Rücksichtlich ihrer Vorzeit muss ich jedoch eine Hypothese*) anführen, die nicht ohne Interesse ist. Am südlichen Ural hält sich gegenwärtig ein tatarisches oder vielmehr türkisches Volk, das den Namen *Baschkiren* trägt, auf. Dieses Volk wurde von ältern Reisenden, z. B. Ruysbroeck und Plano Carpini, *Baschart* oder *Pascatir* benannt und es wird ausdrücklich gesagt, dass ihre Sprache mit der Sprache der Ungarn eins war. Deshalb wurde auch das Land der Baschkiren von den genannten Reisenden *Gross-Ungarn* genannt. Fischer**) vermuthet sogar, dass die Benennung der Ungarn *Madshar* aus *Baschart* oder *Baschkir* entstanden sei. Es ist in der That sehr glaublich, dass die Baschkiren Nachkommen der Ungarn sind und diese Hypothese wird noch mehr dadurch bekräftigt, dass auch die übrigen Stammverwandten der Ungarn, die obenerwähnten Ugrer, dieselben Gegenden

*) Klaproth, Asia polyglotta. S. 189. — Tableaux histor. de l'Asie. S. 274 und 275. — Neumann, die Völker des südl. Russlands. S. 120.

**) Sibirische Geschichte. Erster Theil. Einleitung. S. 127 folg.

bewohnen. Vielleicht sind auch die sogenannten *Meschtscherjäken*, welche sich in den Uralgegenden aufhalten, ebenfalls ungarischer Herkunft.

2. WOLGA-VÖLKER.

a) *Tscheremissen* *).

Der Name der Tscheremissen kommt meines Wissens zuerst bei Nestor vor, aber sowohl seine Nachrichten als auch die der übrigen russischen Chronisten über dieses Volk sind sehr dürftig und unbefriedigend. Man hat auch keine anderen Quellen, aus denen man irgend eine Kunde über die früheren Geschicke der Tscheremissen gewinnen könnte. Zieht man jedoch in Betracht, dass sie, so weit die Erinnerung zurückgeht, im Centrum des bulgarischen Reichs gelebt haben, so ist es sehr wahrscheinlich, dass sie früher einen Bestandtheil dieses grossen und berühmten Reichs gebildet haben. Nach Zerstörung des bulgarischen Reichs durch die Mongolen geriethen die Tscheremissen unter die Herrschaft tatarischer Chane, welche ihren Sitz in Kasan hatten. Zu dieser Zeit werden sie oft in der russischen Geschichte genannt. Als Unterthanen der Tataren machten sie mit diesen, ihren Herren, stets gemeinsame Sache und kämpften mit grosser Hartnäckigkeit gegen die Russen; ja sogar nach dem Sturz des Chanats von Kasan sollen die Tscheremissen in ihrer Erbitterung gegen die neuen Eroberer verharrt sein und dieselben auf jegliche Weise an der Befestigung ihrer Herrschaft zu verhindern gesucht haben. Sie waren zu der Zeit ein über die Maassen wildes, grausames und raubgieriges Volk. Sie lebten als Nomaden und streiften in den tiefen Waldgegenden, welche von der Wolga und Wjatka begränzt werden, umher. Herberstein schildert sie als vortreffliche Bogenschützen. Nach ihren eignen Traditionen haben die Tscheremissen sowie die altaischen Völker vor Zeiten ihre eignen Stammfürsten gehabt und übrigens ungefähr dieselbe Lebensweise geführt, wie die ugrischen Völker. Obwohl

*) Müller, der Ugrische Volksstamm. Zweite Abtheilung. S. 462—468.

eine lange Zeit der Herrschaft der Tataren unterworfen, haben sie dennoch nicht den Islam angenommen, sondern ihren eignen Schamanen-Cultus, der noch jetzt nicht ganz verschwunden ist, beibehalten. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat zwar der grössere Theil der Tscheremissen das Christenthum angenommen, viele sind aber noch heut zu Tage Heiden. Das Nomadenleben haben sie schon längst aufgegeben und werden jetzt für betriebsame Ackerbauer gehalten. Sie wohnen beisammen in Dörfern, welche gewöhnlich nur aus wenigen, höchstens aus 20 bis 30 Höfen bestehen. Die Anzahl der Tscheremissen beläuft sich jetzt auf etwa 200,000 Köpfe. Ein grosser Theil derselben ist im kasanschen Gouvernement sesshaft und hält sich meist an dem westlichen oder den von den Russen *lugowaja*, d. h. Wiesenseite, benannten Ufer der Wolga auf; auf der rechten oder Bergseite giebt es verhältnissmässig nur wenige Individuen dieses Stammes. Nordwärts erstreckt sich das Gebiet der Tscheremissen längs der Flüsse Kama und Wjatka und nimmt die südlichen Theile der Gouvernements Perm und Wjatka ein. Im Süden werden sie in den Gouvernements Kasan und Orenburg angetroffen.

Ihre gewöhnliche Benennung *Tscheremissen* soll ihnen von den Mordwinen beigelegt sein und bezeichnet, nach Schtschekatow*), in der Mordwa-Sprache «die Oestlichen». Selbst nennen sie sich *Mara*, was Mensch heisst. Ich habe bereits früher bemerkt, dass *mara* das persische *märd* sei, woraus später *mar* und *mara* entstanden sind. Auf denselben Stamm kann man auch *Merja* zurückführen, welchen Namen Nestor einem finnischen Volke zuertheilt, das westlich von den Tscheremissen, in der Gegend des alten *Rostow* gewohnt haben soll. Derselbe Schriftsteller erwähnt auch ein jetzt verschwundenes finnisches Volk *Muroma*, das westlich von den Mordwinen, in der Gegend der noch jetzt sogenannten Stadt *Murom* wohnte. Ohne Zweifel ist Muroma ein zusammengesetztes Wort, worin *mur* an das syrjänische Wort *mort* erinnert. Von dem-

*) Щекатова Словарь Географическій Россійскаго Государства. Часть VII. Москва 1809. S. 63.

selben Ursprunge ist auch der erste Theil *mord* in dem Namen Mordwinen. Wie schon diese Benennungen andeuten, haben alle diese Stämme in einem nähern Verhältniss zu einander gestanden, als es jetzt der Fall ist*). Man kann ausserdem auch aus Sprachvergleichungen den Schluss ziehen, dass sowohl die bulgarischen als auch die permischen Völker sich am engsten an einander anschliessen. Die allgemeine Verschiedenheit dieser Sprachen besteht darin, dass die bulgarischen Sprachen fremde Elemente aus dem Tatarischen entlehnt haben, während die ganze permische Sprachclasse mehr einem slavischen Einfluss ausgesetzt gewesen ist. Eben solcher Einfluss verräth sich auch in dem Aussehen der genannten Völker.

b) *Mordwinen***).

Wir haben auch die Mordwinen zu den bulgarischen oder Wolga-Völkern gerechnet, es ist aber ungewiss, inwiefern sie irgend dem bulgarischen Reiche selbst unterthan gewesen sind. Der gothische Schriftsteller Jornandes, der sie zuerst unter dem Namen *Mordens* erwähnt, scheint sie zu dem Reiche des gothischen Heerführers Hermanarich gezählt zu haben. Im 10ten Jahrhundert wird das Land Mordia bei dem byzantinischen Kaiser Constantinus Porphyrogenitus erwähnt, er weiss von demselben aber nur, dass es zehn Tagereisen von Patzinacia und eine Tagereise von Russia entfernt war. Nestor erwähnt ebenfalls *Mordwa*, welches er zu den finnischen Völkern rechnet, und bei vielen mittelalterlichen Schriftstellern werden die Mordwinen erwähnt, es sind jedoch aus ihnen nur wenige historische Nachrichten aufzutreiben. Als eines der wichtigsten Daten verdient bemerkt zu werden, dass ein moskowischer Fürst Jaroslaw Swjatoslawitsch sie im J. 1104 mit Heeresmacht angriff, aber mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Die Nachfolger dieses Fürsten gaben jedoch ihre Hoffnungen auf das fruchtbare mordwinische Land nicht auf, sondern scheinen ihre Angriffe

*) Reiseberichte und Briefe. S. 15—17.

**) Müller, der Ugrische Volksstamm. Zweite Abtheilung. S. 468—474.

auf dieses Gebiet oft wiederholt zu haben. Auch soll es ihnen gelungen sein sich verschiedene mordwinische Stämme tributpflichtig zu machen, wie zumal unter dem Fürsten Jury II. Wsewolodowitsch; aber bald darauf kamen die Mongolen und brachten sowohl die Russen als die Mordwinen unter ihre Herrschaft. Als die Herrschaft der Mongolen in Russland zu Ende war, traten die Mordwinen wieder im Kampf gegen die Russen in Verbindung mit den Tataren und ihren Stammverwandten, den Tscheremissen, auf, bis sich endlich die russische Herrschaft an der Wolga befestigte.

Die Mordwinen theilen sich in zwei Stämme: *Mokschanen* und *Ersanen*. Die Mokschanen wohnen östlich, hauptsächlich an der Sura und Mokscha, die Ersanen halten sich westlicher, an der Oka auf. Diese Stämme werden in den Gouvernements Wjatka, Kasan, Nishegorod, Pensa, Saratow, Tambow und Simbirsk angetroffen. Diese beiden Stämme werden bereits von Rubruquis unter dem Namen *Moxel* und *Merdas* oder *Merduas* erwähnt. Herberstein kennt sie nur unter dem Namen *Mordwa*, und er berichtet auch von ihnen, dass sie gute Bogenschützen waren, sich aber von den Tscheremissen dadurch auszeichneten, dass ihre Wohnsitze stationärer waren. Das fruchtbare Land, das sie bewohnten, hat sie schon frühzeitig veranlasst ihre nomadisirende Lebensweise aufzugeben und sich auf Ackerbau und Viehzucht zu legen. Pallas schildert sie als besonders fleissige Ackerbauer und bemerkt, dass sie darin fast die Russen übertreffen. Auch mit Bienenzucht sollen sie sich abgeben, wie ihre Nachbarn, die Baschkiren. Von ihren alten Sitten haben sie jetzt wenig oder nichts beibehalten. Pallas fand noch zu seiner Zeit einige Heiden unter den Mordwinen, nach neuern Nachrichten aber sollen sie das Christenthum angenommen haben, das ihnen seit den Zeiten der Kaiserin Anna gepredigt worden ist. Die ganze Zahl der Mordwinen wird von Schubert*) auf 92,000, von Köppen**) aber auf 388,111 Seelen angegeben.

---

*) Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. Bd. I. Th. I. Königsberg 1835. S. 156.

**) Russlands Gesammtbevölkerung 1838. St. Petersburg 1843. S. 244.

3. DER PERMISCHE STAMM.

Permier, Syrjänen und Wotjaken *).

Ich habe in dem Vorhergehenden oft Gelegenheit gehabt von den Bulgaren und deren mächtigem Reiche zu sprechen, das an der Wolga gestiftet wurde. Es ist von mir erwähnt worden, dass wenigstens ein Theil der Bulgaren Finnen waren, obwohl das herrschende Volk vielleicht aus Türken bestand. Fast denselben Namen als die Bulgaren haben auch ihre nächsten Nachbarn, die *Permier*, sich in der Geschichte erworben. Ihr Land war in den scandinavischen Sagen unter dem Namen Bjarmaland sehr gefeiert. Jedoch war ein Theil von Permien oder Bjarmaland, welches die scandinavischen Wikingsfahrer besuchten, nicht von dem permischen Stamme bewohnt, sondern seine Bewohner waren Finnen, die *Sawolotscheskaja Tschud* der russischen Chroniken. Der eigentliche Stammsitz der Permier ist sowohl in ältern als neuern Zeiten das Flussgebiet der Kama gewesen und sie nennen sich deshalb auch gewöhnlich *Komy-mort*, Kama-Volk. Ihre nördlichen Nachbarn sind die sogenannten *Syrjänen*, die sich bei Nestor und andern ältern Schriftstellern nicht besonders genannt finden, sondern unter dem gemeinsamen Namen *Permier* mit einbegriffen werden. Sie sind auch sowohl an Sprache als Aussehen von den Permiern nicht verschieden und bilden somit bloss einen Zweig desselben Volkes. Auch die Syrjänen nennen sich *Komy-mort* oder *Komi-jas*, *Komi woityr*, was nicht bloss ihre Identität mit den Permiern beweist, sondern auch darthut, dass ihre frühern Wohnsitze, gleich denen der Permier, an dem Kama-Flusse belegen gewesen sind. Gegenwärtig halten sie sich meist an der obern Wytschegda, an der Sysola, Waschka, Ishma, Pishma, Zylma, Petschora u. s. w. auf. Die Anzahl der Permier sowohl als auch der Syrjänen ist jetzt sehr gering. Die erstern werden auf etwa 13,000 männliche Seelen angegeben und die letztern auf ungefähr 30,000. In dem Vorhergehenden (S. 134) habe ich bemerkt, dass der slavische Einfluss

*) Müller a. a. O. S. 383—393.

sich bei ihnen geltend gemacht habe. Sie sind auch von allen noch fortbestehenden finnischen Stämmen am meisten russificirt und werden wahrscheinlich innerhalb kurzer Zeit vollkommen mit der slavischen Bevölkerung assimilirt sein.

Den dritten Zweig des permischen Stammes bilden, wie schon bemerkt worden ist, die *Wotjaken*, die sich selbst *Udy* oder *Udmurt* (*Ut-murt*) nennen. Sie wohnen zum grössern Theil an der obern Kama und am Flusse Wjatka in dem Gouvernement Wjatka. Eine geringe Anzahl dieses Volkes giebt es auch in den Gouvernements Kasan und Orenburg. Nach ihren eignen Traditionen haben sich ihre Stammhäuptlige vormals an der *Kasanka*, in der Gegend von *Arskoi Prigorod* aufgehalten und hier eine Festung besessen, sind aber später von den Tataren in ihre jetzigen Wohnsitze gedrängt worden. Der grösste Theil der Wotjaken soll sich gegenwärtig im glasowschen Kreise des obengenannten Gouvernements Wjatka aufhalten. Sie sind, sowie ihre Stammverwandten, die Permier und Syrjänen, fleissige Ackerbauer. Ihre Anzahl dürfte sich auf etwa 200,000 Seelen belaufen, worunter es noch eine Anzahl von Heiden geben soll.

Die Gewohnheit die drei Völkerschaften Permier, Syrjänen und Wotjaken zu dem permischen Stamm zu rechnen, gründet sich theils auf die innige Uebereinstimmung, welche zwischen den Sprachen dieser Völker stattfindet, theils auch auf die Nähe ihrer Wohnsitze. Wird die Sache von einem historischen Standpunkt betrachtet, so hat der Name Permier oder Bjarmier keine so bestimmte Bedeutung. In den scandinavischen Sagen wird, wie ich bereits bemerkte, zu den Bewohnern Bjarmaland's auch die in russischen Chroniken sogenannte Sawolotscheskaja Tschud gerechnet, welches Volk finnischer Herkunft war. Vorzüglich war es gerade dieses Volk, welches von den Normannen Bjarmier benannt wurde. Dagegen scheint in den russischen Chroniken der Name Permier nur den gegenwärtigen Permiern und den ihnen stammverwandten Syrjänen zuertheilt worden zu sein, welche letzteren, wie schon bemerkt wurde, unter diesem ihren Namen nicht in älteren russischen Urkunden vorkommen.

Strahlenberg*) rechnet zwar zu den Bewohnern Grosspermiens auch Samojeden, Ugrer, Pertassen, lappische Karelen u. s. w., dieses beruht aber wahrscheinlich auf einem Irrthum, denn in der russischen Chronik, auf welche er sich verlassen zu haben scheint, heisst es für das Jahr 1396**): «Und dies sind die Namen derer, welche innerhalb der permischen Landschaft und in den umliegenden Gegenden und Orten wohnen und eine andere Sprache reden: *Dwiner*, *Ustjuger* (vermuthlich Syrjänen), *Wiljader*, *Wytschegdaer* (Syrjänen von Wytschegda), *Peneger*, *Juger* (Syrjänen am Jug), *Syrjänen*, *Glijaner* oder *Ganganer*, *Wjatkaer* (Anwohner der Wjatka, d. h. Wotjaken), *Lappen*, *Korelaer*, *Jugrer*, *Petschoren*, *Woyulen*, *Samojeden*, *Petrasen* oder *Pertosen*, *Purtasen*, *Gross-Permier*, *Hamala-Tschussowajer*.» Der Chronikenschreiber fährt fort: «Der erste Fluss, *Wym*, fällt in die Wytschegda, der zweite Fluss, *Wytschegda*, welcher das ganze permische Land umgiebt, fliesst nach Norden und fällt in die Dwina zwischen Ustjug 40 Werst und der dritte Fluss, *Wjatka*, fliesst nach einer andern Gegend von Perm und fällt in den Kama-Fluss; aber dieser Kama-Fluss umgiebt das ganze permische Land und an diesem Flusse wohnen viele Heiden, und er fliesst südlich in tatarisches Land und fällt in die Wolga 60 Werst unterhalb Kasan.» — Das permische Land wird demnach an dieser Stelle in der That innerhalb der Gränzen der Kama und Wytschegda verlegt, und ich glaube nicht, dass die Küste des weissen Meeres von den Russen irgendwann zu Permien gerechnet worden sei. Dass sich aber die Normannen des Namens der Permier auch zur Bezeichnung von andern Stämmen bedienten, scheint zu beweisen, dass sie zu der Zeit weit und breit bekannt waren. Diesen Ruf dürften sie sich wohl hauptsächlich durch den ausgebreiteten Handel erworben haben, den sie in ältern Zeiten betrieben zu haben scheinen.

Ich habe bereits oben (S. 104) erwähnt, dass die Permier im Jahre 1096 einen Handelsweg nach Jugrien bahnten. Dieser Weg

*) Das Nord- und Ostliche Theil von Europa und Asia. S. 182.

**) Suomi. 8ter Jahrgang. S. 121 folg.

ging über den Ural, längs der Soswa und Wogulka. Ausserdem gab es seit Alters noch zwei andere Handelswege, welche die Permier oder ihre Stammverwandten, die Syrjänen, angelegt hatten und welche gerade aus diesem Grunde von den Ostjaken Syrjänenwege benannt werden. Wichtiger als der ugrische Handel war jedoch ein anderer, der mit dem Orient betrieben wurde. Bekanntlich ging früher ein Handelsweg von dem kaspischen Meere längs der Wolga, Kama, Dwina und Petschora bis zum Eismeere. Für diesen Handel gab es drei besondere Stapelplätze, nämlich *Bolgari* an der Wolga, *Tscherdyn* an der Kolwa, einem Nebenfluss der Kama, und *Cholmogor* an der Dwina. Nach Bolgari kamen auch Handelswaaren direct von Persien, aus der Bucharei, Armenien, Arabien und, nach der Ansicht einiger, sogar aus Indien. Ein Theil dieser Waaren ging nachmals, wie ich bereits bemerkte, nördlich zu den Permiern, welche sich dieselben gegen Pelzwerk, das sie sich bis aus Sibirien herholten, eintauschten. Ich lasse es unentschieden, ob die Permier ihre Waaren in Bolgari oder Tscherdyn in Empfang nahmen, es ist aber wahrscheinlich, dass sie dieselben darauf längs den Flüssen bis nach Cholmogor brachten, wo die scandinavischen Wikinge die Bekanntschaft der Permier machten.

Permier, Syrjänen und andere finnische Stämme waren lange im ausschliesslichen Besitz dieses wichtigen Handels. Aber die mächtige Handelsrepublik Nowgorod dürfte es nicht versäumt haben, ihnen in diesem Besitz Eintrag zu thun. Wenigstens sollen die Nowgoroder bereits zu Anfang des eilften Jahrhunderts einen Versuch gemacht haben, das für ihren Handel so günstige Bjarmien unter ihre Herrschaft zu bringen. Die russischen Chroniken erzählen nämlich von einem Zuge *) den ein gewisser *Uleb* von Nowgorod im J. 1032 in diese Gegend (zu den *eisernen Pforten*) gemacht haben soll. Als sicher wird angenommen, dass Permien mindestens zu Anfang des 12ten Jahrhunderts Nowgorod unterworfen war. Schon früher haben die Sawolotschanen aller Wahrscheinlich-

*) Lehrberg, Untersuchungen S. 98.

keit nach den Nowgorodern Tribut gezahlt, später scheinen sie sich aber wieder unabhängig gemacht zu haben, und zwar zu der Zeit, als die Nowgoroder mit Kiew in Fehde lagen. Somit scheint die eigentliche Eroberung des Sawolotschie-Landes durch die Nowgoroder zu Anfang des 12ten Jahrhunderts vor sich gegangen zu sein. Karamsin*) ist jedoch der Ansicht, dass diese Abhängigkeit sehr gering war und dass wenigstens die permischen Völker fortwährend von ihren eignen Stammfürsten regiert wurden, bis Nowgorod unterging und die russischen Grossfürsten ihre Herrschaft in Moskau befestigten. Was insbesondere die Wotjaken betrifft, so waren dieselben von der Nowgoroder Republik ganz unabhängig, geriethen aber dagegen in Abhängigkeit von der Republik *Chlynow*. Diese Republik wurde von einer Schaar aus Nowgorod im J. 1174 ausgewanderter Colonisten gegründet. Es wird von diesen Colonisten erzählt, dass sie die Wolga hinabsegelten und ihre Wohnsitze zuerst am Ausfluss der Kama in die Wolga aufschlugen. Als sie aber erfuhren, dass es an der Wjatka fruchtbare, von Wotjaken besessene Gegenden gäbe, beschlossen sie ihr Land zu erobern, was ihnen auch gelang, obwohl sie auf Widerstand von Seiten der Wotjaken stiessen, welche sich muthig aus ihrer mit Erdwällen umgebenen Festung vertheidigten. Hierauf bauten die Nowgoroder an dem Wjatka-Flusse die bekannte Stadt Chlynow auf, welcher sie dieselbe republikanische Verfassung gaben, welche die Mutterstadt Nowgorod hatte. Diese Colonisten sind in der russischen Geschichte unter dem Namen *Wjatschanen* bekannt und ihre Herrschaft dauerte bis zum J. 1459 fort, wo sie von den Fürsten von Moskau unterworfen wurden. So lange aber die Herrschaft der Wjatschanen dauerte, waren die Wotjaken ihnen tributpflichtig, sowie auch ihre nördlichen Stammverwandten (die Permier, Petschoren und Sawolotschanen) Nowgorod Tribut zahlten. Nach dem Fall von Chlynow und Nowgorod kamen sowohl die permischen Völkerschaften als auch die Wotjaken unter die Herrschaft von

*) Geschichte des Russischen Reichs. Uebersetzung. Sechster Band. Riga 1824. S. 38 folg.

Moskau. Im Jahre 1472 wurde Tscherdyn und fast das ganze permische Land erobert, aber noch lange Zeit darauf oder bis in die Mitte des 16ten Jahrhunderts hatten die Permier noch ihre eignen Fürsten, welche Vasallen der russischen Zaren waren. Von den heidnischen Wotjaken wird erzählt, dass auch sie eine Art von Selbstständigkeit bis zum Jahre 1589 beibehielten, worauf sie sich zur Zeit des Zars Feodor Iwanowitsch freiwillig dem russischen Scepter unterwarfen *).

Sehr gefeiert ist in den Annalen der Permier ihr Apostel, der Bischof *Stephan:* «Dieser selige Bischof Stephan», sagt der Chronikenschreiber **), «war ein neuer Apostel, unterwies die Permier und führte sie von der Finsterniss zum Licht, übersetzte die heilige Schrift aus dem Russischen in ihre Sprache, befestigte unter ihnen den Glauben und lehrte sie lesen. Dieser selige Bischof *Stephan* war ein wahrer Mann Gottes, der unter ungläubigen Menschen lebte, welche weder Gott noch sein Gesetz kannten und Abgötter: die Sonne, das Feuer. das Wasser, Steine, Bäume, Ochsen, Ziegen, Schwarzkünstler, Zauberer und die *goldene Alte* (золотая баба) anbeteten.» Und an einer andern Stelle heisst es wieder ***): «Er war aus Ustjug (einer Stadt in dem jetzigen Syrjänenlande) gebürtig und wurde nach beendigten Studien Geistlicher, in welcher Eigenschaft er ungefähr 1000 Heiden zur christlichen Lehre bekehrte. Nachdem er sowohl die griechische als auch die permische Sprache erlernt hatte, wurde er Bischof in Perm und erfand ein neues Alphabet für die permische Sprache.» Im Jahre 1380 begann der Bischof Stephan das Christenthum den Permiern zu predigen, aber bereits 1396 starb er und scheint in diesem kurzen Zeitraum sein Bekehrungswerk nicht zu Ende geführt zu haben. Was seine Uebersetzung der heiligen Schrift betrifft, so hat sie nie existirt, wohl aber hat Bischof Stephan ein eignes Alphabet erfunden und einige Gebete ins Permische übersetzt. Die Bekehrung der Permier wurde

---

*) Müller, der Ugrische Volksstamm. Zweite Abtheilung. S. 398—400.

**) Suomi. 8ter Jahrgang. S. 121.

***) Ebendaselbst S. 122.

noch im 15ten Jahrhundert fortgesetzt, denn es wird erzählt, dass ein Bischof Jonas im Jahre 1463 permische Fürsten getauft und Kirchen in ihrem Lande aufgebaut hat*). Ueber die Zeit der Bekehrung der Wotjaken zum Christenthum hat man keine zuverlässigen Nachrichten.

4. DER FINNISCHE STAMM.

Der Name der Finnen kommt zum ersten Mal bei Tacitus vor, welcher sie als ein wildes Nomadenvolk schildert und ihre Wohnsitze in die Gegend des jetzigen Littauens verlegt. Ob dieses Volk die Vorfahren der jetzigen Finnen gewesen oder vielleicht zu dem lappischen Zweige gehört habe, ist eine von den Gelehrten sehr bestrittene Frage. Vielleicht hat man jedoch derselben eine grössere Wichtigkeit beigelegt, als sie es in der That verdient. Die Vergleichung der lappischen und finnischen Sprache mit einander lehrt, dass noch heut zu Tage eine sehr innige Verwandtschaft zwischen diesen Völkern statt hat und denkt man sich zweitausend Jahre zurück, so ist es wahrscheinlich, dass Lappen und Finnen damals ein und dasselbe Volk waren. Uebrigens finde ich in der Beschreibung der Finnen von Tacitus nichts, was nicht auf die Finnen passte nach der Vorstellung, die ich mir von ihrer Vorzeit gemacht habe. Dass sie arm waren, sich durch Jagd ernährten, in Zelten wohnten, sich in Häute kleideten u. s. w., alles dies sind Eigenschaften, welche zu den Zeiten des Tacitus aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf unsere Vorfahren passten. Sollte aber auch zu jener Zeit ein Unterschied zwischen Finnen und Lappen stattgefunden haben, so ist es doch unzweifelhaft, dass die Finnen nahe Nachbarn der Lappen gewesen sein müssen, denn wenn diese Stämme bereits in einer so entfernten Vorzeit von einander getrennt gelebt haben, so kann man sich unmöglich die enge Verwandtschaft, die zwischen ihren Sprachen stattfindet, erklären. Auf einer späteren Berührung kann diese Verwandtschaft auch nicht beruhen, denn soweit zurück

*) Müller a. a. O. Zweite Abtheilung. S. 398 u. 399.

die Geschichte ein helles Licht verbreitet, haben Finnen und Lappen von einander getrennt oder wenigstens nicht in so inniger Verbindung gelebt, dass die Aehnlichkeit der Sprache daher hätte rühren können, obwohl auch diese Ansicht ihre Anhänger gehabt hat. Für die Annahme, dass die Finnen wenigstens bereits um die Zeit vor Christi Geburt aus ihren ältern Wohnsitzen am südlichen Ural in nördlichere Gegenden gezogen seien, giebt es auch einen zwar negativen, aber nichtsdestoweniger sehr sprechenden Grund, nämlich den, dass die Finnen nicht während der Periode der Völkerwanderung genannt werden. Es war nur der südöstliche, der *ugrische* und der *bulgarische* Zweig des finnischen Stammes, der während dieser Zeit eine, obzwar sicher untergeordnete Rolle spielte; was aber die übrigen Zweige betrifft, nämlich den *permischen* und *finnischen*, so hat man wenigstens bis jetzt keine einzige Spur derselben in der Geschichte der Völkerwanderung aufdecken können, und die natürlichste Ursache davon muss wohl darin gesucht werden, dass diese Zweige bereits vor dieser Zeit aus den Gränzen des Tummelplatzes der Völkerwanderung gezogen waren.

Ich habe einmal früher die Vermuthung ausgesprochen, dass der finnische Stamm bereits zu den Zeiten des Tacitus sich vom Ural bis in die Gegend der Ostsee erstreckt und das ganze jetzige nördliche und mittlere Russland eingenommen habe. Als Grund dieser Vermuthung führte ich (S. 97 folg.) die zahlreichen Ortsnamen finnischer Herkunft an, welche in diesen Gegenden angetroffen werden. Es ist auch bekannt, dass es noch zu Nestors Zeit im Innern von Russland finnische Volksstämme gab, welche jetzt verschwunden sind. Ferner dürfte man mit Sicherheit annehmen können, dass die noch fortbestehenden Stämme früher weit grösser waren als jetzt, denn in demselben Maasse, als sich das Christenthum unter ihnen ausgebreitet hat, sind sie immer mehr und mehr von der russischen Bevölkerung assimilirt worden. Und wenn auch ihre Anzahl in frühern Zeiten nicht allzu bedeutend war, so haben sie dennoch unbedingt als Nomaden ein grösseres Gebiet gebraucht, als sie jetzt als Ackerbauer brauchen. Ich finde es, mit einem Worte,

sehr wahrscheinlich, dass ein grosser Theil von Russland vor der Völkerwanderung von finnischen Stämmen bewohnt war. Und was insbesondere den russischen Norden betrifft, so war er vor der Einwanderung der Slaven das ausschliessliche Eigenthum des finnischen Stammes. Nördlich von den *bulgarischen* Völkern, welche theils Tataren, theils Finnen gewesen sein dürften, wohnten die *Permier*. Diese erstreckten sich vom Ural westwärts zu den Flüssen Kama und Wjatka und in späterer Zeit bis zur Wytschegda und Dwina. Westlich von diesem Stamme wohnten vermuthlich die *Wessen* und *Tschuden*, von denen jetzt nur schwache Ueberreste vorkommen. Die *Merja* und *Muroma* genannten Völker scheinen sich etwas südlicher oder westlicher von den Tscheremissen und Mordwinen aufgehalten zu haben. Nördlich von den Permiern wohnten noch in sehr später Zeit, nach Sjögren's Ansicht*), die *Jemen* oder das *Häme-Volk*, d. h. die Vorfahren der jetzigen Tavaster, und erstreckten sich vom Ural bis zum Ladoga-See. Noch nördlicher als die Jemen lebte der *karelische* Stamm an der Dwina und längs der Küsten des weissen Meeres. Am nördlichsten hielten sich die *Petschoren* auf, welche vielleicht ein Zweig der Karelen waren.

Der eigentlich sogenannte finnische Stamm zerfällt in verschiedene Zweige, von denen die vornehmsten sind: 1) *Karjalaiset* (Karelen) und 2) *Hämäläiset* (Tavaster) oder die *Jam*, *Jem* der russischen Chroniken. Als ein Zweig der Karelen werden, ausser den Savolaxen, die sogenannten *Quenen* oder *Kainulaiset* angesehen und nahverwandt mit den Hämäläiset sind: die *Wessen* oder *Tschuden*, die *Woten* oder *Watjalaiset*, die *Ehsten* oder *Wirolaiset*, sammt den *Liven*. Obwohl mit einander nahverwandt und im Besitz derselben Sprache haben diese Völkerschaften dennoch während ihres Aufenthalts im Norden nie ein Ganzes, ein einziges Volk ausgemacht, sondern sind stets von einander getrennt gewesen und haben sogar

*) Ueber die älteren Wohnsitze der Jemen (in den «Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St.-Pétersbourg. VI. Série. Sciences politiques, histoire et philologie T. I.). St. Pétersb. 1832. S. 291 folg.

oft in feindlichem Verhältniss zu einander gelebt. So lesen wir in den russischen Chroniken, wie die Jemen und Karelen einander häufig bekriegten und selbst unser Kalevala-Epos giebt einen offenbaren Beweis dafür, dass das Verhalten der einzelnen Stämme alles andere, als freundschaftlich war. Ich habe bereits oft früher bei der Darstellung der hoch- und nordasiatischen Völkerschaften Gelegenheit gehabt, die Wichtigkeit und Bedeutung der Stammverwandtschaft darzulegen. Ich habe dabei erwähnt, dass es bei den genannten Völkerschaften kein anderes, die Individuen zusammenhaltendes Vereinigungsband giebt, als dasjenige, das sich auf Verwandtschaft gründet. Es giebt in Asien Stämme, welche aus Tausenden von Individuen bestehen und dennoch eine so nahe Verwandtschaft annehmen, dass sie nicht einmal eheliche Verbindungen unter einander eingehen. Dagegen geschieht es nicht selten, dass zwei Stämme eine und dieselbe Sprache sprechen, dieselbe Religion, dieselben Sitten und folglich auch dieselbe Herkunft haben; ist diese Herkunft aber schon in Vergessenheit gerathen, haben die einzelnen Stämme verschiedene Namen angenommen und verschiedene Wohnsitze gewählt, so betrachten sie sich einander gewöhnlich als Todfeinde. In solchem Verhältniss standen ohne Zweifel auch die finnischen Stämme zu einander bis zu der Zeit, da sich das Christenthum unter ihnen ausbreitete und sie unter dem Einflusse Schwedens kleine Staaten zu bilden begannen. Zuvor hatten sie nicht einmal eine gemeinsame Benennung, sondern jeder besondere Stamm ward mit einem besondern Namen bezeichnet. Will man deshalb über die Vorzeit unserer Vorfahren irgend welche Kunde erhalten, so ist es nothwendig die Geschicke der einzelnen Stämme zu erforschen. Denn leider sind dieselben bis auf die Zeit der schwedischen Invasion fast ganz unbekannt und das wenige, was die Geschichte von ihnen meldet, besteht entweder aus dunkeln Sagen oder dürftigen Chronikenaufzeichnungen.

Eine der frühesten Nachrichten, die wir über unsere Vorfahren haben, geht auf die bereits oben (S. 137) genannten Bjarmier zurück, welche an den Ufern der Dwina und an den Küsten des

weissen Meeres wohnten. Diese Nachricht*) rührt von dem norwegischen Wiking *Other* her, welcher im neunten Jahrhundert lebte und als der erste Bjarmalandsfahrer angesehen wird. Ich will mich nicht bei der Beschreibung aufhalten, die er nach seiner Rückkehr dem König Alfred von seiner Reise gab. Auch übergehe ich eine spätere von *Karl* von *Halogaland*, seinem Bruder *Gunsten* und *Thorer Ihund* zusammen im Jahre 1026 nach dem gepriesenen Bjarmaland unternommene Reise. Dagegen kann ich nicht unbemerkt lassen, dass derselbe Other, der Bjarmaland besucht, auch eine Nachricht über die Quenen giebt, indem er unter anderem sagt**): «An der Seite des südlichen Norwegens liegt Schweden und bei dem nördlichen Norwegen ist Quenland belegen.» So waren die Quenen bereits zu Others Zeit bis in den nördlichen Theil von Schweden vorgedrungen. Ein anderer Theil der Quenen wohnte, wie spätere Daten angeben, östlich vom bottnischen Busen, und erstreckte sich ohne Zweifel bis an die Gränzen Bjarmiens oder der Karelen.

Man hat die Vermuthung ausgesprochen, dass der *quenische Stamm****) ein Zweig des karelischen war und dass die Quenen von den Küsten des weissen Meeres über den Landrücken bis in die Gegend von Kajana gekommen seien und sich von dort rings um den ganzen nördlichen Theil des bottnischen Busens ausgebreitet haben. Diese Vermuthung ist in der That sehr wahrscheinlich, denn sowohl die schwedischen als finnischen Quenen sprechen noch heut zu Tage eine karelische Mundart. Als nahe Nachbaren lagen die Quenen und Karelen oft mit einander in Fehde. Nach dem Reisebericht des obengenannten Other stellten die Quenen bisweilen Raubzüge nach Norwegen an, sowie auch die Normannen ihrerseits Quenland verheerten. Einer der ausführlichsten Berichte, die man aus alten Zeiten über die Quenen hat, ist folgenden Inhalts:

*) Iduna. Viertes Heft. Stockholm 1818. S. 115 folg. — Kajaani, Suomen Historia. Ensimäinen Osa. Helsingissä 1846. S. 13 folg.

**) Schlözer, Allgemeine nordische Geschichte. Halle 1771. S. 485.

***) Kajaani, Suomen Historia. I. S. 21—26.

«Der nordische König Harald Hårfager hatte das von ihm in Besitz genommene Lappland dem Thorolf Queldufsson zu Lehen gegeben. Als dieser sich im J. 877 in Lappland befand, wo er vermuthlich Abgaben eintrieb, kamen zu ihm Sendboten von dem Könige der Quenen Faravid, welche erzählten, dass die Karelen in ihrem Lande Verheerungen anstellten und von Thorolf Hülfe gegen sie verlangten, unter der Bedingung, dem genannten Thorolf und seinen Mannen einen guten Theil der Beute abzutreten. Thorolf nahm das Anerbieten an und gewann im Verein mit den Quenen einen glänzenden Sieg über die Karelen.» — Die Quenen, von denen diese Sage spricht, wohnten westlich vom bottnischen Busen und sollen sich bis nach Helsingland ausgebreitet haben. Die Umstände, welche nachmals die Quenen vermochten diese Gegenden aufzugeben, sind unbekannt, es wird jedoch vermuthet, dass die Ursachen dazu darin gesucht werden müssen, dass die Normannen und Schweden sich hier zu colonisiren anfingen. Der schwedische König *Emund* der Alte, welcher seine Regierung um 1052 antrat, soll seinen Sohn Anund zur Eroberung von Quenland ausgesandt haben, aber dieser Eroberungsversuch war so unglücklich abgelaufen, dass sowohl Anund als sein Heer zu Grunde gingen. Bald darauf scheinen sie jedoch Schweden tributpflichtig geworden zu sein und schon im eilften Jahrhundert soll das Christenthum ihnen durch den Bischof *Stenphi* (Stephan) oder *Simon*, wie er sich später genannt haben soll, gepredigt worden sein *).

Von den sogenannten *Karelen* **) wissen wir schon früher (s. S. 144 ff.), dass ihre ersten geschichtlich bekannten Wohnsitze in dem berühmten Bjarmalande belegen waren. Von hier scheinen sie jedoch mindestens im 8ten Jahrhundert sich über den Landrücken bis rings um den bottnischen Busen ausgebreitet zu haben und unter dem Namen *Quenen* oder *Kainulaiset* (von *kainu*, Flachland) bekannt geworden zu sein, welcher Name noch jetzt in der Gegend von Torneå den westbottnischen Finnen und Schweden beigelegt wird.

*) Kajaani, Suomen Historia. I. S. 104.

**) Ebendaselbst, S. 27—30.

Wahrscheinlich war in früheren Zeiten die ganze Landstrecke von dem östlichen Theil des weissen Meeres bis zum bottnischen Busen mehr oder minder stark von Finnen karelischen Stammes bevölkert, obwohl zugleich auch Lappen hier und dort ansässig gewesen zu sein scheinen. Man nimmt an, dass die Karelen sich sogar vom weissen Meere über Kandalax und das jetzige russische Lappland bis an die Küsten des Eismeeres erstreckt haben — eine Ansicht, welche jedoch noch nicht hinreichend bewiesen ist. Dass die Karelen in früheren Zeiten mit ihren Nachbarn und Stammverwandten, den Quenen, in Fehde lagen, habe ich bereits oben bemerkt, wie auch, dass die Normannen theils Wikingsfahrten unternahmen, theils auch Verheerungszüge innerhalb des Gebiets der Karelen veranstalteten. Wichtiger als diese waren jedoch die Feldzüge, welche der schwedische König Erik Emundsson, mit dem Beinamen *Wetterhut* († 833), nach Karelen und andern angränzenden, von finnischen Stämmen bewohnten Ländern unternommen haben soll. Hierüber theilt Olafs des Heiligen Sage eine sehr wichtige Nachricht mit. Diese Sage lässt den Lagman Torgny folgende Worte zu Olof sagen *): «Anders ist jetzt der Sinn der Svea-Könige als er zuvor gewesen. Torgny, meines Vaters Vater, erinnerte sich des Upsala-Königs Erik Emundsson und sagte das von ihm, dass, während er in seinen besten Jahren war, es jeden Sommer ihn hinaustrieb, er nach verschiedenen Ländern zog und sich Finnland, *Kyrialand* (Karelen), Ehstland, Kurland und viele andere Länder im Osten unterwarf; und noch kann man die Erdburgen und andere grosse Werke sehen, die er gethan; jedoch war er nicht so hochmüthig, dass er diejenigen Männer nicht hätte hören wollen, welche etwas nothwendiges mit ihm zu sprechen hatten.» «Ich erinnere mich», fährt Torgny fort, «Erik Segersälls, und war mit ihm in manchen Zügen. Er vergrösserte das Svea-Reich und schützte es mannhaft; jedoch war es leicht mit ihm in Berathung zu kommen. Der König aber, den wir jetzt haben, erlaubt es nicht,

*) Peringskiöld, Heims Kringla eller Snorre Sturleson's Nordländska konunsagor I. Stockholm 1697. S. 484 folgg.

dass einer es wage mit ihm etwas anders zu sprechen, als nur das, was ihm behagt und dies betreibt er mit allem Fleiss. Aber seine Tributländer lässt er sich aus den Händen gehen durch seine Sorglosigkeit und Ohnmacht, indem er darnach strebt Norwegen unter seine Gewalt zu bekommen, wonach kein schwedischer König vor ihm getrachtet hat; und dies macht vielen Männern Unruhe. Nun wollen wir Bauern, dass du, König Olof, mit *Olof dem Dicken*, Norwegens König, Frieden machest und deine Tochter *Ingegerd* ihm zur Ehe gebest; willst du aber die Reiche im Osten, die deine Verwandten und Eltern besessen haben, wiedergewinnen, so wollen wir alle dir folgen.» — Aus diesem Bericht muss man den Schlusssatz ziehen, dass sowohl die Karelen als verschiedene andere finnische Stämme Erik und seinem Nachfolger tributpflichtig waren. Wie aber bereits andere vor mir bemerkt haben, bestand diese Botmässigkeit nur darin, dass man sich dazu bequemte einen Tribut zu erlegen, sobald man sich dem Feinde nicht gewachsen sah. War man dagegen gut gewappnet, so wurden die Tributeinnehmer vertrieben, oft auch geplündert und getödtet. In solchem Verhältniss standen wenigstens die finnischen Stämme zu den Russen. Es wird in den russischen Chroniken recht häufig erzählt, dass die Nowgoroder mit Heeresmacht ausgezogen um ihren Tribut einzutreiben, dass sie aber bisweilen auf Widerstand stiessen und ihre vermeintlichen Rechte mit dem Schwerte in der Hand geltend machen mussten. In den tributpflichtigen Ländern gab es keine russische Verwaltung, sondern sie lebten in vollkommner Unabhängigkeit und erlegten ihren Tribut nur so oft, als sie dazu von einer überlegneren feindlichen Macht gezwungen wurden. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatten die Nowgoroder wenigstens bereits zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Gewohnheit von den in Bjarmaland wohnenden Karelen Tribut einzutreiben, es wird aber in einer Chronik*) erzählt, dass die Bewohner von Sawolotschje im Jahre 1187 alle die Nowgoroder, die Tribut erhoben, ermordeten. Un-

*) Lehrberg, Untersuchungen S. 60.

geachtet dieser und anderer Kämpfe, welche die nowgorodschen Russen mit den Karelen auszustehen hatten, findet man doch, dass diese beiden Völker oft mit einander gemeinschaftliche Sache machen. So giebt es in einer russischen Chronik folgende Aufzeichnung*): «Im Jahre 1149 zog der Grossfürst in Kiew, *Isjaslaw Mstislawitsch*, den Nowgorodern zu Hülfe gegen seinen Vaterbruder, den Grossfürsten in Susdal, *Jurij Wladimirowitsch Monomach*, wegen Beeinträchtigung der Nowgoroder, und mit ihm sein Bruder, der Grossfürst in Smolensk, *Rostislaw Mstislawitsch*, die Smolensker, Nowgoroder, Pskower, Karelen u. s. w.» Einige Jahre zuvor, oder 1143, sollen die Karelen**) einen Raubzug gegen die Jemen unternommen haben und bei dieser Gelegenheit werden die *Karelen* zum ersten Male unter diesem Namen in der russischen Geschichte genannt. In Betreff der gemeinsamen Unternehmungen der Karelen und Nowgoroder erwähnt eine russische Chronik***) folgendes Ereigniss: «Im Jahre 1141 zog Fürst Alexander mit Nowgorodern, Ladogaern, Karelen und Ingern zur Stadt Koporje und nahm die Stadt ein, führte die Deutschen aber nach Nowgorod und liess die andern gehen wohin sie wollten.» Man vermuthet, dass die Karelen auch den Nowgorodern halfen die Jemen aus der Gegend am Ladoga zu vertreiben, welche sie nachmals selbst in Besitz zu nehmen anfingen. Ausserdem kämpften sie auch in den Reihen der Nowgoroder gegen die Schweden, im Jahre 1323 aber wurde der bekannte Friede in Nöteborg geschlossen, in welchem die Russen einen grossen Theil Kareliens an Schweden abtraten.

Ich werde in dem Nachfolgenden alsbald die Frage über die Auswanderung der Karelen von Bjarmaland nach Ladoga und den umliegenden Gegenden wieder aufnehmen. Hierbei will ich jedoch bemerken, dass diese Karelen noch hier einen derartigen Handel fortsetzten, wie sie zuvor an den Ufern der Dwina in dem bekannten Cholmogor betrieben hatten. Es ist nämlich bekannt, dass es ausser

---

*) Suomi, 8ter Jahrgang, S. 31.

**) Suomi a. a. O. S. 31.

***) Suomi a. a. O. S. 60.

dem Handelswege, der vom kaspischen Meere längs der Wolga und Dwina zum weissen Meere führte, noch einen andern gab, der, nach Nestor, von Griechenland längs des Dnjepr und Lowat zum Ilmen-See führte, an dem Nowgorod belegen war, und von dort den Wolchow, den Ladoga und die Newa abwärts in den finnischen Meerbusen (das warägische Meer). Aber als Bewohner der Gegend des Ladoga, der Newa und der Küsten des finnischen Meerbusens, mussten natürlich auch die Karelen an diesem Handel Theil nehmen. In dem finnischen Meerbusen war Björkö der Stapelplatz dieses Handels und es giebt päpstliche Bullen, welche darthun, dass der Handel auf dieser Insel von Karelen, Ingern und Russen einerseits und von gothländischen und deutschen Kaufleuten andererseits betrieben wurde. Arvidsson*) erwähnt auch eines Vertrags zwischen den ausländischen Kaufleuten und den Nowgorodern, in welchem sich die letztern verbindlich machen: «den Handel mit Karelen und Ingern frei zu lassen, für alle Gewaltthätigkeit, welche die erstern innerhalb ihres Gebiets erleiden könnten, zu verantworten, weshalb alle Vergehen von Aelterleuten in Ingrien gerichtet werden sollten.»

In Betreff der Bekehrung der Karelen theilen die russischen Chroniken folgende Nachricht mit**): «Im Jahre 1227 schickte Fürst Jaroslaw Wsewolodowitsch Priester aus, um eine Menge Karelen zu taufen und es fehlte wenig daran, dass alle Menschen getauft wurden.» Zuvor hatten sie jedoch***), nach einer von Clemens VI. am 14. März 1351 ausgefertigten Bulle, die katholische Lehre angenommen, welche sie, derselben Bulle zu Folge, durch die Russen aufzugeben gezwungen wurden.

Die erste historische Notiz über die *Tavaster* findet sich in einer russischen Chronik und lautet folgendermaassen†): «Im Jahre 1042 zog Wladimir Jaroslaw's Sohn gegen die Jemen und besiegte sie,

*) Rühs, Finland och dess invånare, öfversatt och omarbetad af Arvidsson. Andra delen. Stockholm 1827. S. 201 u. 202.

**) Suomi a. a. O. S. 46.

***) Rühs a. a. O. S. 202. — Suomi a. a. O. S. 19.

†) Ebendaselbst S. 22.

und vor den Heeren Wladimir's stürzten die Pferde und während sie noch athmeten, wurde die Haut ihnen abgezogen.» Darauf werden dieselben Jemen oder Tavaster im Jahre 1078 oder 1079 genannt. «In diesem Jahre», heisst es*), «wurde Swjatoslaw's Sohn, Gljeb, in Sawolotschje (von den Jemen**) getödtet.» Auf diese beiden und namentlich auf die letztgenannte Chronikenaufzeichnung haben die Gelehrten und vor andern unser Landsmann Sjögren weitläufige Untersuchungen gegründet***). Ich will jetzt nicht auf die Einzelnheiten dieses Streitpunkts genauer eingehen, sondern nur als ein Resultat von Sjögren's Untersuchungen anführen, dass ein Theil der Jemen sich zu jener Zeit noch in Bjarmaland oder Sawolotschje, südlich von den Karelen aufgehalten und sich vom Ural bis in die Gegend des Ladoga erstreckt haben soll. Einen Zweig derselben bildeten wahrscheinlich die *Wessen* und *Woten* (*Watjalaiset*). Die Wessen und Woten waren, nach Sjögren, ein und dasselbe Volk und wurden beide von den Russen Tschuden genannt. Sie erstreckten sich von der Gegend von Bjeloosero, wo die Wessen wohnten, bis in das jetzige Ingermannland hinein, wo der Sitz der Woten war.

Um aber auf die eigentlichen Jemen zurückzukommen, so werden sie wieder in der Chronik Nowgorod's im Jahre 1142 genannt. Die Worte der Chronik lauten also†): «Im Jahre 1142 kamen die Jemen und bekriegten das Gebiet von Nowgorod. Die Ladoga-Bewohner schlugen 400 Mann derselben und es entkam kein einziger.» Im folgenden Jahre (1143) sollen††) aber die Karelen einen Kriegszug gegen die Jemen unternommen haben, vermuthlich in der Absicht, um den im vorhergehenden Jahre von den Jemen

*) Татищева Исторія Россійская. T. II. S. 132.

**) Sjögren a. a. O. S. 263.

***) Ueber die finnische Bevölkerung des St. Petersburgischen Gouvernements und über den Ursprung des Namens Ingermannland (in den «Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St.-Pétersb. VI. Série. Sciences politiques, histoire et philologie. T. II. S. 26—36.

†) Suomi, 8ter Jahrgang, S. 30.

††) Ebendaselbst S. 31.

unternommenen Zug innerhalb der Gränzen der Karelen zu rächen. Es ist zwar nicht ausdrücklich in der Chronik gesagt, dass der Zug der Jemen im Jahre 1142 den Karelen galt, sondern, wie es heisst, den *Ladoga-Bewohnern*, man hat jedoch allen Grund diese Ladoga-Bewohner gerade für Karelen zu halten. Sie hatten, wie schon oben (S. 150) gesagt wurde, die Jemen vertrieben, welche zugleich mit den ihnen stammverwandten Woten oder Tschuden früher die Gegend am Ladoga inne gehabt und sich selbst in den Besitz des Landes gesetzt hatten. Was aber die vertriebenen Jemen betrifft, so sollen sie sich dann in Finnland niedergelassen haben. Dies ist Sjögren's Darstellung. Er lässt die Tavaster noch im eilften Jahrhundert in Russland am Ladoga und von dort ostwärts bis zum südlichen Sawolotschje leben. Es sind jedoch die Gründe, auf welche er diese Vermuthung stützt, von einer sehr zweideutigen Beschaffenheit. Ich will dieselben hier nicht einer Widerlegung unterwerfen und sogar die Möglichkeit einräumen, dass eine oder die andere tavastländische Horde sich noch im eilften Jahrhundert in Russland aufgehalten habe, ich sehe es jedoch für sehr wahrscheinlich an, dass Zweige dieses Stammes bereits vor Rurik's Zeiten, vielleicht schon in einer fernen Vorzeit, Finnland in Besitz genommen haben. Zu derselben Zeit, da die Finnen an die Ostsee kamen, was nicht erst lange nach Christi Geburt, sondern wohl lange vor derselben geschehen sein wird, stand ihnen auch der Weg zum finnischen und bottnischen Meerbusen offen. Südlicher als die Karelen wohnend, erreichten die Tavaster auch früher die Meeresküste, an der sie sich seitdem zu beiden Seiten des finnischen Meerbusens und auf der Westküste des bottnischen Meerbusens niederliessen.

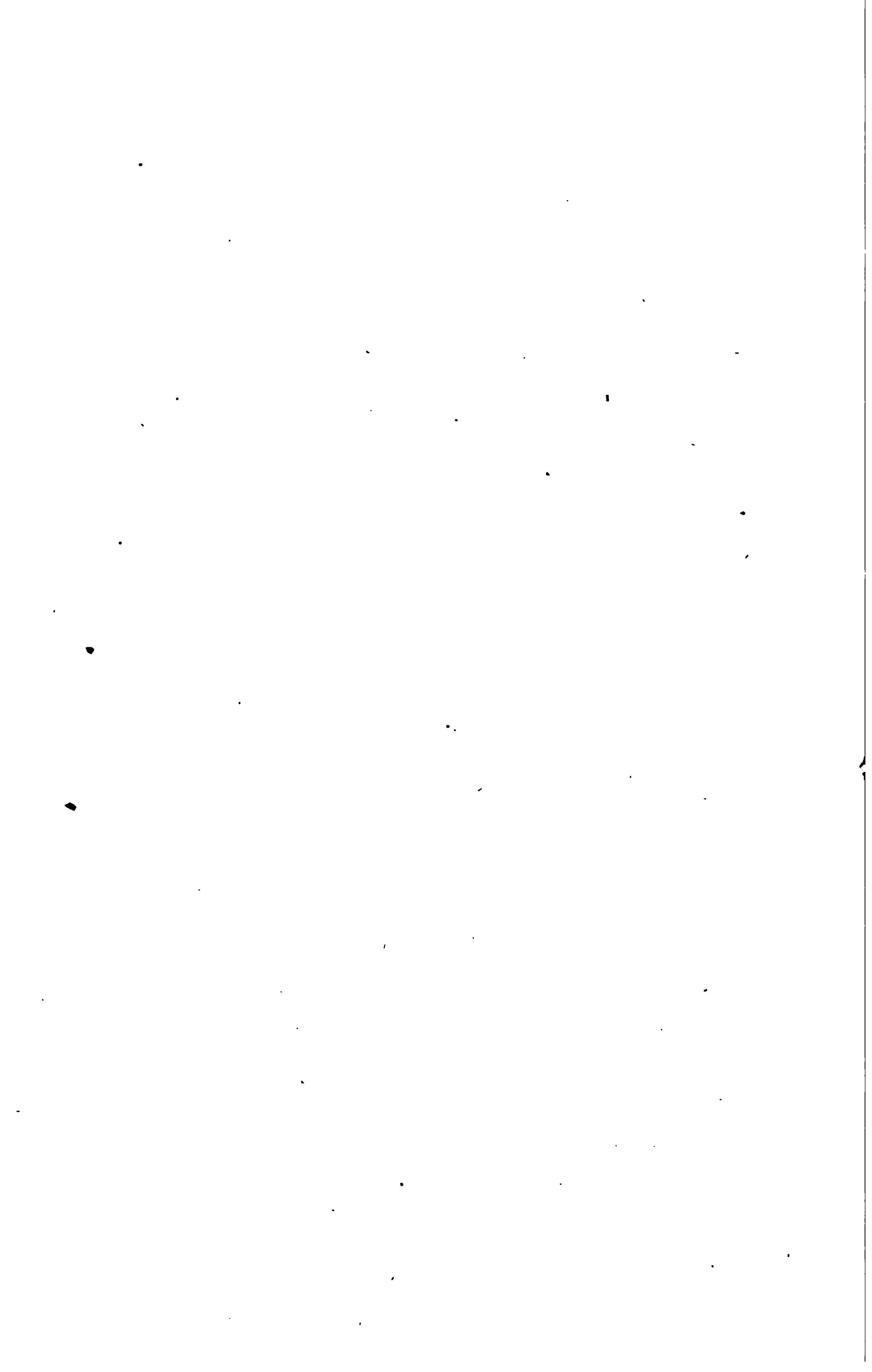
Noch müsste ich das und jenes über die Vorzeit der Tavaster hinzufügen und ausserdem einige andere Zweige des finnischen Stammes, nämlich Lappen, Ehsten, Ingrier, Liven u. s. w. berühren; ich habe jedoch manche Ursachen, die mich bestimmen hier meine Vorlesungen abzubrechen. Es ist jedoch meine Absicht in

Zukunft auf diesen Gegenstand zurückzukommen und dabei auch noch verschiedene andere Fragen zu berühren, auf die ich aus Mangel an Zeit und aus andern Ursachen dieses Mal nicht die nöthige Aufmerksamkeit habe wenden können, z. B. auf die wichtige Frage über die Nationalität der Scythen und Hunnen. Uebrigens würde ich auch wünschen, verschiedenes von dem bereits Behandelten einer erneuten Darstellung zu unterwerfen, nicht in der Absicht, als würde ich mir zutrauen in der Sache selbst etwas weit besseres hinzufügen zu können, sondern, wie ich selbst recht gut einsehe, habe ich bei diesen Vorlesungen nicht das gehörige Gewicht auf die äussere Form der Darstellung gelegt. Meine ganze Zeit war von der Sorge in Anspruch genommen, theils aus eignen ungeordneten Sammlungen, theils aus fremden Quellen das nöthige Material zusammenzubringen; die Darstellung selbst war nur das Werk weniger Augenblicke und deshalb mehr oder minder verfehlt. Diesem Fehler kann zwar bei dem vorliegenden Gegenstande nie vollkommen abgeholfen werden, denn auf die dürftigen Chroniken China's und Russland's eine etwas unterhaltendere Darstellung gründen zu wollen, dürfte wohl im Allgemeinen zu den schwersten Problemen gehören; ich gebe jedoch gern zu, dass meine Darstellung hätte weit besser sein können, falls die Zeit mir erlaubt hätte der äusseren Form einige Aufmerksamkeit zu schenken. Mein Bemühen wird sein in dieser Hinsicht in Zukunft die billigen Anforderungen meiner Zuhörer einigermaassen zufrieden zu stellen.

SAMOJEDISCHE MÄRCHEN

UND

TATARISCHE HELDENSAGEN.



Samojedische Märchen.

1.

An einer und derselben Stelle standen siebenhundert Zelte. In den siebenhundert Zelten wohnten siebenhundert Menschen. Ueber sie herrschen sieben Wirthe. Die sieben Wirthe gehen fort und fort zu Gast; nichts thun sie, sie gehen nur zu Gast. Sie sind Brüder, die sieben Wirthe, und alle haben sie Frauen, aber keine Kinder. Nur der älteste von ihnen hat einen Sohn, der nicht gross ist. Dieser geht nicht zu Gast, er schläft fort und fort; Nacht und Tag schläft er. Einmal sagte der Vater seinem Sohne: «Steh auf und geh mit uns andern zu Gast!» Der Sohn will nicht zu Gast gehen, er hat einen bösen Traum gehabt, er hatte geträumt, dass alle andern getödtet worden wären und er allein am Leben geblieben. Er offenbart seinen Traum dem Vater und sagt: «Ihr werdet jedoch leben können, wenn ihr sieben und sieben (vierzehn) Rennthiere opfert.» — «Was weisst du?» erwiedert der Vater, «du schläfst Tag und Nacht und weisst weniger als ein Hund.» — «Wie du willst, Vater», spricht der Sohn und legt sich wiederum schlafen. Am Morgen erwacht er und sieht, dass von den siebenhundert Menschen kein einziger am Leben war, dass sie alle getödtet waren. Er geht, um die Rennthiere anzusehen; alle Rennthiere waren gefallen. Er sieht nach den Hunden; auch diese lagen todt. So geht er zu den Schlitten, nimmt ein Schwert und zerhaut mit demselben alle Zeltstricke; die Zelte stürzen alle zusammen. Er beginnt darauf zu wandern. Er geht einen Tag, er geht zwei Tage, drei Tage, er geht ganze sieben

Tage. Er blickt hinter sich, er sieht noch die Stelle, wo die siebenhundert Zelte umgestürzt liegen. Er geht wiederum sieben Tage, blickt hinter sich, sieht noch zwei umgestürzte Zelte. Er geht fernere sieben Tage, blickt hinter sich: jetzt sieht er kein Zelt mehr. Er fängt wiederum an zu gehen, geht einen Monat, geht zwei Monate, drei Monate, geht ganze sieben Monate. Da wird er endlich des Gehens müde, er ist ganze Monate gegangen ohne Nahrung: es war eine öde Gegend, durch die er ging. Er sinkt auf den Schnee nieder. Dort liegt er, liegt er lange, lange; er steht auf, fängt wieder an zu gehen, geht, geht, kommt zu einer Stelle, wo zuvor ein Zelt gestanden hatte. Er suchet Speise, findet ein Knochenstück, dass die Hunde beleckt hatten. Er nagt an dem Knochen, wirft ihn von sich und fängt an andere Knochen unter dem Schnee zu suchen. Er findet dort Ohrringe von Silber, legt diese in seine Handschuhe und fängt wiederum an zu wandern. Er geht, geht, lange geht er; sieht dann eines Tages etwas in der Entfernung, was mit Rennthieren fährt. Der Fahrende fährt auf ihn zu, kommt näher und näher, es ist ein Weib. Das Weib sagt: «Du kommst vom Zelte; fandest du dort nicht die Ohrringe, die ich verloren habe?» — «Ja, ich fand sie und nahm sie mit.» — «So gieb sie mir, sie sind mein,» bittet das Weib. «Wohl gebe ich dir die Ohrringe, du aber fahre mich mit den Rennthieren auf eine Stelle, wo Menschen leben.» Da nahm das Weib ihren Speer und schlug ihn mit dem Speer, so dass er fiel und auf der Stelle liegen blieb. Das Weib nahm die Ohrringe und fuhr davon.

Der Geschlagene lag und schlief, schlief lange; endlich erwachte er, stand auf und begann weiter zu gehen. Wiederum kam er zu einer Stelle, wo früher ein Zelt gestanden hatte. Er fängt wiederum an Speise zu suchen und findet einen Knochen, den die Hunde beleckt hatten. Er nagt an dem Knochen, wirft ihn von sich und sucht unter dem Schnee andere Knochenstücke. Er findet dort eine eiserne Schaufel. Er nimmt die Schaufel und fängt an zu gehen. Er geht, geht und sieht wiederum jemand mit Rennthieren fahren; ein schönes, geputztes Weib kommt ihm entgegen. Das Weib sagt:

«Wohin gehst du, armer Knabe?» — «Ich gehe auf frischen Spuren, die ich fand. Ich bin hungrig und will essen; sonst sterbe ich.» — «Du kommst gewiss von unserer alten Lagerstelle; fandest du nicht dort eine eiserne Schaufel?» fragt das Weib. «Eine Schaufel habe ich zwar gefunden, weiss aber nicht, wem sie zugehört.» — «Das ist meine Schaufel, ich kam gefahren um sie zu suchen.» — «Ich gebe die Schaufel, wenn du mich mit den Rennthieren nach einer Menschenwohnung zu fahren versprichst.» — «Gern will ich dich zu uns nach Hause fahren,» sagte das Weib; «weshalb soll ich ihn nicht fahren, der Mensch stirbt ja sonst. Ich will dich auch nähren und speisen.» Er gab die Schaufel, das Weib nahm ihn in den Schlitten; sie brachen auf. Im Schlitten fragt das Weib: «Woher bist du, armer Knabe, da ich dich nicht kenne?» Der Knabe antwortet: «Mich kennt niemand in der Welt, ich bin eine vater- und mutterlose Waise. Es gab einmal sieben Brüder, sie waren reich, sie hatten siebenhundert Zelte.» — «Ich habe von diesen sieben Brüdern gehört, wohin des Weges sind sie aber gezogen?» fragte das Mädchen. «Sie starben, starben alle in einer einzigen Nacht und in derselben Nacht fielen ihre siebenhundert Rennthiere.» Das Weib fragt: «Weisst du, wem diese beiden Rennthiere, mit denen du jetzt fährst, gehören?» — «Wie kann ich das wissen, ich weiss ja nicht viel, ich bin ja noch nicht alt; aber sie gleichen den Rennthieren meines Vaters.» — «Wie sind deines Vaters Rennthiere zu uns gekommen?» fährt das Mädchen fort zu fragen. «Das weiss ich nicht,» antwortet der Knabe. «Siehst du,» sagt das Weib, «dein Vater war einmal hier (mit diesen Rennthieren) und warb um mich für dich. Dein Vater gab mir diese beiden Rennthiere und diese eiserne Schaufel als Brautgabe. Er gab auch ein Schwert, dies ist aber nicht bei uns, es ist gestohlen.» — «Das Schwert kann ich wohl allmählich finden,» meint der Knabe. «Dann bist du mein Mann,» sagt das Mädchen. Mann und Frau kamen so zum Zelt und lebten dort beisammen.

Nachdem sie dort eine Zeit gelebt hatten, begann man das Lager zu wechseln. Man spannte Rennthiere ein, aber vor den Schlitten

des Ankömmlings spannte man schlechte Rennthiere und liess ihn zuletzt im Zuge fahren. Mit seinen schlechten Rennthieren blieb er bald hinter den übrigen zurück. Er treibt die Rennthiere an, diese aber gehorchen nicht. Plötzlich macht der ganze Zug Halt; er holt seine Genossen ein. Jemand sagt: «Was hast du für ein Gefolge hinter dir?» — «Keinen einzigen Menschen; ich bin ganz allein gekommen,» antwortet der Fremde, blickt jedoch hinter sich. In demselben Augenblick nahm der Fragende einen Speer und stiess ihn nieder. Er blieb dort liegen; alle reisten ihres Weges. Das Weib blieb jedoch zurück und fing bei dem Verstorbenen an zu weinen. Sie sitzt in ihrem Schlitten und weint. Plötzlich werden ihre Rennthiere scheu und eilen den übrigen nach. Gleich darauf kommt ein einbeiniger, einhändiger und einäugiger Greis zu dem Todten. In seiner einen Hand trägt er einen eisernen Stab. Mit diesem schlägt er den Todten und sagt: «Weshalb liegst du dort? Es ist Zeit aufzustehen! Steh auf und geh zurück; dein Vater lebt und alle deine Brüder sind wiederum am Leben.» Der Todte erwacht und fängt an mit sich selbst zu sprechen: «Ich habe eine gute Weile geschlafen; was war das aber für ein Mensch, der mir sagte, dass mein Vater lebet und mich umzukehren bat?» Er blickt um sich, sieht aber Niemand und glaubt geträumt zu haben. Er wandert vorwärts, kommt zum Zelt und legt sich zu seiner Frau schlafen. Am Morgen stehen alle auf, man fängt wiederum an das Lager abzubrechen, spannt die Rennthiere vor die Schlitten, giebt dem Fremden schlechte Rennthiere und lässt ihn zuletzt fahren. Mit seinen schlechten Rennthieren bleibt er hinter den übrigen zurück, diese machen aber Halt und er holt sie ein. Wiederum fragt der frühere Mann: «Was für Leute bewegen sich hinter dir?» — «Keiner kommt hinter mir,» antwortet der Fremde, blickt aber hinter sich und in demselben Augenblick durchsticht ihn der Mann zum zweiten Mal mit seinem Speer. Man lässt ihn dort, auch sein Weib fährt mit den Uebrigen fort; sie denkt so: «Er starb nicht; er kommt wohl zu seiner Zeit zum Zelt.» Nachdem sie abgefahren sind, kommt der einbeinige, einhändige und einäugige Greis. Er

schlägt den Todten mit seinem Stabe und sagt: «Schon gestern sagte ich dir, dass du umkehren solltest; was machst du dort im Zelt? Kehre nur hübsch um, falls du deinen Kopf behalten willst. Dein Vater lebt und hat schon lange gelebt.» Der Todte erwacht, sieht sich um und spricht: «Was kann das für ein Mann sein, der mich umzukehren bittet, der von meinem Vater spricht und behauptet, dass er am Leben sei; er ist ja schon längst todt!» Er sieht niemand, glaubt wiederum geträumt zu haben, fährt zum Zelt und legt sich neben seiner Frau schlafen.

Am folgenden Morgen beginnt man wiederum das Lager abzubrechen, spannt die Rennthiere ein, giebt dem Fremden die schlechtesten und stellt ihn zuletzt im Zuge auf. Er bleibt, wie früher, hinter den übrigen zurück; sie machen Halt, er holt sie ein. «Sieh, wie viele Rennthiere dort dir nachkommen!» sagt derselbe Mann, der ihn zuvor zweimal getödtet hat. Er sieht sich um; in demselben Augenblick sticht ihn der Mann mit seinem Speere nieder. Alle zogen weiter. Da kam der einbeinige, einhändige, einäugige Greis, schlug den Todten mit dem eisernen Stabe und spricht: «Das dritte Mal sage ich dir, kehre um! Du bist zwei Mal getödtet, ich habe beide Mal dich wieder zum Leben geweckt, aber nun thue ich es nicht mehr.» Er steht auf, kehrt aber nicht um; er geht zum Zelt, aber tritt nicht ins Zelt, sondern setzt sich auf einen Schlitten. Er fängt an zu ahnen, dass man ihn ermorden will. Er nimmt da die Bogen vom Schlitten, verdirbt sie alle, geht zum Schlitten der Frau, nimmt von dort dieselbe eiserne Schaufel, die er gefunden und ihr zurückgegeben hat, zerschlägt mit der Schaufel alle Zelte. Die Leute laufen heraus, er greift sie mit der Schaufel an. Man läuft nach den Bogen, diese sind aber zu nichte gemacht. Er fährt fort zu hauen, haut und schlägt sie alle nieder. Seine Frau schlägt er nicht nieder, auch nicht ihren Vater, ihre Mutter und ihre Kinder. Nun beginnt er die Leichen zu betrachten, er findet den nicht, der ihm dreimal das Leben genommen hatte. Dieser war entflohen, aber seine Spuren waren auf dem Schnee sichtbar. Er fängt an den Spuren nachzulaufen, läuft lange, holt ihn endlich ein.

Nun fangen beide Männer an sich zu schlagen, sie schlugen sich den ganzen Winter auf derselben Stelle, sie schlugen sich bis beide niederfielen und starben. Dort liegen sie nun den ganzen Sommer und faulen dort, Füchse laufen, Wölfe laufen, verzehren die Leichen, fressen alles, ausser den Knochen. Der Herbst kam heran; es kam auch der einbeinige, einhändige, einäugige Greis. Er spricht zu dem fremden Manne: «Wieviel Mal habe ich dir nicht gesagt, dass du umkehren sollst. Jetzt sage ich es dir zum allerletzten Mal; später vermag es meine Macht nicht dir zu helfen.» Er nimmt seine Knochen, sammelt sie alle, auch die allerkleinsten Stücke; legt sie alle in einen Sack, nimmt den Sack auf seinen Rücken und geht seines Weges. Als er eine Zeit gegangen war, kam er zu einem grossen Stein. Er stösst auf den Stein, dieser rollt auf die Seite. Unter dem Stein ist ein Loch, der Greis kriecht in das Loch hinein. Dort giebt es eine finstere, düstere Stelle, wo geschrieen, gepfiffen und gesungen wird. Man will dem Greise den Sack entreissen. Er sieht gerade vor sich etwas helles, was einem Fenster gleicht. Beim Schein des Lichts erblickt er Menschen, die nackt, ohne Haut, ohne Hülle, mit blossen, baaren Knochen sind. Die Zähne grinsen im Munde. Der Greis geht auf das Licht los, er sieht ein Zelt, tritt in das Zelt; dort giebt es Niemand, nur ein Weib. Sie sitzt am Heerde. Auf der andern Seite stehen zwei Ungeheuer; sie bewegen sich nicht, sie sprechen nicht; ihre Augen sind sehr gross und stehen aufrecht (vertical) im Kopfe. Der Greis wirft den Sack auf den Boden und sagt dem Weibe: «Hier hast du Brennholz, wirf es ins Feuer.» — «Gut, dass du welches gebracht hast,» antwortet das Weib, «ich war bereits ganz ohne Holz.» Die Alte macht Feuer an, wirft die Knochen ins Feuer; sie brennen alle zu Asche. Die Alte nimmt die Asche, streut sie über das Bett und legt sich darauf auf die Asche schlafen. Nach drei Tagen wird aus der Asche ein Mensch geboren. Dieser fängt an sich selbst zu fragen: «Was ist das für eine dunkle Stelle, wo ich geschlafen habe?» Er steht auf, blickt um sich. Im Zelt ist kein Rauchloch. Er will hinaus gehen, findet keine Thür. Er sucht an den Wänden: sie sind von Eisen.

Er sagt zu der Alten: «Ich will hinaus, finde aber keine Thür.» Die Alte steht auf, schlägt mit dem Fusse gegen die Wand; diese öffnet sich. Er geht hinaus, kommt sogleich zurück, sieht die beiden Ungeheuer, erschrickt und fällt auf die Nase. Er steht auf und fragt die Alte: «Was hast du hier für Ungeheuer, sind es Menschen, sind es wilde Thiere?» Die Alte antwortet: «Sie sind nicht wilde Thiere, sie sind meine Aeltern.» — «Sprechen sie, essen sie, und was machen sie?» — «Sie sprechen nicht, sie essen nicht, sie machen durchaus nichts.» — «Was sind sie denn da und sind sie immer so gewesen?» — «Gewiss nicht immer; sie waren zu ihrer Zeit vortreffliche Menschen, dann wurden sie Steine und sind bis auf diese Stunde Steine; sie hören nichts, sie sehen nichts und wissen nichts.»

Die Alte sagt dem Fremden: «Was wünschest du dir am liebsten?» Der Fremde antwortet: «Wenn ich wüsste, wo meine Frau jetzt lebt, so würde ich am liebsten zu ihr gehen.» — «Leb du eine Zeitlang bei mir, bald kommen meine Rennthiere und diese werden dich von hier fortbringen. Aber du musst mich zum Weibe nehmen, sonst verwandle ich dich in Stein.» Jetzt merkte der Fremde, dass die Alte die zwei Menschen, die am Heerde standen, in Stein verwandelt hatte und befürchtete, dass dasselbe mit ihm geschehen könnte, falls er sich weigern würde, die Alte zur Frau zu nehmen. Er sagte deshalb: «Wohlan, ich nehme dich zu meiner zweiten Frau.» Sie leben so drei Tage im Zelt zusammen. Darauf kamen die Rennthiere. Sie setzten sich beide in den Schlitten und fuhren davon. Anfangs fuhren sie durch die finstern Stellen. Das magere Volk läuft ihnen nach und will den Fremden mit Speeren stechen, kann ihn aber, der mit Rennthieren fährt, nicht erreichen. Endlich kommt man zu dem klaren (weissen) Lichte. Die Alte spricht zu ihrem Manne: «Schiebe jenen Stein auf dem Loche da fort!» Er versucht den Stein zu bewegen, kann ihn aber nicht von der Stelle rühren. Die Alte stösst ihn mit ihrem Fusse über das Loch. Sie fuhren ab, fuhren lange, lange, sehen ein Zelt, fahren zum Zelt. Hier findet der Fremde seine erste Frau, ihre Mutter

und ihren Vater. Er nahm beide Frauen und die Aeltern seiner ersten Frau mit sich; so reiset er in seine erste Heimath. Als er seiner Heimath nahe kommt, sieht er alle siebenhundert Zelte, viel Volk und viele Rennthiere. Alle lebten wieder. Ein Stück vom Wege sieht er den einbeinigen, einhändigen, einäugigen Greis. Der Greis läuft auf ihn zu und mit dem Greise läuft ein anderer Mensch — es ist derselbe, der ihn dreimal getödtet hat. Er fängt an sich mit seinem Mörder zu schlagen und schlägt ihn nieder. Hiebei verliert er seine Besinnung und tödtet in der Raserei den einhändigen Greis. Dann fährt er zu den Zelten; hier waren alle todt, das Volk war gestorben und die Rennthiere lagen todt. Nun starben auch die beiden Frauen. So starben sie alle und er war wieder allein, nachdem er den einbeinigen, einhändigen, einäugigen Greis getödtet hatte.

2.

In einem und demselben Zelte wohnen zwei Weiber, das eine jung, das andere alt. Das junge hat zwei Kinder, beide Mädchen, das alte ist kinderlos. Das junge näht ihren Kindern Kleider, das alte liegt ohne Beschäftigung da. Einmal sagt das kinderlose Weib zum andern: «Lass uns gehen und Schuh-Heu rupfen*).» Das andere antwortet: «Ich dürfte nicht Zeit haben, müsste meinen Kindern Kleider nähen.» Dennoch geht sie. Als sie da Gras auf dem Felde rupfen, nimmt das kinderlose Weib ihr Messer und sticht das Weib, das zwei Kinder hat, nieder. Sie macht Feuer an, bratet das Fleisch, isst es. Den Kopf isst sie nicht, will ihn ein anderes Mal verzehren. Sie geht hinein; die Kinder fragen: «Wo ist die Mutter?» — «Die Mutter rupft Schuh-Heu; sie kommt wohl, wenn sie Zeit hat,» antwortet die Alte und legt sich quer vor der Thüre schlafen, damit die Kinder nicht hinausschlüpfen; sie gedenkt auch diese aufzuessen, wenn sie erwacht. Während sie dort schläft,

*) Auch die Finnen haben die Sitte zur Winterzeit Heu auf den Boden ihres Schuhwerks zu legen, um es dadurch wärmer zu machen. Das dazu nöthige Gras nennt das Märchen hier *Schuh-Heu*.

schleicht das ältere Mädchen sacht aus dem Balagan*). Die Alte schläft, das Mädchen geht zur Thür hinaus. Sie findet den Kopf der Mutter und denkt so: «Die Alte hat meine Mutter verzehrt; wenn sie erwacht, wird sie auch mich und meine Schwester aufessen.» Sie fängt zwei lebende Vögel, setzt sie in den Balagan und läuft mit ihrer Schwester davon. Die Alte schläft sieben Tage, erwacht, geht zum Balagan und will jetzt die Kinder aufessen; findet jedoch nur die beiden Vögel. «Ihr seid mir nicht entkommen,» denkt die Alte und fängt an den Mädchen nachzulaufen. Sie läuft sieben Tage, erreicht sie und will das jüngere Mädchen packen, das hinten läuft. Das ältere Mädchen wirft einen Schleifstein hinter sich. Sogleich fliesst ein Fluss einher, steile Berge erheben sich an den beiden Ufern des Flusses. Die Alte bleibt hinter dem Flusse stehen, die Mädchen entkommen. Der Fluss fliesst sieben Tage und verrinnt. Die Alte setzt den Kindern wiederum nach; sie läuft sieben Tage, erreicht die Mädchen, will die jüngere packen. Die ältere warf einen Feuerstein hinter sich und sogleich erhob sich ein hoher Berg. Die Alte blieb hinter dem Berge stehen. Nach sieben Tagen verschwindet der Berg. Wiederum beginnt die Alte zu laufen. Sie läuft sieben Tage, erreicht die Mädchen und will das jüngere packen. Die ältere wirft einen Kamm hinter sich. Da erhebt sich ein dichter Wald, so dicht, dass die Alte nicht durchkommen kann. Der Wald verschwindet nach sieben Tagen; da begann die Alte wiederum nachzusetzen. Als die Kinder drei Tage gelaufen waren, kamen sie zu einer Stelle, wo vor kurzem ein Zelt gestanden hatte. Da sitzen jetzt sieben Krähen und essen Rennthierschmutz. Das älteste Mädchen sagt zu einer der Krähen: «Mütterchen, zeige uns den Weg zu einer Stelle, wo Menschen wohnen.» Die Krähe antwortet: «Gehet immer weiter und weiter vorwärts, so kommt ihr zum blauen Meere. Dort findet ihr sieben Möven, die euch euren Weg zu den Menschen weisen werden.» Die Mädchen liefen wiederum sieben Tage, kamen zu dem blauen Meere, fanden die sieben Möven.

*) So nennt man eine Art von Leinwandzelt oder Vorhang, den man als Schutz gegen die Mücken braucht; im Samojedischen heisst ein Balagan *jéser*.

Diese assen Robbenfleisch. Das ältere Mädchen sagte zu einer der Möven: «Mütterchen, wohin sollen wir gehen um Menschen zu finden?» Die Möve antwortet: «Gehet längs der Meeresküste, dort giebt es eine Insel zwischen zweien Meeren. Auf der Insel wohnt eine Alte; sie fährt euch über den Sund.» Die Mädchen liefen sieben Tage, kamen gerade auf die Insel los, sahen ein Zelt, fingen an nach einem Boot zu rufen. Die Alte kommt aus dem Zelt. Sie beginnt die Mädchen zu fragen: «Wie ist mein Angesicht?» — «Es scheint wie die Sonne,» antwortet das ältere Mädchen. «Wie ist meine Brust?» — «Schön wie die Rennthiermilz.» — «Meine Hände und Füsse (Arme und Beine), wie sind sie?» — «Dick und fett wie das Fleisch der Seethiere.» Die Alte stiess einen Schrei aus, ein Biber schwamm zu den Mädchen und führte sie über den Sund.

Kaum waren sie auf die Insel gelangt, als die grause Alte den Mädchen nachgeeilt kam. Sie blieb am Ufer stehen und bat die andere Alte sie über den Sund zu fahren. Die Alte von der Insel fragt die grause Alte: «Wie ist mein Angesicht?» — «Dein Angesicht ist hässlich, es gleicht dem Hintertheil eines Thieres,» antwortet die grause Alte. «Wie ist meine Brust?» — «Wie die Brust des Hundes.» — «Meine Arme und Beine, wie sind diese?» — «Sie gleichen Löffelstielen.» — «Was sahest du auf dem Wege?» fragte die Alte von der Insel weiter. «Sieben Krähen,» antwortet die grause Alte. «Wie leben sie?» — «Sehr schlecht, ich glaube, dass sie nicht mehr leben, ihre Speise war Rennthierschmutz.» — «Was sahest du weiter?» — «Sieben Möven.» — «Wie leben diese?» — «Schlecht; sie essen nur Robbenfleisch.» Die Alte der Insel schrie auf, ein Hausen schwimmt zu der grausen Alten. Die Alte der Insel sagt: «Setze dich auf den Hausen.» — «Wie kann ich hier sitzen, der Rücken ist scharf und spitzig; hier kann ich nicht sitzen.» — «Sag mir, wie kamen die Mädchen über den Sund?» fragt die grause Alte. «Auf demselben Hausen,» antwortet die Insel-Alte. Da setzt sich die grause Alte auf den Rücken. Der Hausen schwimmt weit fort von der Insel, schwimmt weiter und weiter und ertränkt die Alte.

Die Mädchen lebten bei der Alten auf der Insel; sie lebten dort lange. Die ältere fängt an Langeweile zu empfinden, sie spricht zur Alten: «Zeige uns eine andere Stelle an, wo mehr Menschen wohnen.» Die Alte sagt: «Gehet den Fusssteig auf der Insel entlang, so kommt ihr zum Ufer; an dem Ufer ist eine Untiefe, in der Untiefe ein Kupferboot. Setzet euch ins Boot; ohne Ruder, ohne Segel bringt es euch zu Leuten. Im Boote aber giebt es viele gefährliche Werkzeuge: Aexte, Messer, Bohrer. Rühret diese nicht an; und du, ältere Schwester, gieb auf die jüngere Acht, dass sie nichts davon mit ihren Händen berühre. Nehmt ihr diese Sachen in die Hand, so stechen sie euch todt und das Boot bleibt stehen. Sitzet deshalb ganz still und seid ihr angekommen, so sprechet zum Boote: Boot, fahre zurück zu der Stelle, von der du gekommen bist, dann kommt mein Boot wieder heim.» — Die Mädchen folgten dem Fusssteg, kamen zum Ufer; am Ufer gab es eine Untiefe, auf der Untiefe ein Boot, im Boote Aexte, Messer, Bohrer. Die Mädchen stiessen das Boot ins Wasser und stiegen selbst hinein. Das Boot läuft von selbst; es fährt über viele Meere, kommt endlich zu einem Flusse und beginnt stromaufwärts zu gleiten. Am Flussufer wachsen Bäume aller Art, Birken, Föhren, Faulbäume. An einer Stelle erheben sich zwei grosse Lärchenbäume. Sie stehen zu beiden Seiten des Flusses, ihre Kronen sind zusammengewachsen. Der Fluss läuft zwischen den Bäumen durch. «Sieh, was für hohe Büsche!» sagt die ältere Schwester. Die jüngere nimmt ein Messer, um einen Ast vom Baume zu schneiden. Das Messer sticht sie todt, sie stirbt und das Boot bleibt am Ufer stehen. Das ältere Mädchen hebt die todte Schwester aus dem Boote und spricht: «Boot, fahre dahin zurück, woher du gekommen.» Sogleich kehrt das Boot zurück. Das ältere Mädchen geht nun, um die todte Schwester zu begraben und trägt sie in einen Fichtenwald. Sie fragt ihre Schwester vermittelst der Zaubertrommel: «Wo soll ich dich begraben, Schwester; etwa hier?» Die Schwester antwortet: «Begrabe mich nicht im Fichtenwalde, dort gehen Leute und erschrecken mich.» Sie trägt sie weiter, sieht einen Birkenwald, frägt wiederum vermittelst der

Zaubertrommel: «Soll ich dich hier begraben?» Die Schwester antwortet: «Begrabe mich nicht im Birkenwalde, dort gehen Leute, hauen Birken ab und erschrecken mich.» Sie trägt sie noch weiter, kommt zu einem Tannenwalde, fragt vermittelst der Zaubertrommel: «Darf ich dich im Tannenwalde begraben?» Die Schwester antwortet: «Begrabe mich nicht im Tannenwalde, dort gehen Kinder, brechen Zweige und erschrecken mich.» Da ist die Schwester des Tragens müde, sieht einen Birkenbusch, spricht: «Dort begrabe ich sie; meine Hände schmerzen, ich vermag sie nicht länger zu tragen.» Sie kommt zum Busch, findet dort ein Wolfsloch, legt die Schwester ins Loch. Selbst geht sie ihrer Wege, geht weit fort, mehrere Monate geht sie.

Es wird Winter, immer noch geht sie. Sie kommt zu einem Fusssteg, folgt dem Fusssteg, gelangt zu einem Flusse; auf dem Flusse stehen zwei Schlitten, Rennthiere sind eingespannt, vor dem einen ein buntes, vor dem andern ein weissglänzendes Rennthier. Menschen giebt es dort keine. Das Mädchen denkt: «Ich werde hier auf Menschen warten, sie kommen wohl, sie sind in den Wald gegangen.» Sie wartet den ganzen Tag, sie wartet bis zum Abend. Am Abende kommen zwei Männer aus dem Walde. Der eine Mann frägt das Mädchen: «Willst du nicht im Schlitten zu uns nach Hause fahren?» — «Nein,» antwortet das Mädchen, «ich gehe zu Fuss; ich schäme mich vor Männern.» Der ältere Mann, der ein weissglänzendes Rennthier hatte, sagt dem jüngern: «Nimm das Mädchen und setze es in den Schlitten.» — «Ich will niemand in meinen Schlitten haben, nimm sie selbst,» antwortet dieser. Der ältere Mann, der das weissglänzende Rennthier hatte, nahm das Mädchen in den Schlitten und fuhr mit ihr nach Hause. Hier steht Zelt an Zelt und über alle diese Zelte gebieten nur zwei Wirthe. Jeder von ihnen hat einen Sohn. Die Männer, die aus dem Walde kamen, waren ihre Söhne. Das Mädchen fängt an hier zu leben; der ältere der beiden Männer nimmt sie zum Weibe. Sie leben lange beisammen.

Einmal fängt man an die Zelte abzubrechen, man fährt einen Tag, zwei Tage, drei Tage; darauf macht man Halt. In der Nacht

entsteht ein Unwetter und der Wolf zerstreut die Rennthiere. Am folgenden Tage fahren die beiden Söhne, um die Rennthiere aufzusuchen. Sie fahren nach verschiedenen Richtungen. An einer Stelle werden die Rennthiere des ältern Mannes scheu. Er fängt an nachzusehen, wovor die Rennthiere scheu geworden sind, sieht ein Wolfsloch, hört die Wölfe heulen, hört auch ein Weinen, er lauscht und lauscht — es ist ein Weib, das da weint. Er sagt: «Weine nicht, mein Kind, der Vater bringt dir Fleisch!» — Er fuhr wieder heim. Der Vater fragt: «Fandest du Rennthiere?» Der Sohn antwortet: «Rennthiere fand ich nicht,» sagt aber nichts von dem Wunder, das er gesehen hatte. In der Nacht offenbart er seiner Frau alles, erzählt, wie die Wolfsjungen heulen und das Weib weint. Die Frau sagt: «Sollte es nicht meine Schwester sein, die dort weint; ich begrub sie dort. Lass uns hingehen.» Am folgenden Tage fahren sie alle zum Wolfsloch. Man kommt zur Stelle, der Wolf ist fortgelaufen, die Jungen und das Weib waren dort. Die Jungen schlug man todt, das Weib aber nahm man und führte es zum Zelt. Sie ist wie eine Wahnsinnige, sie schreit nur. Man macht Feuer an und setzt sie ans Feuer. Sie blickt in die Flamme und nachdem sie lange auf dieselbe geschaut hatte, erwacht sie und sagt: «Habe ich lange geschlafen?» — «Lange, Schwester, sehr lange. Wir fuhren mit dem Boote, dass uns die Alte auf der Insel gegeben hatte, du stachst dich und starbest. Ich begrub dich im Wolfsloch und dort hörte dich mein Mann gestern weinen.» — Die jüngere Schwester fängt nun an in dem Zelt, wohin man sie gebracht hatte, zu leben. Sie wird die Frau des jüngern Sohnes mit dem bunten Rennthier.

3.

Es gab ein Dorf. Im Dorfe waren siebenhundert Zelte. In dem siebenhundertsten Zelte streiten Kinder; sie spielen und streiten. Einige sagen: «Bei uns giebt es einen bessern Tadibe*).» Die an-

---

*) So heisst im Samojedischen der Schaman oder Zauberer.

dern aber: «Bei uns giebt es einen bessern.» Wie sie streiten, fangen auch die Tadibe's selbst an im Zelt zu streiten. Sie streiten und streiten, jeder hält sich für besser. Endlich sagt der eine von beiden: «Der ist ein Tadibe, der den Mond auf die flache Hand stellen kann.» — «Das kann Niemand,» sagte der andere. «Das kann ich,» spricht der erstere. «Zeige, dass du es kannst,» sagt wiederum der andere. Der Tadibe stellt den Mond auf die flache Hand. Dort liegt nun der Mond auf der flachen Hand, im Zelte aber wird es kalt, so kalt, dass das Volk sich nicht schützen kann. Man macht ein Feuer nach dem andern an, man kleidet sich in die *Maliza* und den *Sawik**), aber dennoch friert man. Der schlechtere Tadibe bittet da den bessern, dass er den Mond wieder an den Himmel stellen möge. Er thut es. Wiederum fangen die Tadibe's an zu streiten. Der schlechtere Zauberer will sich immer noch für eben so gut halten wie der, welcher den Mond auf die flache Hand gezaubert und wiederum an den Himmel gestellt hat. Der bessere Zauberer spricht: «Keiner ist Tadibe, der nicht die Sonne auf die flache Hand stellen kann.» — «Und das kannst du?» fragt der andere. «Das kann ich,» sagt der bessere Tadibe und sofort stellt er die Sonne auf die flache Hand. Da wird es aber so heiss im Zelt, dass das Volk vor Hitze sterben will. Der schlechtere Zauberer bittet den bessern, dass er die Sonne wiederum an den Himmel stellen möge. Der bessere Tadibe stellt da die Sonne wiederum an den Himmel. Darauf sagt er dem schlechtern: «Lass uns Gänse werden und so eine Zeit leben.» Gesagt, gethan. Die beiden Tadibe's wurden Gänse und flogen fort, weit fort bis nach Nowaja Semlja. Hier errichtete jeder sein Zelt, der bessere machte sein Zelt aus Tuch, der schlechtere aus Rennthierschädeln. Der Frühling kam. Da spricht der schlechtere Zauberer: «Lass uns Weibchen sammeln, wie andere Gänse.» — «Das taugt nicht,» antwortet der bessere, «denn sammeln wir Weibchen, so bekommen wir Junge,

---

*) Die *Maliza* ist ein hemdähnlicher Rennthierpelz, dessen rauhe Seite nach Innen getragen wird, der *Sawik* aber wird über die Maliza gezogen und hat die rauhe Seite nach aussen; er entspricht dem lappischen *Peski*; vgl. Reiseerinnerungen S. 40 u. 231.

und haben wir Junge, so fängt man uns. Nein, lass uns weiter fortfliegen, denn bald verlieren wir unsere Flügel und diese Stelle hier ist nicht sicher.» So thaten sie, flogen fort und kamen zu einem Flusse, der voll von Gänsen war. Die Gänse hielten Tag und Nacht Wache. Eine jede musste, wenn die Reihe an sie kam, wachen. Die Reihe kam an einen der beiden Tadibe's, an denjenigen, der sich ein Zelt aus Rennthierschädeln gebaut hatte. Als er auf der Wache steht, kommt ein einäugiger Samojede um zu jagen. Bei sich hat er einen Hund, der auf drei Füssen läuft. Der Hund treibt die Gänse, treibt und tödtet viele. Der Samojede folgt ihm und sammelt die Gänse, die der Hund zuvor getödtet hat. Der Hund treibt nur die Gänse, will den schlechteren Tadibe, der sich ein Zelt aus Rennthierschädeln errichtet hat, packen. Er beisst ihn in den Schnabel. Der bessere Tadibe, der voraus war, kehrt um und befreit seinen Gefährten. Dreimal greift der Hund den schlechtern Tadibe an, dreimal befreit ihn der bessere. Der Hund treibt die Gänse immer weiter und weiter, der Fluss wird schmäler und schmäler und endlich so seicht, dass die Gänse nicht mehr untertauchen können. «Wir sind verloren,» sagt der schlechtere Tadibe, «was ist zu machen? Hier können wir nicht untertauchen und gehen wir ans Land, so können wir nicht mit dem Hunde um die Wette laufen.» Der bessere sagt: «Lass es uns versuchen; das Land ist nicht gross. Wir kommen bald zum Meere und dort giebt es eine Insel, dahin wollen wir unsern Lauf richten!» Da fingen sie an auf dem Lande zu laufen, liefen über das Land, schwammen über den Sund und kamen zur Insel. Hier fing der schlechtere an Gras zu essen, der bessere aber Moos. Der schlechtere sprach zum bessern: «Du musst Gras essen, so dass deine Flügel wachsen und wir von hier fortkommen. Siehst du, wie gross meine Flügel schon gewachsen sind und du bist ganz ohne. Bald fliege ich fort und muss dich hier lassen.» So sprach der schlechtere, der bessere fuhr aber fort Moos zu essen. Seine Flügel wachsen nicht, der schlechtere aber hat vollwüchsige Flügel und fliegt fort. Er fliegt auf eine andere Insel und verwandelt sich hier in eine Taucherente. Es kom-

men Kinder und schlagen ihn todt. Als der schlechtere fortgeflogen war, fing der bessere an Gras zu essen, und seine Flügel wuchsen sofort klafterlang. Dann flog er wieder in seine Heimath und fing dort an als Mensch zu leben.

4.

Zwei Samojeden leben an einer öden Stelle, fangen Füchse, Zobel, Bären. Da geschieht es, dass der eine sich auf eine Reise begiebt, der andere zu Hause bleibt. Er reist; eine Alte haut Birken, er kam zur Alten, spricht: «Wie haust du denn, Alte! Du haust ringsherum, so wirst du den Baum nicht fällen. Hau von zwei Seiten! Lass mich hauen!» Er nahm die Axt vom Schlitten, fing an auf eine andere Stelle zu hauen, schlug von zwei Seiten, fällt so den Baum. Er stellte den Baum auf den Schlitten, fuhr ihn zum Zelt der Alten. Der Samojede legte den Baum auf die Erde, die Alte spricht: «Verstecke dich, so dass niemand dich sieht.» Er versteckt sich; die Alte bleibt auf dem Hügel stehen. Sieben Mädchen kommen zu ihr. «Dieser Baum, wer hat ihn dir gehauen? Selbst haust du nicht auf diese Weise. Wer ist bei dir?» Die Alte: «Bei mir ist niemand; selbst habe ich den Baum gefällt!» Die Mädchen gingen sogleich fort, ohne einmal ins Zelt zu treten. Der Samojede kommt aus seinem Versteck hervor, geht zur Alten. Die Alte spricht: «Im finstern Walde ist ein See, ein langer See, geh dorthin! Wenn du hinkommst, fangen die sieben Mädchen an zu schwimmen; sie lassen ihre Kleider am Ufer. Geh leise hinzu, nimm einem der Mädchen die Kleider und verstecke sie.» Der Samojede fuhr, kam zum See, nahm die besten Kleider und versteckte sie. Die sieben Mädchen schwimmen, kommen ans Ufer, fangen an sich anzukleiden; die Kleider eines Mädchens sind verschwunden. Sie warf sich wieder in den See, die andern gingen fort. Sie weint im See, weiss nicht, wer ihre Kleider genommen, spricht: «Wer meine Kleider genommen hat, dessen Frau werde ich, wenn er mir die Kleider zurückgiebt.» Der Samojede traut dem Mädchen nicht, hält sich noch zurück. In der See denkt das Mädchen und redet

mit sich selbst: «Unsere Alte hat noch eine ältere Schwester, sie hat einen Sohn; wenn er die Kleider genommen hat, so werde ich seine Frau.» Nun kommt der Mann hervor, das Mädchen sieht ihn. «In der That, du bist der Schwestersohn unserer Alten! Gieb mir meine Kleider, so werde ich deine Frau.» — Wenn ich dir die Kleider gebe, so fährst du wieder empor zum Himmel, wo kann ich deiner habhaft werden!» — «Sicherlich werde ich deine Frau! Gieb mir die Kleider, ich friere.» — «Nicht weit von hier giebt es sieben Samojeden, welche alle an einer abgelegenen Stelle beisammen wohnen. Sie gehen und streichen viel umher; wenn sie nach Hause kommen, nehmen sie ihre Herzen heraus und hängen sie auf die Zeltstangen. Schaffest du mir diese sieben Herzen, so gebe ich dir die Kleider, sonst bekommst du sie nicht, wenn du auch an dieser Stelle sterben solltest.» — «Ich nehme diese Herzen, gieb mir die Kleider.» — «Ich gebe sie nicht, bevor du mir sagst, wie du die Herzen der sieben Söhne nehmen willst.» — «In der Nacht gehe ich und nehme sie.» — «So nimmst du sie nicht; viele haben es versucht, aber noch niemand hat sie bekommen. Komm näher an mich heran, so will ich dich lehren, wie du sie in deine Gewalt bekommen kannst.» Sie schwamm näher ans Ufer heran, der Samojede redet: «Diese haben mir eine Schwester geraubt, diese muss man zu Hülfe nehmen. Geh du zur Schwester, sie hält Wache über alle Herzen und von ihr musst du sie begehren.» So kamen sie überein, und er gab die Kleider dem Mädchen. Sie kleidete sich an und er fing an eine Frist zu verlangen, innerhalb welcher er die Herzen erhalten sollte. «Innerhalb fünf Tage will ich mit meinem Raid *) und meinem Zelt zu dir kommen,» antwortet das Mädchen. Der Samojede ging in sein Zelt zurück, zu seinem Gefährten. Dieser fragt: «Wo bist du gewesen, was hast du gesehen?» — «Nirgends bin ich gewesen, nichts habe ich gesehen.» Der Gefährte sagt: «Du bist offenbar bei unserer Vaterschwester gewesen! Die Mutter haben die sieben Brüder ohne Herz getödtet, auch dich tödten sie, wenn du dorthin gehst; geh nimmer zur Alten.»

---

*) *Raid*, das lappische *Raido*, ist eine Reihe von Lastrennthieren.

Sie leben fünf Tage; am fünften Tage kommt das Mädchen aus der Luft mit ihrem Raid und Zelt und wurde seine Frau. «Lass uns zu den sieben Brüdern gehen,» spricht die Frau. «Wir werden sehen, ob wir nicht ihrer Herzen habhaft werden können.» Sie kommen zu ihrem Zelt; die Brüder waren ausgegangen, nur Weiber gab es im Zelt. Mann und Frau gehen ins Zelt, niemand sieht die Frau. Der Mann ist sichtbar, spricht zur Schwester: «Wohin legen die sieben Brüder ihre Herzen, wenn sie nach Hause kommen?» — «Dort auf die Stangen legen sie dieselben auf die Nacht und schlafen stets ohne Herz.» Die Schwester fährt fort: «Sie haben Vertrauen zu mir und wenn sie am Abend nach Hause kommen, nehme ich eine Schüssel und gehe von einem Bruder zum andern. Jeder legt sein Herz auf die Schüssel; ich hänge die Herzen auf die Stangen.» — «Du nimm die Schüssel, nimm die Herzen von der Stange herab und lege sie auf die Schüssel. Am Morgen werden sie von dir ihre Herzen verlangen, du aber wirf die Herzen der sechs jüngern Brüder wohin du willst — sie mögen sterben — aber mit dem Herzen des ältern Bruders geh zu diesem und sprich: «Wenn meine Mutter wiederauflebt, so gebe ich dir dein Herz; sonst nicht!»

Gegen die Nacht geht der Samojede mit seiner Frau nach Hause. Seine Frau spricht: «Geh du nicht zu ihnen, lass mich die Herzen nehmen, so will ich allein gehen.» In der Nacht kehrt sie um. Die sieben Brüder essen noch ihr Abendbrot; niemand sieht sie. Sie endigten ihr Abendessen, breiteten Rennthierhäute aus und legten sich schlafen. Die Schwester nimmt die Schüssel, sie legen jeder sein Herz darauf. Darauf that sie die Herzen an die bestimmte Stelle. «Wie», fragt einer der Brüder, «thatest du unsere Herzen so sorglos fort.» — «Sie wird sie wohl bewachen», sagt der älteste Bruder. Als sie einschliefen, fuhr das Weib mit den Herzen fort. Sie kam zum Manne mit den Herzen.

Als der Morgen graute, ging der Mann mit den Herzen zu den Brüdern: sie sind schon im Begriff zu sterben. Alle bitten um ihr Herz. Er wirft sie auf den Boden und so wie er die Herzen wirft,

sterben die Brüder. So starben die sechs jüngern Brüder. Das Herz des ältesten Bruders wirft er nicht auf den Boden. Als dieser fort und fort um sein Herz bittet, sagt der Mann: «Du hast meine Mutter getödtet, mache sie wieder lebendig, so gebe ich dir das Herz.» — «Gieb mir erst das Herz, so werde ich sie darauf zum Leben wecken.» — «Wenn du sie nicht zuerst lebend machst, bekommst du das Herz nicht.» Es sagt da (der ältere Bruder) zu seiner Frau: «Geh zur Stelle, wo die Todte liegt, dort ist ein Beutel, hol mir diesen Beutel, in dem Beutel ist ihr Geist.» Die Frau holt den Beutel. «Geh zu deiner todten Mutter, schüttele den Beutel und lasse den Geist über alle Gebeine wehen, so wird sie wieder lebendig.» Er kam zur Mutter, und that, wie es der Samojede befohlen hatte; die Mutter bekam ihr Leben wieder. Er schickte die Mutter in sein Zelt, selbst ging er zur Schwester. Dort lebt der Samojede noch. Er schleuderte sein Herz gegen den Boden; auch dieser starb. Der Bruder ging mit seiner Schwester heim. Dann geht er wieder zur Vaterschwester; sie ist wieder an derselben Stelle im Walde. Sie spricht: «Haben die sieben dich noch nicht getödtet?» — «Nein, vielmehr haben wir sie getödtet; aber wie geht es uns?» Die Vaterschwester: «Das Messer deiner Frau ist hier, ich gebe dir das Messer, gieb du es der Schwester und bitte sie damit zu machen, was sie will, ich komme selbst bald zu euch.»

Der Samojede kommt nach Hause, giebt das Messer seiner Frau, bittet sie damit zu machen, was sie will. Die Frau nimmt mit demselben die Herzen aller, die im Zelte waren, auch das Herz des Mannes und ihr eigenes und wirft sie in die Luft. Die Vaterschwester kam, sieht, dass alle ohne Herzen sind, spricht: «Alle sind ohne Herz, sie leben nicht, sie sind nicht todt; was soll ich machen? Ich will zu dem langen See gehen, vielleicht finde ich dort jemand wieder. Die sechs Schwestern baden sich wieder im See; sie nahm die besten Kleider und versteckte sie. Sie weinen und klagen dort: «Wir wissen nicht, wohin des Weges die Schwester gegangen ist.» Sie schwammen, sie kamen ans Ufer; eine vermisst wieder ihre Kleider, wirft sich in den See, die übrigen gehen

fort. Das Mädchen weint: «Wer meine Kleider genommen hat, dessen Weib würde ich werden, und jeden beliebigen Todten würde ich lebend machen, wenn ich nur meine Kleider bekomme. In der Luft fingen wir viele Herzen, mit diesen kann ich den Todten helfen.» Die Alte kommt hervor: «Sieh hier deine Kleider!» — «Gieb mir die Kleider; alles, was ich versprochen habe, werde ich halten.» — «Gieb du mir alle die gefundenen Herzen, so gebe ich dir die Kleider,» sprach die Frau. «Ihr lebet in der Luft, eure Schwester ist jetzt auf Erden; wenn sie euch um etwas bittet, könnet ihr ihr helfen?» — «Lebt sie, so machen wir alles, was sie will.» Das Mädchen gab die Herzen, die Alte die Kleider. Die Alte geht zum Zelte, wo die Menschen ohne die Herzen lebten, die zum Himmel empor gefahren waren, sie gab allen ihre Herzen, und alle wurden *rein* und *heilig*. «Nun», sprach die Frau, «lass uns gen Himmel fahren, zu unsern Schwestern.» Sie fingen Rennthiere, begaben sich auf die Reise und fuhren durch die Luft. Da stiessen sie auf einen dichten Nebel, dass sie nichts sehen konnten. Sieben Tage fuhren sie durch den Nebel, kamen dann an eine warme, sehr warme und gute Stelle. Dort leben sie noch heut zu Tage.

5.

An einem Flusse leben ein Alter und eine Alte — nur diese beide, sie waren Samojeden. Höher am Flusse leben Ostjaken in Jurten. Hier gab es mehrere Jurten nebeneinander, wie ein Dorf. Der Alte lebt in der äussersten Armuth, er hat keine Waffen und Werkzeuge, nur eine Axt. Einmal am Abend ging der Alte, nachdem er seine Abendmahlzeit genossen, aus dem Zelt hinaus; auf dem Schnee laufen Schneehühner. Er nahm einen Scheit und warf nach den Schneehühnern, trifft sie aber nicht. Die Schneehühner fangen an zu sprechen: «Weshalb willst du uns das Leben nehmen, geh ins Zelt und tödte deine Frau. Du bist arm; tödtest du deine Frau, so wirst du reich.» Der Alte nahm seine Axt, ging ins Zelt und schlug seine Frau todt. Der Alte fängt an zu weinen:

«Was habe ich gethan? Weshalb schlug ich mein Weib todt; unsere ganze Lebenszeit haben wir friedlich beisammen gelebt und jetzt schlug ich sie todt!» — Die ganze Nacht weint er. Es wurde Morgen. Gott gab Licht. Der Alte bereitet einen kleinen Hundeschlitten, legte seine Frau sitzend in den Schlitten, als wäre sie lebend. Zog sie hinab auf den Fluss, folgt dem Flusse; der Fluss mündet in einen grossen Strom, er fängt an an dem Strome aufwärts zu gehen. So fand er ein Dorf. Dort wohnte ein Ostjaken-Fürst (*Hahe-jieru*). Er liess die Leiche an einer Wuhne. Selbst ging er zum Fürsten; dieser hatte zwei Töchter. Der Fürst liess den Alten essen und trinken, so viel ihn gelüstete. «Ich», sprach der Alte, «habe hier gegessen und getrunken, meine Frau aber ist wohl unterdessen draussen erfroren.» — «Weshalb sagtest du mir nicht, o Alter, dass du deine Frau hier hast; vielleicht ist sie erfroren.» Der Fürst sagt seinen beiden Töchtern: «Gehet zur Alten und bringet sie hieher, dass sie sich erwärmen kann.» Die Töchter liefen, die jüngere lief voran. «Was läufst du so, du wirst die Alte noch beschädigen.» Sie lief dennoch, kam zum Schlitten, zog ihn heftig am Riemen; die Alte fiel in die Wuhne. Die Mädchen gingen nach Hause, kamen zum Fürsten und erzählten, dass die Alte ertrunken sei. Der Fürst fing an mit langen Stangen nach der Alten zu suchen, aber er fand sie nicht.

Der Alte lebt beim Fürsten, weint Nacht und Tag und schreit laut über den Verlust seiner Frau. Der Fürst sagt: «Meine Ohren leiden von diesem Schreien, ich will ihm meine älteste Tochter statt der Alten geben.» Man feierte die Hochzeit. Der Fürst richtete dem Alten eine besondere Jurte ein. Dort leben sie lange Zeit; die Frau gebar einen Sohn. Der Fürst, darüber erfreut, stellte ein grosses Gastgebot an; man isst und trinkt. Alle wurden betrunken. Der Fürst und sein Eidam fahren noch fort zu trinken. Endlich fällt auch der Fürst herunter. Der Alte fängt an zu schreien: «Ich allein stehe auf den Beinen; alle liegen sie betrunken da, obschon wir alle gleich getrunken haben. Dieses Volk taugt zu nichts. Ich habe meine Frau getödtet und bin dennoch ein besserer Mann, als alle

diese. Ich lebe jetzt in Reichthum, seitdem ich meiner Frau das Leben genommen habe.» — «Was,» sagte das jüngere Mädchen, «hast du selbst deiner Frau das Leben genommen?» Der Alte trat an das Mädchen heran, stiess das Mädchen mit der Hand; sie wurde dadurch sprachlos. Die Gäste schliefen und reisten nach Hause. Der Alte ebenso. Das jüngere Mädchen fuhr fort sprachlos zu sein und kann nichts verzehren. Schon beginnt sie zu sterben. Der Fürst spricht: «Wo könnte man jemand finden, der sie heilen könnte? Gehet», sprach er, «zum Schwiegersohn, ob er nicht weiss, wo ein solcher zu finden ist.»

Der Schwiegersohn kam zum Fürsten, sagt aber, dass er einen solchen nicht kenne. «Ich», sprach der Fürst, «habe gehört, dass hier in der Nähe sieben Ostjaken wohnen; diese haben eine Mutter, die sehr kundig sein soll. Schwiegersohn! fahre du mit guten Hunden nach ihr.» Der Alte spannte gute Hunde vor und reiste ab. Er kam zu den sieben Ostjaken und bittet die Alte ihm zum Fürsten zu folgen, um seine kranke Tochter zu heilen. Die Alte setzte sich in den Schlitten und begab sich mit dem Alten zum Fürsten. Sie kamen an. Der Fürst fragt: «Kannst du meine kranke Tochter nicht heilen?» — «Ich weiss nicht. Haben Menschen ihr geschadet, so giebt es Heilung; kommt die Krankheit aber von Gott, so ist ihr nicht zu helfen. Doch scheint es mir, als ob Menschen ihr geschadet hätten.» Die Alte nimmt ihre Zaubertrommel, schlägt auf dieselbe und brach so ab: «Bei Gott,» sprach sie, «habe ich nicht den Grund der Krankheit gefunden und der Tod (*Hábceh*) hat ihr auch keinen Schaden zugefügt.» Der Alte sass neben der Alten, die Alte beginnt wiederum zu trommeln, trommelt mit vielem Eifer, wirft sich auf beide Seiten. Der Alte schnitzte scharfe Pflöcke. Als die Alte sich auf eine Seite warf, drang ein Pflock ihr in das eine Ohr und kam durch das andere heraus. Die Alte starb auf der Stelle. «Was ist das hier? meine Tochter ist im Begriff zu sterben, die Alte starb und die sieben Ostjaken fangen an mich anzugreifen.»

Wiederum bittet der Fürst den Alten: «Bringst du mir diese Alte zu ihren Söhnen, und kannst du so sprechen, dass sie mich

nicht angreifen, so gebe ich dir mein halbes Eigenthum.» Der Alte spannte wieder gute Hunde vor den Schlitten, stellte die Alte auf den Schlitten, wie eine Lebendige und fuhr mit ihr fort. Er fährt in dunkle Wälder. Zwei Samojeden schiessen mit Bogen auf ein Eichhorn. Sie schiessen, treffen aber nicht. Der Alte macht Halt, sammelt ihre Pfeile und spricht: «Wie schiesst ihr so schlecht; lasset mich schiessen, so bringe ich das Eichhorn als Gabe dem Fürsten.» Indessen geht er zu dem Weibe, steckt einen Pfeil durch die Ohren der Alten. «Was,» sagt er, «ihr habt die Mutter der sieben Ostjaken todtgeschossen; der Pfeil ist in das eine Ohr eingedrungen und zum andern herausgekommen.» Die Samojeden kommen und sehen, gerathen in Noth, begeben sich zum Fürsten und bitten um Gnade. «Fahret», sagt der Fürst, «fahret die Alte zu den Ostjaken, und vergleichet euch mit ihnen wie ihr könnet.»

Die Samojeden bitten den Alten die Alte zu den Ostjaken zu bringen. «Wir geben dir was du willst, Füchse, Zobel, Fett, Kleider u. s. w., bringe du nur die Alte zu den Ostjaken!» — «Ich will alles auf meine Verantwortung nehmen, betrüget ihr mich nur nicht.» So fährt der Alte wieder von dannen. Er fährt und kommt zu den sieben Ostjaken. Er blieb mit der Leiche stehen, zog den Pfeil aus den Ohren und steckte einen Baumzweig hinein. Darauf umhüllte er die Alte mit Schnee; trat ein zu den sieben Ostjaken, sie kamen ihm entgegen. Sie gehen zu ihrer Mutter, betrachten die Mutter, sehen den Zweig in den Ohren. «Was! du hast unsere Mutter getödtet?» — «Was saget ihr?» — «Siehst du nicht den Zweig, der aus den Ohren hervorsteht?» — «Das haben wir dafür,» sagt der Alte, «dass der Fürst mir wilde Hunde gegeben hat; offenbar ist bei der Fahrt durch den Wald ein Baumzweig ihr in die Ohren gedrungen.» Die Ostjaken sprechen: «Der Fehler ist deiner und dir geht es nicht wohl.» Sie heben die Mutter vom Schlitten und bitten den Alten heimzukehren. Der Alte kam zu der Stelle, wo die beiden Samojeden auf das Eichhorn schossen. Hier standen sie wieder und hatten mitgebracht, was sie versprochen. Ein Schlitten war voll von Füchsen und Zobeln, ein anderer mit

Kleidern mannigfacher Art. Er nahm die Schlitten und fuhr mit ihnen heim. So lebt er eine Zeit mit dem Fürsten.

Das Mädchen liegt in den letzten Zügen. Der Fürst spricht: «Heile du meine jüngere Tochter und nimm sie dir zur zweiten Frau.» Der Alte sagt: «Bring sie zu mir, so will ich es versuchen.» Sie wurde zum Alten gebracht, man begiebt sich zur Ruhe; das Mädchen ward in ein besonderes Zimmer gelegt und allen verboten zu ihr zu gehen. Durch ihr Geschrei geweckt, geht die ältere Schwester dennoch, es fällt ihr jedoch der Befehl ihres Mannes ein und sie kehrt um. Ihr nach kam sogleich die jüngere Schwester gesund und lebend und mit sprechender Zunge. Der Fürst war froh, gab auch seine jüngere Tochter dem Alten. Nach der Hochzeit leben sie lange auf derselben Stelle; die jüngere Frau spricht kein Wort von dem, was sich zugetragen hat. Zwei Söhne wachsen dem Alten, der eine von der ältern, der andere von der jüngern Schwester. Der Alte sagt der ältern Schwester: «Geh zum Vater und begehre von ihm ein Boot; ich will meine frühere Wohnstelle ansehen.» Die Frau geht und bittet um das Boot und erhält von dem Fürsten die Erlaubniss, für ihren Mann sich unter seinen Böten das auszuwählen, welches sich am besten für ihn eignet. Der Alte nahm nun ein Boot und begab sich allein auf die Reise. Er kam so glücklich zu der Stelle, wo er seiner Frau das Leben genommen hatte. Er zog das Boot ans Land und ging in ein Dorf, in der Nähe der Stelle, wo er früher gewohnt hat. Alle Nachbarn kennen ihn. «Wo», fragen sie, «bist du so lange gewesen?» — «In der Nachbarschaft des Ostjakenfürsten dort.» — «Was hört man in der Gegend?» fragen die Nachbarn. «Nichts gutes; deshalb bin ich auch hergekommen. Man sagt, dass die Harjutsi-Samojeden *) zu uns auf Plünderung kommen werden; nun muss man sich vor ihnen retten.» — «Wie soll man sich retten?» — «Machet zwei Gruben», sagt der Alte, «und versteckt euch in ihnen. Bedecket die Gruben mit grossen Bäumen, so will ich selbst noch die Bäume mit Erde be-

*) Ein Samojedenstamm innerhalb der obdorschen Wolost.

decken. Legt in die eine Grube eure Rennthiere und all euer Eigenthum, deckt sie gut mit Erde zu und gehet selbst in die andere, soviel ihr seid.» Wie der Alte gesagt hatte, so thaten auch die Nachbarn; die eine Grube bedeckten sie selbst und die andere wurde vom Alten bedeckt. Selbst begab sich der Alte auf die Reise und fuhr wieder heim.

Er kommt heim, lebt wieder eine Zeit bei dem Fürsten, bittet den Fürsten wieder um Böte, um heimzureisen. «Dort», sagt der Alte, «habe ich mein Eigenthum auf einer alten Stelle und da könnte ich leben.» Nahm dann seine zwei Frauen, Söhne, all seine Habe, und begab sich auf drei Böten zu seiner alten Wohnstelle. Er liess sich im Dorfe nieder, wo früher die Nachbarn gewohnt hatten und thut seine Habe in ihre Vorrathskammern. «Sieh», sagt die eine Tochter, «was für eine prächtige Jurte der Alte hier hat.» — «Lasset uns aber», sagt der Alte, «auch meine Habe sehen, die ich in der Erde verborgen habe.» Die Grube wird geöffnet, hier giebt es Eigenthum aller Art, Füchse, Zobel, Hermelin, Geld, Kleider u. s. w. Sie trugen alles in die Vorrathskammern. Alle Vorrathskammern wurden voll. «Das ist», sprach der Alte, «Eigenthum für euch. Ich bin alt und steige bald ins Grab; was ich für euch gesammelt habe, wendet nach meinem Tode an wie es euch gefällt.»

Tatarische Heldensagen.

1.

Alten Arga und Alten Aira.

Man lebte in einer Ecke der Erde und trank Wasser aus dem weissen Meere unter dem hohen Berge. In einem Zelte wohnten zwei Kinder, ein Knabe mit seiner Schwester. Der Knabe war drei volle Jahre alt, das Mädchen aber sieben Jahr. Beide Kinder waren vater- und mutterlose Waisen; niemand pflegte sie, sie aber hatten viel Vieh. Der Name des Knaben war *Alten Taktai* und sein Ross

hiess *Aikar at alten tüktü* (Mondschwarz, das goldenhaarige Ross). Das Mädchen hiess *Alten Arga* (Gold-Mädchen). Eines Tages sattelt Alten Taktai sein sechsjähriges Ross, steigt auf dessen Rücken und begiebt sich auf den Berg hinaus um Wild zu jagen. Seine Schwester Alten Arga bleibt unterdessen im Zelte zurück. Während sie im Zelte sitzt, fängt die Erde an heftig zu schwanken, denn ein Held kommt auf seinem Rosse angeritten. Als das Mädchen den Hufschlag des Rosses hörte, glaubte sie, dass eine ganze Tabune (Pferdeheerde) in Bewegung sei. Sie sieht zum Zelt hinaus, und als sie den reitenden Helden gewahrt, erschrickt sie sehr, denn während ihres ganzen Lebens hatte sie noch keinen anderen Menschen als ihren Bruder gesehen. Der Held ritt zum Zelt und band sein Ross an den goldenen Pfosten, worauf er ins Zelt trat und sich aufs Bett setzte, das unter ihm fast zusammengebrochen wäre. «Wohin hat dein Bruder seinen Weg genommen?» fragt der Held das Mädchen, und sie antwortet: «Mein Bruder ist auf die Jagd ausgeritten.» — «Willst du meine Frau werden?» fährt der Held fort. Alten Arga entgegnet: «Wie kann ich ohne meines Bruders Erlaubniss deine Frau werden?» Da will der Held, dass das Mädchen ihm den Weg weisen soll, auf welchem ihr Bruder auf die Jagd ausgeritten war. Alten Arga hatte eine so grosse Furcht vor dem Helden, dass sie sich nicht weigern durfte ihm den Weg zu zeigen. Sie folgte ihm aus dem Zelte, als sie aber aus demselben getreten war, fiel sie fast vor Staunen um, als sie das goldhaarige Ross des Helden sah, dessen Sattel, Zaum und Riemenwerk von Gold und Silber schimmerte. Der Held rühmt sich vor dem Mädchen und spricht: «Ich heisse *Alten Aira* (Goldknoten) und mein Ross *Alten tüktü agoi at* (das goldhaarige weisslichblaue Ross). Es giebt keinen Helden in der Welt, der sich mit mir vergleichen könnte und ein solches Ross, wie das meine, giebt es keines in dem weissen Lichte.» Alten Arga zeigte nun dem Alten Aira den Weg, auf welchem ihr Bruder auf die Jagd ausgeritten war und Alten Aira eilt auf demselben Wege davon. Als er fortgeritten war, kehrt Alten Arga ins Zelt zurück. Sie machte hier ein Loch in der Zeltwand und folgte

dem Alten Aira mit den Augen, bis er in dem Berge verschwand. Darauf setzte sie sich auf das Bett und fing an zu weinen, indem sie sprach: «Alten Taktai ist jung und das Ross auch noch nicht vollwüchsig. Sicher nimmt nun Alten Aira meinem armen Bruder das Leben.»

Während Alten Arga sitzt und weint, fängt die Erde wiederum an zu schwanken. Alten Arga blickt zum Loch in der Zeltwand hinaus, und nun kommt Alten Aira wieder auf seinem Rosse von dem Berge hergeritten. Er richtet seinen Lauf gegen das Zelt, mit blutigem Munde und blutigen Händen. Alten Arga hat einen Goldschrein und den Schlüssel zum Schreine verwahrt sie unter ihrem Bett. Das Mädchen nahm den Schlüssel, der unter dem Bette lag, und schloss den Goldschrein auf. In der Kiste gab es ein Gewand mit Adlerschwingen, welches die Mutter vor ihrem Tode für die Tochter verwahrt hatte. Dieses Gewand nahm Alten Arga jetzt aus der Kiste, legte ihre alten Kleider ab, zog das Gewand mit Adlerschwingen an und knöpfte dessen zwölf Knöpfe gut zu. So sitzt sie im vordern Winkel des Zeltes und schaut bald auf die Thür, bald auf den blauen Raum. Vom Berge hört sie Alten Aira mit erhobener Stimme rufen: «Ich habe deinen Bruder getödtet und auch du sollst mir nicht entkommen. Zum Himmel ist es zu hoch zu fliegen und durch die Erde kannst du nicht entfliehen.»

Alten Aira kam zum Zelt, band *Alten tüktü agoi at* an den goldenen Pfosten, öffnete die Thür zum Zelt und trat ein, sehr zornig und schwarz im Angesicht. In demselben Augenblicke flog Alten Arga durch das Rauchloch hinaus und empor zum Gewölk. Alten Aira kehrt aus dem Zelt zurück, bindet sein Ross los, steigt auf dessen Rücken und rühmt sich fortwährend mit diesen Worten: «Ich bin der erste Held auf Erden; mir entkommst du nicht.» Das Mädchen fliegt in ihrem Gewand mit Adlerschwingen; die Luft saust und durch den Schlag der Schwingen entsteht ein starker Sturm, so dass die Bäume im Walde brechen und die Dächer von allen Zelten fortgeblasen werden. Als Alten Aira davonritt, schlug er sein Ross drei Mal mit der Peitsche, so dass die Lende bis auf

die Knochen auseinanderborst, und zog die Zügel so fest an, dass die Mundwinkel des Rosses bis an den Kinnbacken zerrissen. Hierauf stürzte das Ross *Alten tüktü agoi at* mit solcher Hast einher, dass es in drei Sätzen über drei Länder setzte. Wenn das Ross springt, wankt die Erde unter demselben, gleich einer Wiege. Alten Arga fliegt unterdessen durch die Luft und sieht mit Angst, wie Alten Aira sie auf der Erde verfolgt. Vor sich sieht sie auf der Steppe einen See und nahe am Ufer wandelt ein alter Mann mit grauen Haaren. Der Greis hat ein sehr zerlumptes Kleid an und ein sehr schlechtes Aussehen. In der Hand trägt er einen sehr schlechten Stab. Alten Arga ruft dem Alten zu: «Rette mich vom Tode, ein Held folgt mir auf den Fersen!» Der Alte erwiedert: «Komm zu mir, ich werde dich ihm nicht geben, ich werde dich am Busen verwahren.» Alten Arga flog zum Alten, der seinen schlechten Pelz öffnete und das Mädchen im Busen verbarg. Der Alte glaubte jetzt Alten Arga in gutem Verwahrsam zu haben; als er aber nach einer Weile an den Busen fühlte, war das Mädchen verschwunden. Sie war aus dem Busen herabgeglitten, ohne dass es der Alte merkte, und flog wieder durch die Luft. Der Alte konnte sich nicht genug wundern, wie Alten Arga ohne sein Wissen hatte verschwinden können; dass sie aber eine Heldin sei, das konnte er hinlänglich merken. Während der Alte sich über das Verschwinden des Mädchens wundert, sieht er Alten Aira in einiger Entfernung heranreiten. Kaum hatte er den Helden gesehen, als er mit ihm zu streiten anfängt und ihm sagt: «Du bist Alten Aira, der du all deine Rosse und dein Hornvieh verzehret hast, und vollends hast du noch deinen eignen Vater und deine eigne Mutter aufgegessen. Weshalb willst du auch zu Alten Taktai und Alten Arga kommen, die dir nicht zu nahe getreten und von guter Herkunft sind? Dich hat nicht Kudai (Gott) zur Welt geschaffen, sondern du bist von Aina (dem Bösen) hervorgebracht.» Als der Alte diese Worte ausgesprochen hatte, kam Alten Aira an ihn herangeritten und schlug ihn im Vorbeireiten mit der Peitsche mitten auf den Leib, so dass er in zwei Stücken auf die Erde niederfiel.

Alten Arga war unter dieser Zeit zu einem hohen Berge gelangt, der die Gränze zwischen den Ländern zweier Chane ausmachte. Auf dem Berge standen zwei Helden, welche von Kudai dazu bestimmt waren, Wache auf dem Berge zu halten, so dass niemand über denselben aus dem einen Lande in das andere kommen konnte. Diese Helden waren Brüder und der ältere hiess *Alten Teak*, der jüngere *Kümüs Teak*. Als das Mädchen zu den beiden Heldenbrüdern kam, bat sie dieselben schönstens, sie möchten sie vom Tode retten und sagte, dass Alten Aira sie verfolge, nachdem er zuvor ihren jüngern Bruder ermordet habe. Alten Teak und Kümüs Teak entgegneten: «Verlasse dich nicht auf uns, sondern begieb dich weiter fort zur Meeresküste, dort giebt es einen Helden, der *Alten Kus* heisst, und dieser hat eine Schwester, die *Alten Bürtjük* heisst. Die Alten Bürtjük ist ein sehr kundiges Weib. Sie kennt alle Helden, die es auf der Welt giebt und kann dich sicherlich belehren, von wo du Hülfe erhältst.» Als Alten Arga die Antwort der Heldenbrüder hörte, fing sie an zu weinen, denn sie hatte geglaubt, dass diese ihr Beistand gewähren könnten. Darauf flog sie wieder fort und als sie ein Stück Weges geflogen war, wandte sie sich um, um zu sehen, ob Alten Aira in ihrer Nähe wäre. Gerade in demselben Augenblicke kam auch Alten Aira zu den beiden Heldenbrüdern Alten Teak und Kümüs Teak. Man hörte ihn den Brüdern zurufen: «Weshalb lehrt ihr meine Frau mir zu entfliehen, da ihr die Entfliehenden aufhalten müsset?» Die Brüder antworten: «Alten Arga wird nie deine Frau. Sie ist von guter Herkunft, dich aber hat Aina zur Welt gebracht.» Als Alten Aira diese Worte hörte, ward er zornig und packte die beiden Heldenbrüder, jeden mit einer Hand und schlug sie gegen einen Goldfels, so dass ihre Leiber bergab flogen, die Haut aber in Alten Aira's eigner Hand blieb. Alles dies sah Alten Arga und dachte in ihrem Sinn: «Dasselbe Schicksal harret auch meiner, ich Arme!»

Darauf flog sie weiter so rasch sie konnte und kam bald zu einem hohen Berge, von welchem sie das weisse Meer erblickte. Am Ufer des Meeres lebt Alten Kus und um sein Zelt bewegt sich

viel Volk und viel Vieh. An den goldnen Pfosten ist kein Ross angebunden und das Gras wächst ellenhoch um denselben. Hieraus sieht Alten Arga, dass Alten Kus nicht zu Hause ist. Alten Bürtjük's Zelt sieht sie von Silber und Gold schimmern und fliegt gerade auf dieses Zelt los. Vor dem Zelte legte sie ihr Gewand mit Adlerflügeln ab und zog ein anderes Kleid an. Darauf trat sie ins Zelt, wollte aber vor Staunen umfallen, als sie das Antlitz von Alten Bürtjük erblickte, das wie die Sonne strahlte. Sobald Alten Arga ins Zelt trat, erhob sich Alten Bürtjük von ihrem Lager, setzte Speise vor und bewirthete die Angekommene auf die beste Weise. Nachdem Alten Arga ihre Mahlzeit beendigt hatte, begann Alten Bürtjük zu sprechen und sagte: «Wer bist du, armes Mädchen? Wo ist deine Heimath, und wer sind deine Aeltern?» Alten Arga erwiederte: «Ich erinnere mich nicht meines Vaters noch meiner Mutter; Alten Taktai ist mein Bruder, und mit ihm wuchs ich unter dem hohen Berge am weissen Meere auf. Nun ist mein armer Bruder nicht mehr am Leben; Alten Aira tödtete ihn, während er im Walde jagte. Aus dem Walde kam Alten Aira zu mir mit blutigem Munde und blutigen Händen. Ich erschrak und bin seitdem über sieben Länder geflogen, ohne irgendwo Hülfe gegen meinen Feind zu finden.» So sprach Alten Arga und fing darauf an Alten Bürtjük zu fragen, ob sie nicht auf Hülfe von Seiten ihres Bruders Alten Kus hoffen könne. Alten Bürtjük erwiederte, dass Alten Kus es nicht vermöchte dem Alten Aira Widerstand zu leisten. Ausserdem war er jetzt nicht zu Hause, denn Kudai hatte ihn zum Chan über siebenzig Länder gemacht und er war gereist um in einer Zeit von acht Jahren Tribut von seinen Unterthanen einzusammeln; vor vier Jahren würde er nicht zurückkehren. Alten Bürtjük fügte hinzu: «Weit, weit von dieser Stelle wohnen zwei Brüder, *Kan Töngös* und *Kum Töngös*. Sie haben eine Schwester, *Kubasen Arga*, die dich besser als ich unterweisen kann, wie du Hülfe gegen Alten Aira findest.» Alten Arga dankte der Alten Bürtjük für diese Nachricht, nahm Abschied und flog wieder von Alten Bürtjük davon. Sie war nicht lange geflogen, als sie auf eine grosse Steppe kam,

die mit Thieren aller Art, die es in der Welt giebt, angefüllt war. Die Anzahl der Vögel, die in der Luft flogen, war so gross, dass sie das Licht der Sonne verdeckten. Auf einer Wolkenspitze sassen sieben Kudai's und auf der Steppe sieben Aina's, deren Körper nur bis zur Brust aus der Erde hervorguckten. Vom Himmel hing ein eiserner Haken herab und an diesem sah Alten Arga ihren Bruder Alten Taktai hängen. Hieher hatte ihn Alten Aira über sieben Länder geworfen und auf den eisernen Haken hatte er geschrieben, dass kein Held und kein Gott im Stande sein würde Alten Taktai vom Haken herabzunehmen. Aus Mitleid hatten sich die Thiere des Waldes und die Vögel der Lüfte um ihn versammelt. Die Götter und selbst die Aina's hatten Theilnahme für ihn. Als Alten Arga ihren Bruder in dieser Lage sah, fing sie an bitter zu weinen und sich über ihren Bruder abzuhärmen, da er eine so harte Strafe litt, obwohl er weder gegen die Götter noch gegen die Menschen gesündigt hatte. Nachdem sie lange geweint hatte, flog sie wieder davon, war aber bereits so müde, dass sie es nicht wagte hoch über der Erde zu fliegen.

Während Alten Arga bei ihrem Bruder geweint hatte, hat Alten Aira Zeit gehabt ihr sehr nahe zu kommen und wie sehr sie es auch versuchte, ihm zu entkommen, erreichte Alten Aira sie mitten auf der Steppe. Er schlug sie mit seiner Peitsche, so dass das goldfedrige Gewand mit Adlerschwingen auf dem Rücken platzte, wobei Alten Arga auf den Boden herabfiel und dort liegen blieb. Alten Aira suchte sein Ross anzuhalten, um Alten Arga noch schlimmer zuzurichten, aber von dem heissen Athem des Rosses war der Zügel so heiss geworden, dass *Alten tüktü* sich nicht lenken liess, sondern zwei ganze Tage in einem Strich fort lief. Da ward Alten Aira sehr zornig und gab dem Rosse *Alten tüktü* mit der Peitsche einen so kräftigen Schlag auf den Kopf, dass es zu Boden sank.

Unterdessen hatte Alten Arga ihre Besinnung wiederbekommen und angefangen durch die Luft zu fliegen. Sie flog nun rascher, als sie je früher geflogen und erreichte bald einen hohen Berg an dem blauen Meere. An dem Fusse des Berges standen drei Zelte,

welche so hoch waren, dass sie fast bis zu den Wolken reichten. Alle Zelte waren mit Silber und Gold bedeckt. In ihnen wohnte Kubasen Arga und ihre Brüder, die Brüder waren aber nicht zu Hause, denn ihre Rosse stehen nicht an dem goldnen Pfosten angebunden. Alten Arga hielt vor dem Zelt, in welchem Kubasen Arga wohnte, zog ihr Gewand mit Adlerschwingen ab und zog eine leichtere Kleidung an. Darauf trat sie ins Zelt; aber bei dem Anblick des sonnenschönen Antlitzes von Kubasen Arga blieb sie vor Staunen stehen und wollte auf die Erde fallen. Kubasen Arga erhob sich von ihrem Bett, hiess den Gast willkommen und bewirthete sie mit Speise und Trank. Als Alten Arga ihre Mahlzeit beendigt hatte, sprach Kubasen Arga: «Du bist, wie es scheint, Alten Taktai's Schwester?» Da fiel Alten Arga vor Kubasen Arga auf die Knie, offenbarte ihr ihre Noth und bat sie um Hülfe gegen Alten Aira. «Wo sind jetzt deine Brüder?» fügte Alten Arga hinzu, «und können sie mir nicht Beistand gegen meine Feinde verleihen?» Kubasen Arga erwiedert: «Meine Brüder hat Kudai zu Chanen gemacht und sie ausgesandt Tribut in allen Ländern zu sammeln. Sie sind schon sechs Jahre abwesend und noch drei Jahre sollen verfliessen, bevor sie heimkehren. Auch vermögen meine Brüder nichts gegen Alten Aira, denn er ist der grösste Held auf Erden.» Alten Arga fährt fort zu bitten und spricht: «So lehre mich doch du, welche du das weiseste Weib auf Erden bist, wo ich Hülfe gegen meinen Feind finden kann?» Kubasen Arga erwiedert: «Was habe ich mit dir zu schaffen? Du kannst dahin zurückkehren, von wo du gekommen bist. Wer bat dich dem Alten Aira zu entlaufen und nicht seine Frau zu werden, als er um dich warb?» Als Alten Arga solche harte Worte hörte, fing sie an bitter zu weinen und wusste nun nicht mehr, wohin sie ihren Weg nehmen sollte. Sie sank nochmals vor Kubasen Arga auf die Knie und fragte, ob sie nicht durch Weisheit den Alten Aira besiegen könne. Kubasen Arga antwortete: «Ich habe längst schon meine Macht gegen Alten Aira geprüft; drei Jahre folgte ich seinen Spuren und wollte ihn in einen Stein verwandeln, sechs Jahre bemühte ich mich ihn in

einen Baum zu verwandeln, ich hatte aber keine Macht über ihn.» Nach diesen Worten ward Alten Arga nur noch um so betrübter und ging aus dem Zelt. Sie zog ihr Gewand mit Adlerschwingen an und wollte fortfliegen, aber in demselben Augenblicke kam Kubasen Arga aus dem Zelte und bat sie wieder umzukehren. Freudig nahm Alten Arga die Einladung an und als beide Mädchen wieder in das Zelt gekommen waren, fing Kubasen Arga an in Alten Arga's Hand zu lesen. Sie legte zwölf Strähnen Seide auf Alten Arga's Hand, und nachdem sie eine Weile auf dieselbe geblickt hatte, bat sie Alten Arga im Zelt zu bleiben und dort ihr Schicksal abzuwarten, indem sie sagte: «Bindet Alten Aira bei seiner Ankunft sein Ross an den Pfosten von Lärchenholz, so geschieht dies zu deinem Glücke; bindet er sein Ross aber an den goldnen Pfosten, so geschieht es zu seinem Glücke.»

Kaum hatte Kubasen Arga diese Worte verkündet, als die Erde unter dem donnergleich tönenden Hufschlage zu schwanken anfing. Kubasen Arga und Alten Arga machen ein Loch in der Zeltwand und sehen Alten Aira den Berg herab reiten. Alten Arga zittert vor Angst und vermag es kaum sich aufrecht zu erhalten, Kubasen Arga aber sitzt ruhig auf ihrem Platz und blickt auf den Helden. Er reitet gerade auf den goldnen Pfosten los und Alten Arga fängt an zu weinen; plötzlich aber kehrt Alten Aira um und bindet sein Ross an den Pfosten von Lärchenholz. Darauf begiebt er sich zum Zelte des ältesten Bruders Kan Töngös. Kubasen Arga spricht zu Alten Arga: «Rühme dich nicht und hoffe nicht, sondern bitte nur Kudai um Beistand und warte hier, bis ich wiederkomme.» Kubasen Arga folgte darauf Alten Aira in das Zelt des ältesten Bruders, hiess den Gast willkommen und fing an ihn mit Speise und Trank zu bewirthen. Alten Aira isst alles was er vermag, den Wein aber bittet er Kubasen Arga für ihre Brüder aufzusparen. Kubasen Arga hatte einen sehr süssen und schmackhaften Wein für Alten Aira bereitet und bittet ihn von diesem Weine eine Schaale auf das Wohlergehen von Kan Töngös und Kum Töngös zu leeren. Alten Aira will nicht trinken, sondern erhebt sich von seinen Sitz

und geht zum Zelt hinaus. Kubasen Arga folgt ihm mit dem Weine bis zur Thür und sucht ihn zu bewegen wenigstens seinen Finger in den Wein zu tauchen und ihn, ihr zur Ehren, zu kosten. Alten Aira konnte es nicht verweigern, da Kubasen Arga so schön bat; er tauchte seinen Finger in den Wein, den er so süss und schmackhaft fand, dass er die ganze Schaale leerte. Darauf setzte er sich wieder auf das Bett und bat Kubasen Arga ihm mehr von derselben Art von Wein zu geben. Ohne dass Alten Aira es merkt, setzt Kubasen Arga ihm einen stärkern Wein vor. Alten Aira begehrt immer mehr, jedes Mal aber setzt Kubasen Arga ihm eine stärkere Weinart vor, bis sie ihn endlich mit *Airan* und *Kumys**) zu bewirthen anfängt. Alten Aira sitzt auf dem Bett und trinkt, anfangs aus kleinen Schaalen, dann aus grossen Gefässen. Er trinkt so einen Monat, zwei Monat, drei ganze Monate, ohne das Mindeste zu essen. Wie viel er auch trinkt, wird er dennoch nicht berauscht, und bekommt nie genug, sondern fährt fort immer mehr und mehr zu verlangen. Als er ein ganzes Jahr getrunken hatte, hatte er allen Wein, der sich im Zelte des Kan Töngös fand, ausgetrunken. Darauf bittet ihn Kubasen Arga in das Zelt des jüngern Bruders. Alten Aira folgte ihr dahin und fuhr noch fort wie vorher zu trinken, ohne berauscht zu werden. Als er auch hier ein Jahr getrunken hatte, ohne zu essen, fing der Wein endlich an seine Wirkung zu haben. Berauscht begab sich Alten Aira aus dem Zelt, bei der Thür aber fiel er um und schlief ein mit dem halben Körper im Zelt und der andern Hälfte draussen. Kubasen Arga versammelt all ihr Volk, um Alten Aira aufzuheben und ihm ein Lager zu bereiten, der Held war aber so schwer, dass das ganze Volk nicht im Stande war seinen Arm zu bewegen.

So schlief nun Alten Aira ein ganzes Jahr und als dieses zu Ende war, kehrten *Kan Töngös* und *Kum Töngös* in ihre Zelte zurück. Als sie Alten Aira auf dem Boden ausgestreckt liegen sahen,

---

*) *Airan* und *Kumys* sind tatarische Getränke, das erstere aus Kuhmilch, das letztere aus Stutenmilch bereitet.

fingen sie an ihre Schwester zu schelten, da sie kein Bett unter dem Helden hatte ausbreiten lassen. Darauf fingen sie an den Helden aufzuheben, aber mit all ihrer Kraft vermochten sie es nicht seinen Arm zu bewegen. Aus Verwunderung über einen solchen Helden stehen sie sprachlos an seiner Seite, schütteln ihr Haupt und schlagen die Hände an ihre Lenden. Die Brüder setzen sich um zu essen, aber ihre Furcht vor Alten Aira war so gross, dass sie nicht ordentlich essen konnten, denn ihre Hände zitterten so, dass die Suppe aus den Löffeln verschüttet wurde, und ihre Zähne klapperten so, dass sie keine Speise kauen konnten. Während sie im Zelt von Kum Töngös sitzen und beben, erwachte Alten Aira aus seinem tiefen Schlafe. Die Brüder standen auf, fassten Alten Aira, nachdem er aufgestanden war, jeder an einer Hand und führten ihn zum Bette im Zelt des Kum Töngös. Darauf setzten sie ihm Speise zum Essen und Wein zum Trinken vor. Alten Aira isst und trinkt und die Brüder leisten ihm Gesellschaft. Aber nachdem sie sich im Zelt des Kum Töngös satt gegessen haben, will auch Kan Töngös dem Alten Aira zu Ehren ein Gastgebot anstellen. In der Absicht für das Gastmahl Sorge zu tragen, lässt er Alten Aira im Zelt seines Bruders und geht allein in seine eigne Jurte. Unterdessen hatte Alten Arga im Zelte bei Kubasen Arga gesessen, als sie aber Kan Töngös allein in sein Zelt gehen sah, eilte sie ihm auf den Spuren nach. Ins Zelt gekommen warf sie sich vor Kan Töngös auf die Knie und bat um Beistand gegen Alten Aira. Kan Töngös erwiederte: «Du kannst denselben Weg zurückkehren, den du gekommen bist; dich habe ich während meines ganzen Lebens nicht gesehen und habe nichts mit dir zu schaffen.» Mit dieser Antwort kehrt Alten Arga zu Kubasen Arga zurück und gleich darauf kamen zu Kan Töngös sein jüngerer Bruder zugleich mit Alten Aira. Nun begannen die drei Helden wiederum in dem Zelt des Kan Töngös zu essen und zu trinken. Während der Mahlzeit fragen Kan Töngös und Kum Töngös den Alten Aira: «Sag uns, weshalb du die Alten Arga so verfolgst, willst du sie tödten oder willst du sie zur Frau haben? Willst du sie tödten, so geht uns

dies nichts an; nimmst du sie aber zur Frau, so werden wir sie mit Brautgaben aussteuern.»

In demselben Augenblick hört man den Hufschlag eines Heldenrosses jenseits sieben Länder. Die Helden überlegen, wer der Reiter sein könne, aber der eine weiss nicht mehr als der andere. Bald hört man den Hufschlag ganz nahe, die Erde fängt an zu wanken, die Bäume im Walde brechen, die Luft dröhnt, das Meer schwillt an und ergiesst sich über die Steppen. Die drei Helden sitzen bestürzt im Zelt und selbst Alten Aira wird von Furcht ergriffen. — Kubasen Arga und Alten Arga blicken durch das Loch in der Zeltwand und sehen Alten Taktai den Berg herab reiten. Wieder beginnt Kubasen Arga die Zukunft in Alten Arga's Hand zu lesen und sagt: «Bindet Alten Taktai sein Ross an den goldnen Pfosten, so wird er Sieger; bindet er sein Ross aber an den Pfosten von Lärchenholz, so siegt Alten Aira.» Als Alten Taktai den Berg herabgeritten kam, lenkte er sein Ross gegen den Pfosten von Lärchenholz, wobei Alten Arga sehr betrübt ward; plötzlich aber wandte er sein Ross und band es an den goldnen Pfosten. Darauf trat er in das Zelt des Kan Töngös, wo die drei Helden bei der Mahlzeit sassen. Alten Taktai blieb bei der Thür vor dem Zelt stehen und fragte Kum Töngös sammt Kan Töngös: «Wie viele Tabunen habt ihr, wie viele Hammel und andere Geschöpfe, da ihr eine Missgeburt speiset, die all ihr Vieh verzehrt und vollends auch den eignen Vater und die eigne Mutter aufgegessen hat?» Als er so gesprochen, ging er auf Alten Aira los und gab ihm mit der Faust einen so kräftigen Schlag auf die Wange, dass der Held auf den Boden niederstürzte. Sofort stand Alten Aira auf und warf seinen Gegner mit einem ebenso kräftigen Schlage zu Boden. Nachdem Alten Taktai aufgestanden war, traten die beiden Streiter aus dem Zelt und begannen draussen auf der Steppe zu ringen. Als sie rangen, hörte man ein Krachen durch die ganze Welt bis hinauf zum Himmel und hinab in den innersten Schooss der Erde. Die Erde schwankt und alle lebende Wesen werden von Grausen ergriffen. Selbst Kudai und Aina staunen über diesen Kampf. Die

Helden ringen drei Monate, ohne dass einer den andern überwinden konnte. Bei jedem Griff reissen sie einander grosse Stücke Fleisch vom Leibe, welche sie den Hunden hinwerfen. Nach einem Jahre gewinnt Alten Taktai die Oberhand. Er umfasst Alten Aira mit beiden Händen, hebt ihn in die Höhe, zerschmettert seinen Rücken an sechs Stellen und schlägt ihn dann mit solcher Wucht gegen den Boden, dass von seinem ganzen Körper nichts nachblieb für die Hunde zum Riechen und nichts für die Krähen und Elstern um hineinzuhacken. In demselben Augenblick zerriss *Alten tüktü agoi at* seine Halfter und begann davonzulaufen; Alten Taktai aber ergriff seinen Bogen und schoss das Ross, während es lief, nieder.

Darauf ging Alten Taktai in das Zelt zu seiner Schwester, nahm sie bei der Hand, küsste sie und sprach zärtliche Worte zu ihr. Alten Taktai sass einen ganzen Monat bei Kubasen Arga allein mit seiner Schwester. Darauf nahm Kubasen Arga die Alten Arga bei der Hand und führte sie zum Bett; Kum Töngös und Kan Töngös aber fassten Alten Taktai jeder an einer Hand und luden ihn in ihre Zelte. Darauf veranstalten die Brüder ein grosses Gastgebot, tödten Rosse und laden viel Volk zu dem Gelage. Als das Gastgebot einen Monat gedauert hat, geht Alten Taktai zu seiner Schwester und fängt wiederum an mit ihr zu sprechen. Da fragt Alten Arga ihren Bruder: «Wer half dir von dem eisernen Haken herab, da weder Götter noch Menschen dir helfen konnten?» Alten Taktai entgegnet: «Frage mich nimmer darum. Derjenige, der mir vom Haken herabhalf, verbot es mir sogar meiner eignen Schwester zu sagen.» Alten Arga nahm wiederum das Wort und sagte: «Wie solltest du mir den nicht nennen dürfen, der uns wohlgethan und uns neues Leben geschenkt hat? Ich bin ihm ebensoviel schuldig wie du, und es ist billig, dass auch ich ihn kennen lerne und seiner während meines ganzen Lebens gedenke.» Durch diese Worte bewegt sagte Alten Taktai: «Als ich auf dem eisernen Haken sass, kamen zu mir Götter und Helden, welche Mitleid mit mir hatten, und mir gern vom Haken herabgeholfen hätten, wenn sie es nur

vermocht hätten. So kam auch ein altes, grauhaariges Weib von sehr schlechtem Aussehen zu mir. Sie hatte einen haarigen Mantel an, der nur bis auf die Knie reichte. In der Hand trug sie einen Stab von sieben Klaftern Länge. Sie war klein von Wuchs, ihre Nase aber war drei Spannen lang. Sie nahm mich vom Haken herab, als ich sie aber fragte, wer sie sei und wo sie wohne, antwortete sie, dass ich nie ein Wort von ihr sagen dürfe.»

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sein Ross vor dem Zelt zu wiehern und zu stampfen begann. Alten Taktai eilte hinaus zu seinem Rosse, sah aber die sechsfache Silberhalfter zerbrochen und das Ross verschwunden. Alten Taktai kehrte ins Zelt zurück und sprach zu seiner Schwester: «Begieb dich nun nach Hause und habe Acht auf unsere Habe, während ich mein verschwundenes Ross aufsuchen gehe.» Alten Arga nahm Abschied, zog ihr Gewand mit Adlerschwingen an und flog davon. Kum Töngös und Kan Töngös bringen ihre Rosse zu Alten Taktai und bitten ihn sich ein beliebiges auszusuchen. Alten Taktai versucht es sich auf das Ross des jüngern Bruders zu setzen, kaum war er aber in den Sattel gestiegen, als der Rossrücken zusammenbrach. Da begab sich Alten Taktai zu Fuss auf den Weg und nahm Speer, Bogen, Pfeile und Schwert mit. Sobald er den Berg erstiegen hatte, rief er dreimal sein Ross. Da hörte man das Ross jenseits dreier Länder wiehern und Alten Taktai sah plötzlich die grauhaarige Alte, die ihn vom eisernen Haken herabgenommen hatte, sein Ross *Ai kar at alten tüktü* davonführen. Die Vorderfüsse hält die Alte mit beiden Armen über ihre Brust umschlungen, während die Hinterfüsse auf dem Boden schleppen. Als Alten Taktai dies sah, ward er sehr betrübt in seinem Sinn und kehrte nach Hause zurück.

Schon vor ihm war Alten Arga nach Hause gekommen und bei ihrer Ankunft sandten die sieben Kudai's eine himmlische Botschaft mit dem Bescheid, dass ihre Eltern während ihres Lebens sehr reich gewesen wären, aber all ihr Volk und ihre Habe in einem Berge verborgen hätten, damit alles in gutem Verwahrsam bliebe, bis die Kinder herangewachsen wären. Der Bote fügte hinzu: «Nun

haben die Götter erlaubt, dass ich den Eingang zum Berge öffne, der durch eine Inschrift kenntlich ist, die deine Eltern eingeschnitten haben. Da ging denn der himmlische Bote zum Berge und holte aus demselben alles Volk und alle Habe hervor. Als aber Alten Taktai heimkehrte, war er sehr verwundert das Volk und Vieh sich gleich Ameisen um das Zelt bewegen zu sehen. Alten Arga erzählte ihm alles, was während seiner Abwesenheit geschehen war. Auch meinte sie, dass Alten Taktai sich jetzt über den Verlust von *Alten tüktü* trösten könnte. Alten Taktai aber war traurig in seinem Sinne und konnte sein gutes Ross nicht vergessen. Eines Tages rief er neun Schmiede zusammen und bat sie, ihm einen neunzig Klafter langen Eisenstab zu schmieden. Darauf rief er drei Schuhmacher zu sich und befahl ihnen aus den Rückenstücken von Rosshäuten ein Paar Schuhe mit neunzig Sohlen zu nähen. Als der Stab und die Schuhe fertig waren, nahm Alten Taktai von seiner Schwester Abschied und sagte ihr: «Wenn ich innerhalb zwölf Jahre nicht zurückkehre, so sieh mich nicht mehr als lebend an.» So begab er sich zu Fuss auf den Weg und ging bald auf hohen Bergen, bald an den Küsten des Meeres. Wo die Sonne untergeht, dorthin nahm er seinen Weg.

Als er über drei Länder gegangen war, kam er zu einer Waldinsel, wo ein Fluss entsprang. Spät am Abend fängt er an an dem Ufer des Flusses entlang zu gehen und blickt flussabwärts. Plötzlich sieht er etwas einer Otter Aehnliches den Fluss hinan schwimmen. Sogleich erkennt er die grauhaarige Alte, die ihm vom eisernen Haken herabgeholfen hatte. Sie hat ihre frühere Haarkleidung an und trägt ihren sieben Klafter langen Stab in der Hand. Alten Taktai ist auf die Alte sehr erzürnt und denkt in seinem Sinne: «Lieber hätte sie mich auf dem eisernen Haken lassen sollen, als mir mein Ross stehlen.» Darauf geht er auf die Alte los, fasst sie bei der Hand und will sie tödten. Sogleich zog die Alte ihr Haargewand ab und warf es über Alten Taktai, der im Augenblick auf den Boden niederfiel. So lag er drei ganze Tage ohne Besinnung; als er wieder zur Besinnung kam, sah er weder den

Wald, noch den Fluss, noch die Alte, sondern nur eine weitreichende Steppe.

Bisher war Alten Taktai über drei Länder gegangen und hatte auf dieser Wanderung dreissig Klafter von dem Stabe und dreissig Sohlen von den Schuhen abgenutzt. Er setzt seine Wanderung noch fort und geht viele Monate bis er spät am Abend an die Küste eines grossen Meeres kommt. Hier kommt wiederum die grauhaarige Alte, durch die Binsen schwimmend, dem Alten Taktai entgegen. Wie das erste Mal will Alten Taktai sie tödten und fasst sie bei der Hand, die Alte warf aber wiederum ihr Haargewand über den Helden, der besinnungslos zu Boden fiel. Als er nach sieben ganzen Tagen erwachte, waren das Meer, die Binsen und die Alte verschwunden und rings umher sieht Alten Taktai nur eine weitreichende Steppe. Auf der Erde liegend sieht er auf seinen Stab und seine Schuhe und spricht dabei: «Jetzt bin ich über sechs Länder gegangen, wobei ich sechzig Klafter von meinem Stabe und sechzig Schuhsohlen abgenutzt habe. Auch meine Kleider sind abgeschlissen und meine Kräfte mitgenommen. Alles dies habe ich meiner Schwester zu danken, die mich vermochte von der grauhaarigen Alten zu sprechen.» Dann steht er von dem Boden auf und will weiter gehen, erblickt aber in demselben Augenblick einen Stein auf der Erde, mit einer Inschrift darauf. Alten Taktai verstand die Schrift zu lesen, er hob den Stein auf und fand darauf folgende Worte: «Dein Ross befindet sich bei *Jedai-Chan*, nimm es ihm ab, wenn du es vermagst.» Alten Taktai begab sich darauf wieder auf die Wanderung und kam eines Tages zu einem hohen Berge an einem schwarzen Meere. An dem schwarzen Meere wohnt ein schwarzer Chan (Kara Chan) und der schwarze Chan gebietet über viel Volk. Da Alten Taktai zu Fuss ging und abgeschlissene Kleider anhatte, so schämte er sich bei hellem Tage in das Zelt zu treten. Deshalb blieb er auf dem Berge und lag dort den ganzen Tag. Als es aber zu dämmern anfing, ging er in den Uluss des Chans, trat aber nicht sogleich ins Zelt, sondern blieb draussen stehen und sah sich nach einem schlechten Zelte um, in das er mit seinen abge-

schlissenen Kleidern eingehen konnte. An einem Ende des Ulusses stand ein sehr schlechtes Zelt und durch die Zeltritzen sieht Alten Taktai an einem Feuer einen Alten und eine Alte sitzen. Sie waren sehr zerlumpt und hatten nichts zu essen. Der Alte lag bereits und schlief, die Alte aber weckte ihn und begann zu sprechen: «Weisst du, mein Mann, dass *Kara-Chan's* Tochter, *Kara Djüstük* (Schwarz-Ring), morgen an *Kan Mirgän*, der ein Bruder Alten Aira's ist, verheirathet werden soll? Ich habe vorhergesehen, dass Alten Taktai zur Hochzeit kommt, Kan Mirgän scheint es aber nicht vergessen zu haben, dass Alten Taktai seinen Bruder getödtet hat und ich fürchte, dass Kan Mirgän ihn morgen tödten wird. Wäre er jetzt hier, so würde ich ihn lehren, wie er Kan Mirgän überwinden könnte. Ich würde ihn in der Nacht zu meinem Sohne *Albang Djas*, der bei Kara-Chan dient, schicken. Alten Taktai würde ihn schon finden, wo er bei der Thür im Zelt des Chans schläft. Während der Chan berauscht schläft, wäre es dem Alten Taktai ein Leichtes, in das Zelt zu treten und Albang Djas zu wecken, ohne dass der Chan selbst erwacht. Dann würden beide Helden zusammen zusehen wie stark Kan Mirgän ist.» So sprach die Alte, die deshalb Unheil auf Kara-Chan und sein ganzes Geschlecht herabwünschte, weil er ihren Mann, der zuvor auch ein Chan war, zu seinem Sclaven gemacht hatte.

Als Alten Taktai diese Rede der Alten gehört hatte, ging er in Kara-Chan's Zelt und weckte in aller Stille Albang Djas, eröffnete ihm seinen Namen und führte ihn hinaus. Nun nahm Albang Djas das Wort und sprach zu Alten Taktai: «Geh du und leg dich in das Zelt der Chan-Tochter, mir aber lasse du deinen Bogen.» Alten Taktai erwiedert: «Besser ist es, dass ich Kan Mirgän erschiesse, denn er kann nur an einer Stelle auf dem Rücken verwundet werden, wenn er sich bückt, und diese Stelle kenne ich.» Albang Djas sprach: «Lasse mir die Sorge ihn zu tödten und geh du in Kara Djüstük's Zelt.» Alten Taktai ging so in das Zelt der Chan-Tochter und legte sich in einem abgelegnen Theil des Zeltes schlafen.

Kaum war er eingeschlafen, als er wieder erwachte und beim schwachen Schein des Kohlenfeuers eine Gestalt niederknien und ihm ins Gesicht blicken sah. Dies war Kara-Chans Frau, welche ebenfalls Unheil auf Kan Mirgän herabwünschte, weil Kara-Chan seine Tochter zwingen wollte gegen ihren eignen Willen Kan Mirgän zum Manne zu nehmen. Als die Alte Alten Taktai erkannt hatte, ging und weckte sie Kara Djüstük, indem sie sagte: «Steh auf, meine Tochter, und setze Speise vor, denn zu uns ist ein guter Gast gekommen.» Kara Djüstük stand auf, begrüsste Alten Taktai und bewirthete ihn mit Speise und Trank. Als aber Alten Taktai die Mahlzeit beendigt hatte, kehrte die Chansfrau wieder in ihr Zelt zurück und alle legten sich wieder zur Ruhe. Um Mitternacht erwacht Kan Mirgän und ruft zugleich: «Ich wittere Alten Taktai, wo soll ich ihn aber finden?» Er stand auf, nahm sein Schwert und seinen Bogen und ging aus dem Zelt. Kan Mirgän lenkte seine Schritte zum Zelt der Chan-Tochter, Albang Djas aber folgte ihm leise auf den Spuren. Unterwegs beginnt Albang Djas den Bogen zu spannen, hat aber nicht Kraft genug ihn zu spannen. Er schickt ein Gebet zu Kudai mit den Worten: «Nicht ich spanne den Bogen, sondern Alten Taktai spannt ihn, nicht ich schiesse den Pfeil ab, sondern Alten Taktai schiesst ihn ab.» Da bekam er Stärke um den Bogen zu spannen, und als Kan Mirgän sich bückte um in Kara Djüstük's Zelt zu treten, schoss Albang Djas einen Pfeil ab, der Kan Mirgän im Rücken traf. Leblos sank Kan Mirgän nieder mit der einen Hälfte des Körpers in das Zelt und mit der andern nach aussen. Als Albang Djas Kan Mirgän getödtet hatte, tödtete er auch das Ross *Kar oi tjokor at* (der schwarzblaue Schecke).

Hierauf ging Albang Djas zu Alten Taktai, weckte ihn und bat ihn zugleich mit ihm *Alten tüktü* aufsuchen zu dürfen. Alten Taktai willigt gern ein und die beiden Helden kamen überein, sich in Zukunft als Brüder anzusehen. Alten Taktai war der ältere und Albang Djas der jüngere Bruder. Ohne Abschied von Kara-Chan zu nehmen, begaben sich die Heldenbrüder auf den Weg. Albang Djas ritt ein Ross Namens *Ach sabder at* (der weisse Schweiss-

fuchs); Alten Taktai aber war gezwungen zu Fuss zu gehen, da kein Ross ihn auf seinem Rücken zu tragen vermochte. Sie reisten nun eine lange Zeit zusammen, dem Alten Taktai blieb aber nur noch eine Klafter vom Stabe und nur noch eine Sohle an den Schuhen nach. In einer Nacht kamen sie zu einem hohen Berge; von dort sahen sie das weisse Meer und am Meere einen Uluss, der dem Jedai-Chan gehörte. Diesen Jedai-Chan hatte Kudai zu einem Chan über alle Chane, zu einem Grosschan (*Uluchan*) gemacht. Jedai-Chan ward geboren als das Licht geboren wurde und der Tod hat keine Macht über ihn. Wie die Mondscheibe wechselt, so wechselte auch Jedai-Chan's Alter. Wenn der Mond jung war, war auch Jedai-Chan jung, sobald aber der Mond alt wurde, alterte auch Jedai-Chan. Obwohl es Nacht war, sahen Alten Taktai und Albang Djas, die auf dem Berge standen, dass viel Volk und viel Vieh sich um Jedai-Chan's Uluss bewegte. An dem goldnen Pfosten sieht Alten Taktai sein Ross mit drei Arkanen*) am Halse und einer eisernen Kette am Fusse angebunden. An demselben Pfosten steht auch das Ross Jedai-Chan's *Djüt kules bözerag at* (das röthlichweisse Ross von sieben Klaftern). In der dunkeln Nacht leuchteten die beiden Rosse wie zwei Monde.

Alten Taktai und Albang Djas brachten die Nacht auf dem Berge zu; sobald aber der Tag graute, begaben sich die Heldenbrüder in den Uluss und gingen gerade auf Jedai-Chan's Zelt los. Jedai-Chan stand auf, ging den Heldenbrüdern entgegen, führte sie zum Bett und liess ihnen Speise und Trank vorsetzen. Als die Helden gegessen und getrunken hatten, stand Alten Taktai auf und fragte Jedai-Chan, wie *Alten tüktü ai kar at* in seine Gewalt gekommen sei. Jedai-Chan erwiederte: «Eines Morgens, als ich aufstand, erzählten meine Leute, dass ein fremdes Ross zum Zelt gekommen sei. Ich sah, dass das Ross gut war und liess das Ross gut festbinden, damit es bei mir in sicherem Verwahrsam bliebe, bis sein Eigenthümer es vielleicht wieder von mir zurückfordern

*) *Arkan* ist eine Rossschlinge aus Rosshaaren.

würde.» Als Alten Taktai diese Worte hörte, wurde er sehr froh, fiel dem Jedai-Chan um den Hals und küsste ihn dafür, dass er solche Sorge um *Alten tüktü ai kar at* getragen hatte. Jedai-Chan aber geleitete Alten Taktai wiederum zum Bett und bat ihn, dass er sich setzen möchte. Selbst nahm er ein grosses Buch mit Götterschrift und las dem Alten Taktai aus diesem Buche vor, dass die, welche Alten Taktai von dem eisernen Haken geholfen hatte, Alten Bürtjük (Goldblatt) hiess und von Kudai dem Alten Taktai zur Gattin bestimmt war. Jedai-Chan fügte hinzu: «Sie ist noch ein junges Mädchen, obwohl sie aus Schamhaftigkeit sich dem Alten Taktai in Gestalt einer grauhaarigen Alten gezeigt hat. Um sie freiet jetzt ein Held, Kan Mirgän, der sie mit Gewalt zwingen will seine Gattin zu werden. Lass uns aber zu Alten Bürtjük gehen und ich werde euch versöhnen.»

Alle drei Helden sattelten ihre Rosse und begaben sich auf die Fahrt. Alten Bürtjük wohnte unter einem Goldberge an einem Goldsee; ihr diente viel Volk und viel Vieh weidete um ihren Uluss herum. Alten Bürtjük war selbst Herrin des Ulusses, denn ihr Vater und ihre Mutter waren längst todt. Als die drei Helden zum Uluss kamen, sahen sie Kan Mirgän's Ross an dem goldnen Pfosten angebunden stehen. Sie banden ihre Rosse an denselben Pfosten und traten in das Zelt. Hier sitzt Kan Mirgän auf dem Bett, Alten Bürtjük aber an einem besonderen Platze und näht Kleider. Rings um Alten Bürtjük sitzen siebenzig Helden, welche alle ihre eignen Unterthanen sind und Wache über die Jungfrau halten. Bei dem Eintritt der drei Helden erhob sich Alten Bürtjük, geleitete sie zum Bett und bewirthete sie mit Airan und Kumys. Jedai-Chan nahm sein Buch aus dem Busen und sagte zu Alten Bürtjük: «In diesem Buche steht geschrieben, dass die Zeit gekommen ist, zu welcher du in die Ehe treten sollst. Hier giebt es nun zwei Freier: willst du Kan Mirgän oder Alten Taktai zum Manne haben?» Alten Bürtjük erwiedert: «Mögen sie unter sich mein Schicksal abmachen.» Jedai-Chan spricht: «Es ist besser, dass du zu den sieben Kudai's gehest und von diesen Rath begehrest.» Alten Bürtjük legt ihre

Näharbeit jetzt auf die Seite, öffnete einen Goldschrein und nahm ihr Gewand mit Adlerschwingen heraus. Mit diesem Gewand flog sie zu den sieben Kudai's und bat die Helden ihre Rückkunft im Zelt abzuwarten.

Als Alten Bürtjük zu den sieben Kudai's gekommen war, machte sie vor dem Zelte Halt und kleidete sich um. Die sieben Kudai's sassen in ihrem Zelt hinter einem Vorhange, als aber Alten Bürtjük ins Zelt trat, zogen sie den Vorhang fort und Alten Bürtjük sah vor ihnen ein grosses Buch, in welchem sie die Geborenen und Verstorbenen verzeichneten. Alten Bürtjük verbeugte sich vor den sieben Kudai's und fragte, welchen von beiden sie zum Manne nehmen sollte, Kan Mirgän oder Alten Taktai. Die sieben Kudai's erwiedern: «Du sollst Alten Taktai zum Manne nehmen und ihm sagen, dass er seine Schwester dem Kan Mirgän gebe.» Mit dieser Antwort kehrte Alten Bürtjük in ihr Zelt zurück. Nun wurde eine grosse Hochzeit veranstaltet; als man aber die Hochzeit gefeiert hatte, machte Alten Bürtjük ihren vornehmsten Diener zum Verwalter ihres Eigenthums. Kan Mirgän begehrte von Alten Taktai seine Schwester für sich zur Gemahlin, Alten Taktai aber erwiederte: «Meine Schwester ist älter als ich, und deshalb kann ich sie nicht verheirathen, sondern du musst bei ihr selbst freien. Nun begaben sich alle vier Helden zugleich mit Alten Bürtjük auf die Reise und Alten Bürtjük ritt auf einem Ross mit drei Ohren, Namens *Üs kulag ag oi at alten tüktü* (das goldenhaarige weisslichblaue Ross mit drei Ohren). Sie kamen bei dem Zelte Jedai-Chan's vorüber, ohne bei ihm einzukehren und kamen dann zu Kara-Chan. Da Kara-Chan bereits alt war, machte Jedai-Chan Albang Djas zum Chan an seiner Stelle und gab Kara-Chan's Tochter, Kara Djüstük, dem Albang Djas zur Ehe. Nach der Hochzeit nahm Jedai-Chan Abschied und kehrte heim, die drei übrigen Helden aber setzten ihre Reise zu Alten Taktai fort.

Daheim wusste Alten Arga schon drei Tage vorher, dass Alten Taktai mit seiner Frau auf dem Heimwege war. Deshalb liess sie

für die Neuvermählten ein Zelt errichten, das bis in die Wolken reichte. Das Zelt war mit Gold und Silber bedeckt und inwendig voll von Kisten und anderem Hausgeräth. Alten Taktai war vier und zwanzig Jahre in fremden Landen gereist, als er endlich heimkehrte. Nach seiner Heimkunft freit Kan Mirgän um Alten Arga, sie aber überlässt es dem Alten Taktai über ihr Schicksal zu verfügen. Alten Taktai giebt seine Schwester dem Kan Mirgän und veranstaltet eine stattliche Hochzeit. Nach der Hochzeit sattelt er für seine Schwester *Alten asaktak ala djorog at* (das sechsfüssige scheckige Ross). Bei der Abreise begleitet er Kan Mirgän, seine Schwester und Albang Djas auf den halben Weg, nimmt darauf Abschied und kehrt heim. Nun können weder Helden noch Aina's ihm beikommen.

2.

Ak-Chan.

Am weissen Meere, am Fusse des weissen Berges lebt *Ak-Chan* (der weisse Fürst). Ihm dient eine rechte Hand, *Sâdei Mirgän* mit Namen. Ak-Chan hat ein Ross, Namens *Ag at* (weisses Ross) und das Ross Sâdei Mirgän's hiess *Ak sar at* (weissgelbes Ross). Der Chan ist verheirathet und seine Gattin heisst *Alten Arga.* Sie sind kinderlos, aber sehr reich an Rossen, Hornvieh und aller anderer Habe. Ak-Chan spricht zu seiner Gattin: «Wir sind beide alt und haben keine Kinder; vielleicht kommt ein Fremdling, tödtet mich und raubt mir all mein Eigenthum. Die Gattin antwortet: «Was sollen wir machen, da Gott uns keine Kinder verliehen hat?» Ak-Chan spricht: «Ehe ich daheim sitze und warte bis mir jemand das Leben nimmt, will ich lieber ausziehen um in fremden Ländern zu kämpfen, wo ich entweder in den Staub sinke oder mit reichen Schätzen heimkehre.» Die Alte sucht ihn zwar mit vielen Bitten daheimzuhalten, er lässt sich jedoch nicht bewegen, sondern steigt auf den Rücken des Rosses und begiebt sich auf die Reise. Als er auf die Höhe des Berges gekommen war, hörte er sein Weib noch

rufen: «Kehre um, ich bin schwanger, kehre um, Ak-Chan!» — «Du betrügst mich,» antwortet Ak-Chan, «jung hast du keine Kinder geboren, wie solltest du in deinem Alter Mutter werden?» Als er so gesprochen hatte, setzte er seine Reise fort ohne auf die Worte seines Weibes zu hören. Er ritt so durch manche Länder und kam zu einem Berge, von welchem er das weisse Meer sah. Am Ufer des Meeres steht ein Uluss und um den Uluss bewegt sich viel Volk und viel Vieh. Ueber diesen Uluss gebot ein Fürst, der *Katai-Chan* hiess. Bei seinem Zelt steht ein goldner Pfosten und an dem Pfosten angebunden ein Stier mit vierzig Hörnern, der *Karak azer müs kar buga* (der mit vierzig Enden gehörnte grauschimmlichte Stier) hiess. Nicht weit von dem Uluss spielen sechzig kleine Knaben, und diese werden von sechs Helden überwacht. Die sechszig Knaben haben ihren besondern Balagan in kleiner Entfernung von dem Uluss. Ak-Chan ritt den Berg hinab und band sein Ross an einen besondern Pfosten bei Katai-Chan's Zelt. Er trat in sein Zelt und fing an Katai-Chan zu betrachten, wo dieser auf seinem Bette mit einer seidnen Decke zugedeckt und auf einer Harfe mit vierzig Saiten spielend ruhte. Als dieser Ak-Chan ins Zelt treten sah, stand er von seinem Lager auf, legte die Harfe auf die Seite, nahm Ak-Chan bei der Hand und führte ihn zum Sitzen auf dem goldnen Bett. Darauf befahl er seiner Frau Ak-Chan mit Kumys und Airan zu bewirthen und ihm Speise jeglicher Art vorzusetzen.

Als der Tisch gedeckt war, setzten sich beide Fürsten um zu essen und zu trinken. Während der Mahlzeit redet der Wirth Ak-Chan mit folgenden Worten an: «Während deiner Abwesenheit hat deine Frau dir zu Hause einen Sohn und eine Tochter geboren; willst du mir nicht die Tochter geben?» Ak-Chan wollte es nicht glauben, dass seine Frau in ihren alten Tagen Kinder geboren hätte, Katai-Chan aber fährt fort: «Ich begehre nichts mehr, als dass du mir die Tochter versprichst und mir dein Wort giebst, sie nach sieben Tagen herzubringen, falls sie zur Welt gekommen ist. Giebst du mir aber dieses Versprechen nicht, so tödte ich dich und

bemächtige mich all deines Eigenthums.» Ak-Chan war bereits gut bewirthet und versprach dem Katai-Chan nicht bloss seine Tochter, sondern auch seinen Sohn.

Gleich darauf kehrt er heim, um die versprochenen Kinder dem Katai-Chan zu bringen. Trunken langte er in seiner Heimath an und band sein Ross an den goldnen Pfosten. Er trat ins Zelt und sieht dort die beiden Kinder in einer goldnen und einer silbernen Wiege liegen. Er setzte sich aufs Bett und war sehr froh, dass Gott ihm einen Sohn und eine Tochter verliehen hatte. Alten Arga hielt eine klafterlange Eisenstange in der Hand und als der Mann sich aufs Bett gesetzt hatte, schlug sie ihn mit derselben aufs Haupt, so dass das Blut durch die Haare hervorbrauste. Darauf begann sie ihren Mann auszuschelten und sprach: «Weshalb musstest du gehen und meine Kinder dem Katai-Chan versprechen und weshalb glaubtest du mir nicht, als ich dir sagte, dass ich schwanger sei?» Ak-Chan sah seinen Fehler ein und beide beschlossen ihre Kinder nicht gutwillig dem Katai-Chan zu geben.

Als sieben Tage vorüber waren, hörte man zur Mittagszeit die Huftritte von Katai-Chans Stier und dabei schwankt die Erde, schwillt das Meer, die Zelte stürzen zusammen u. s. w. Auf dem Stier sitzend ruft Katai-Chan vor dem Zelte: «Bringe mir die Kinder her, welche du mir versprochen hast, sonst nehme ich dir das Leben!» Alten Arga füllt zwei goldene Schaalen mit Kumys und Airan, geht mit ihrem Manne zu Katai-Chan und bittet ihn die Kinder bei sich zu Hause behalten zu dürfen. Katai-Chan nahm die goldnen Schaalen in seine Hand und warf sie auf den Boden, ohne von dem Weine zu trinken. Darauf packte er Ak-Chan am Bart, schlug ihn gegen den goldenen Pfosten, so dass sein Kopf sich vom Rumpfe trennte und in seiner Hand blieb. Darauf sagte er zur Alten: «Bringe mir deine Kinder gutwillig, sonst tödte ich auch dich!» Nothgezwungen brachte die Alte ihre Kinder. Katai-Chan steckt sie in einen Sack. In demselben Augenblick zerriss Ak-Chan's Ross seine Halfter und verschwand, bevor Katai-Chan

es tödten konnte. Mit den geraubten Kindern kehrte er heim, ohne jedoch Alten Arga zu tödten oder ihr Vieh fortzutreiben.

Als er den letzten Berg zu seinem eignen Uluss hinabreitet, guckt Ak-Chan's kleiner Sohn durch ein Loch im Sack hinaus und betrachtet den Uluss, in welchem Katai-Chan wohnte. Er sieht die sechzig Kinder, welche am Balagan, von sechs Helden bewacht, spielen. Zu dieser Stelle bringt nun Katai-Chan die beiden Kinder und befiehlt einem siebenten Helden über sie Wache zu halten. Darauf ging er zu seinem eignen Zelt, band den Stier fest und trat ins Zelt. Er ass, legte sich aufs Bett und begann auf seiner Harfe mit vierzig Saiten zu spielen. Während er spielte, kommt ein Ataman und sagt dem Katai-Chan: «Schon gestern rief *Kiro bålak* (der alte Fisch) und verlangte Speise.» Dieser Fisch kam alle Jahr zu Katai-Chan, und er sammelte Kinder, um *Kiro bålak* mit ihnen zu füttern. Jedes Jahr gab er dem Fische sechzig Kinder und auch jetzt befahl er dem Ataman *Kiro bålak* mit den geraubten Heldenkindern zu speisen. Der Ataman ging mit dieser Antwort und liess alle Kinder mit einem Arkan binden, der Riemen reichte aber nicht mehr für zwei Kinder aus. Da ging der Ataman zu Katai-Chan und fragte ihn, was man mit den beiden Kindern machen sollte. Katai-Chan antwortet, dass man den Strick verlängern und dann auch die beiden übriggebliebenen Kinder damit festbinden solle. Wie Katai-Chan befohlen hatte, liess der Ataman das Seil verlängern und damit die beiden übriggebliebenen Kinder, die Ak-Chan's Kinder waren, festbinden. Darauf fuhr Katai-Chan wiederum fort auf seiner Harfe mit vierzig Saiten zu spielen. Die sechzig Helden tragen dann die mit dem Seil gebundenen Kinder an das Meeresufer, um sie dem *Kiro bålak* zu überliefern. Sie kamen zum Strande. Dort liegt *Kiro bålak* mit dem Munde auf dem Sande, mit dem Schweife, der wie die Sonne glänzet, jenseits des Meeres. Der Mund des Fisches ist weit geöffnet, und seine Zähne sind Spannen lang. Die Helden warfen die Kinder in den Rachen des Fisches, worauf der Fisch sich sogleich ins Meer zurück begab. Der Riemen aber, mit dem die Kinder Ak-Chan's angebunden waren, war ge-

rissen, bevor der Fisch sie in seinen Rachen bekam, und die Kinder blieben auf dem weiten Meere schwimmend, ohne dass Katai-Chan noch irgend ein anderer davon wusste.

Bald nachdem Ak-Chan getödtet war, starb auch seine Frau und Sâdei Mirgän verwaltet das Eigenthum. Unter seinem Rosse hat er weissen Filz ausgebreitet und seinen Rücken mit schönen Decken bedeckt. Selbst liegt er auf weichen Daunen und bedeckt sich mit seidenen Decken. Er hat ein Mädchen, das mit zwei Eimern nach Wasser gegangen ist. Als sie Wasser aus dem Meere schöpfen will, sieht sie am Strande zwei todte Kinder, die an ein Seilende gebunden sind. Sie blickt auf die Kinder, erkennt sie als Ak-Chan's Kinder und fängt an bitterlich zu weinen. Sie liess ihre Eimer am Ufer und lief zum Ataman, um ihm zu melden, was sie am Meeresufer gefunden habe. Als der Ataman dieses hörte, versammelte er sein Volk und befahl die ertrunkenen Kinder Ak-Chans vom Meeresstrande zu holen, das Volk gehorchte ihm, denn er war jetzt Chan im Uluss, und die Kinder wurden zum Zelt gebracht, worauf der Ataman sie auf die kalte Erde zu legen befahl. Er läss tdarauf seine Helden ein siebenzig Klafter tiefes Grab auf dem Berge graben und die Kinder in die Gruft legen. Im Grunde des Grabes lässt er sieben Lanzen mit aufwärtsgerichteten Spitzen aufstellen. Auch lässt er im Grabe zwei Schwerter ins Kreuz legen mit aufwärtsgerichteter Schneide. Darauf liess er die beiden Kinder ins Grab werfen, bedeckt sie mit Erde und lässt einen grossen Stein aufs Grab legen. Endlich befiehlt er sieben Helden Tag und Nacht bei dem Grabe zu wachen. Alles dies that er in der Absicht, des Eigenthums von Ak-Chan um so sicherer zu sein. Selbst liegt er im Zelt unter seidenen Decken und alles Volk sieht ihn für seinen Chan an.

Eines Morgens kommen sieben Hirten zu ihm gelaufen und melden: «Ein isabellfarbener Hengst und eine isabellfarbene Stute haben ein weisses Füllen gezeugt. Kaum war es aus dem Mutterleibe gekommen, so frass es Gras; und so wie das Füllen geboren war, sprang es dreimal über seine Mutter und schwamm dreimal über das Meer. Dies dürfte wohl ein Heldenross sein.» — Sâdei-

Chan lässt sechzig Mann das Füllen umringen, um demselben das Leben zu nehmen. Als sich die sechzig Männer mit Bogen und Pfeilen ausgerüstet um das Füllen versammelt hatten, entstand eine plötzliche Finsterniss und das Füllen lief davon. Drei ganze Tage dauert die Finsterniss fort und als es wieder hell wird, beginnt Sâdei Mirgän die Spuren des Füllens aufzusuchen. Wo die Sonne aufgeht, dorthin war das Füllen gelaufen. Das Füllen war mit solcher Hast gelaufen, dass Sâdei Mirgän einen halben Tag zwischen den Spuren der Vorder- und Hinterfüsse reiten musste. Innerhalb dreier Tage war das Füllen über drei Länder gelaufen und zur Heerde zurückgekehrt. Indessen fährt Sâdei Mirgän fort dem Füllen auf den Spuren zu folgen. In einer Nacht verwandelte sich das junge Füllen in ein sechsjähriges Mädchen und ging in Ak-Chan's Zelt, während Sâdei Mirgän fort war. Darauf nahm das Mädchen sieben Schläuche Wein, begab sich damit zum Grabe der beiden Kinder und beginnt die Wächter mit Wein zu bewirthen. Dabei fängt sie an zu singen und singt so schön, dass alle wilden Thiere und alle Vögel sich versammeln um dem Gesange zu lauschen. Als sie ausgesungen hat, sagt sie den Wächtern: «Weshalb stehet ihr hier und bewachet die todten Körper?» Die Wächter erwiedern, dass sie von Sâdei Mirgän dazu angewiesen seien und seinen Befehlen gehorchen müssen. Das Mädchen belehrt sie, dass sie nichts schlechter als Sâdei Mirgän und nicht verpflichtet seien seinen Befehlen zu gehorchen. Zugleich fuhr sie fort die Wächter mit Wein zu bewirthen; und als sie recht trunken waren, verliessen sie das Grab und begaben sich in den Uluss. Als sie sich entfernt hatten, sprang das Mädchen dreimal über das Grab und verwandelte sich in einen siebenjährigen Knaben. Darauf hob sie den Grabstein ab und begann das Grab aufzugraben. Als sie siebenzig Klafter tief gegraben hatte, kam sie zu den Leichen, welche schon verwest und übelriechend waren. Sie nahm sie aus dem Grabe, machte zwei Filzsäcke und band diese auf ihren Rücken.

Darauf verwandelt sie sich wieder in ein Füllen und begann in der Richtung, wo die Sonne untergeht, zu laufen. In den Wald

gekommen, hört das Füllen einen starken Laut, durch den die Erde in Schwanken geräth, Berge einsinken und Felsen bersten. Durch den Laut erschreckt, verbarg sich das Füllen im Walde. In demselben Augenblick sieht es Ak-Chan's früheres Ross *Ag at* vorüber eilen. Da das Füllen *Ag at* erkannte, fing es an zu wiehern und auch *Ag at* wieherte, da es die Stimme des Füllens erkannte. Darauf liefen sie einander entgegen und das Füllen erzählt dem *Ag at*, dass es die Gebeine von Ak-Chan's todten Kindern auf dem Rücken habe. *Ag at* bittet das Füllen die Säcke mit den Gebeinen auf die Erde zu werfen und dreimal über die Säcke zu springen. Das Füllen gehorchte dem Befehl und verwandelte sich darauf in einen Knaben. Auch *Ag at* sprang über die Säcke mit den Gebeinen und verwandelte sich in einen Greis. Der Knabe fragt den Greis: «Wo bist du so lange gewesen?» Der Greis erwiedert: «Seit Ak-Chan starb, bin ich bemüht gewesen ein Mittel zu finden, um ihn wieder zum Leben zu bringen. Ich bin sechs Jahre gelaufen und durch zwölf Länder gekommen. Alle Menschen und alle Thiere habe ich um ein Heilmittel für Ak-Chan gefragt, niemand aber hat mir irgend einen Rath geben können, ausser dem Falken, der mich an eine Birke mit goldnen Blättern und goldner Rinde wies. Der Falke sagte mir, dass diese Birke auf einem hohen Berge jenseits zwölf Länder wüchse. Bei der Birke liegt, sagte der Falke, eine Spanne tief in der Erde ein goldenes Gefäss mit Lebenswasser und die Birke selbst ist von der Wurzel bis hinauf zum Wipfel mit weissem Gras bewachsen. Der Falke belehrte mich, dass Kudai bei der Birke einen Helden als Wächter aufgestellt habe, dieser hiess *Alten Tata* und hatte ein Ross Namens *Ala kul at*. Der Falke bat mich zum Helden zu gehen und von ihm ein wenig Gras und ein wenig Wasser zu bitten. Dieses Gras bat mich der Falke zu trocknen und dreimal auf die Gebeine zu streuen. Darauf bat er mich das Lebenswasser in den Mund zu nehmen und die Gebeine dreimal damit zu bespritzen.» *Ag at* nahm dann das Gras und das Lebenswasser aus seinem Busen, bestreute die Gebeine mit dem Grase und bespritzte sie mit dem Lebenswasser. Als *Ag at* das erste Mal Gras auf die

Gebeine streute und sie mit Lebenswasser bespritzte, sammelten sich die Gebeine in zwei Haufen und fügte sich jeder Knochen an seine bestimmte Stelle. Das zweite Mal wurden die Gebeine mit Fleisch bekleidet und nach dem dritten Mal wurden Ak-Chan's Kinder wieder lebendig. Darauf sprach *Ag at* zum Füllen: «Nun magst du die Kinder nähren und bewahren wie du kannst; ich gehe indessen um zuzusehen, ob ich nicht mit dem Grase und Lebenswasser auch Ak-Chan wieder zum Leben bringen kann.» *Ag at* verwandelte sich wiederum in ein Ross und verschwand, das Füllen aber fing an Beeren als Futter für die Kinder zu pflücken.

An demselben Tage, als Ak-Chan's Kinder wieder zum Leben kamen, ward dies dem Katai-Chan kund; er sattelt seinen vierzighörnigen Stier und begiebt sich zu den Kindern. In der Hand hat er einen grossen, hölzernen Hammer, den er statt der Peitsche braucht und damit den Stier auf den Kopf schlägt. Während das Füllen Beeren für die Kinder pflückt, hört es die Huftritte des Stiers und die Schläge des grossen hölzernen Hammers. Sogleich nahm das Füllen seine Rossgestalt wieder an, liess die Beeren liegen, lief zu den Kindern, nahm sie auf seinen Rücken und machte sich auf dem Katai-Chan zu entrinnen. Auf dem Berge reitend sieht Katai-Chan das Füllen mit den beiden Kindern davonlaufen; er greift nach seinem Bogen und schiesst einen Pfeil auf die Fliehenden. Während der Pfeil durch die Luft fliegt, gelang es dem Füllen zu entkommen; der abgeschossene Pfeil stiess gegen einen Berg, der durch den Schuss in zwei Theile zersprang. Aus Zorn darüber, dass er fehlgeschossen, nahm Katai-Chan seinen hölzernen Hammer und klopfte mit demselben den *Kar buga* so auf den Kopf, dass der Stier auf sein Gesicht fiel. Er erhob sich aber wiederum, ward so zornig, dass seine Augen roth unterliefen, und begann das Füllen im wildesten Lauf zu verfolgen. Katai-Chan rief dem Füllen zu: «Kehre gutwillig um, mir entkommst du nicht! Zum Himmel ist es zu hoch zu fliegen und die Erde ist zu hart für dich um in sie einzudringen.» Das Füllen erwiedert: «Meine Hufen sind von Stahl und unter dem Stahl sind harte Knochen. So lange der Stahl an

meinen Hufen bleibt, und so lange ich ein Stückchen Knochen an meinen Füssen noch habe, werde ich dir Ak-Chans Kinder nicht in Güte überlassen.» Mit diesen Worten fuhr das Füllen fort davon zu laufen und Katai-Chan folgte ihm auf den Spuren.

Am weissen Meere unter einem hohen Berge wohnte ein guter Held, *Jebet-Chan*, und er hatte ein Ross, das *Djit kules bozerag at* (das fuchsrothe Ross von sieben Klaftern) hiess. Das Füllen kommt fliehend zu Jebet-Chan, beugt sich vor ihm und bittet um Hülfe gegen Katai-Chan. Jebet-Chan antwortet: «Für Ak-Chan und sein Geschlecht will ich gern gegen Katai-Chan einen Kampf auf Leben und Tod bestehen. Dennoch darfst du dich nicht auf meine Stärke verlassen, sondern setze deinen Weg weiter fort.» Das Füllen eilte mit dieser Antwort von Jebet-Chan fort, als er aber zum ersten Berge kam, sah es Katai-Chan schon auf dem zunächst belegnen Bergrücken angeritten kommen. Jebet-Chan hat indessen sein Ross gesattelt, sich mit Speer und Schwert bewaffnet und reitet dem Katai-Chan entgegen. Als sie zusammenstiessen, schlugen sie einander mit dem Schwerte, ohne sich zu schaden. Darauf stiegen sie beide ab und begannen zu ringen, und Katai-Chan zerschmetterte den Jebet-Chan beim ersten Griff, so dass er in zwei Stücken auf den Boden niederfiel.

Als das Füllen vom Berge das Missgeschick Jebet-Chan's sah, fing es an mit aller Hast zu laufen und kam wiederum zu einem weissen Meere. Am weissen Meere lebt ein Held, *Alten Kus*, und er hat ein Ross, Namens *Alten tüktü kalter at*. Das Füllen verlangt auch von Alten Kus Hülfe für Ak-Chan's Kinder. Alten Kus antwortet, wie Jebet-Chan geantwortet hatte, dass er für Ak-Chan's Kinder leben und sterben wolle. Mit dieser Antwort lief das Füllen fort, Alten Kus aber sattelte sein Ross, umgürtete sich mit dem Schwert, nahm die Lanze und begab sich dem Katai-Chan entgegen. Das Füllen lief von Alten Kus über neun Berge und blieb auf einem hohen, weissen Berge stehen. Auf dem weissen Berge ist ein weisser See und um den See wächst grünes Gras. Das Füllen war nach einer so langen Reise hungrig und durstig und begann

nun auf dem Berge zu essen und zu trinken. Ak-Chan's Kinder sitzen am See und pflücken für sich Beeren. Während das Füllen und die Kinder essen, sehen sie Alten Kus mit Katai-Chan kämpfen. Sie kämpfen drei Jahre auf dem Berge, der durch ihr Ringen flach wie eine Steppe wird. Keiner vermag es den andern zu besiegen, bis endlich im vierten Jahre Katai-Chan den Alten Kus überwindet. Als das Füllen sah, wie Alten Kus umkam, verbarg es das Mädchen in einem dichten Walde in der Nähe des See's und eilte mit dem Knaben fort.

In demselben Augenblick schlug auch Katai-Chan dreimal mit seinem Hammer auf die Stirn des Stiers und begann dem Füllen nachzusetzen. Auf seinem Wege stösst das Füllen auf einen Eisenberg, der so hoch war, dass nicht einmal die Vögel über ihn fliegen konnten. Das Füllen fing an sich vor der Sonne und dem Monde zu verneigen, dass sie ihm Hülfe verleihen möchten, um über den Berg zu kommen. Dem Knaben sagt er: «Brich dir einen guten Birkenzweig ab und schlag mich damit so sehr du es vermagst, wenn ich den Berg hinanlaufe.» Der Knabe that wie das Füllen ihn angewiesen hatte und sie kamen glücklich auf den Berg. Hier bleibt das Füllen stehen und sieht das Wasser an einer Stelle wie in einem kochenden Grapen sieden. Der Knabe war durstig und trank ein wenig von diesem Wasser; sobald er aber getrunken hatte, fiel er in einen tiefen Schlaf und blieb auf dem Berge liegen. Der Knabe schläft drei ganze Tage und das Füllen frisst unterdessen Gras auf dem Berge. Da kam auch Katai-Chan zum Berge und trieb seinen Stier denselben hinan, als er aber sieben Klafter von der Bergspitze entfernt war, fiel er wieder zurück. Das Füllen wollte den Knaben aufwecken und entfliehen, der Knabe aber erwacht nicht. Katai-Chan jagte das zweite Mal den Berg hinan, fiel aber wieder zurück. Als er das dritte Mal mit äusserster Kraft seinen Stier mit dem hölzernen Hammer schlug, erreichte er endlich die Bergspitze. Da lief das Füllen zum Knaben und schlug ihn mit einem Hinterfuss, so dass der Knabe sieben Klafter von der Stelle flog. Erzürnt stand der Knabe auf, stürzte auf Katai-Chan los, fasste ihn an der Hand

und zog ihn vom Stier auf die Erde herab. Darauf beginnt der Knabe mit Katai-Chan zu ringen. Als sie einander packen, bleiben grosse Fleischstücke in ihren Fäusten. So kämpfen sie drei Jahre, ohne einander besiegen zu können. Endlich verlieren sie all ihre Stärke, so dass sie nicht mehr auf ihren Beinen zu stehen vermögen, sondern auf den Knieen liegend mit einander ringen. Sie fallen auf den Boden hin und ringen auch noch liegend. Mit Mühe erhebt sich der Knabe über Katai-Chan, vermag es aber nicht dem Alten das Leben zu nehmen. Als *Kar buga* seinen Herrn unter dem Knaben liegen sah, gerieth er in Zorn, stiess die Hörner gegen die Erde und sammelte seine Stärke, um den Knaben anzugreifen. Dies sieht das Füllen und im Augenblick bilden sich an seinen Vorderfüssen zwei Schwerter, mit denen es den Stier angreift und in zwei Theile zerhaut. Hierauf glückte es auch dem Knaben dem Katai-Chan das Leben zu nehmen, er selbst war aber kaum noch am Leben. Er kroch mit Mühe zu der siedenden Wasserquelle, trank aus derselben und versank wieder in einen tiefen Schlaf. Er schläft sieben Tage, schläft neun Tage, wacht endlich am zehnten Tage als ein vollwüchsiger Held auf.

Unterdessen war auch das Füllen ein vollwüchsiges Ross geworden, es war gesattelt, mit Zäumen und anderem Zubehör versehen. Der Knabe sieht mit Freude auf sein weisses Füllen, welches wie die Sonne und der Mond leuchtet. Während der Knabe sein schönes Ross betrachtet, bemerkt er auf der Erde eine Schrift, die er aufhob und zu lesen begann. Die Schrift war des Inhalts, dass der Knabe sich hinfort *Aidôlei Mirgän* und seine Schwester *Alten Kuruptju* (Gold-Fingerhut) nennen solle. Hierauf bestieg Aidôlei Mirgän sein Ross und kehrte zum Uluss seines Vaters zurück. Unterwegs sucht er seine Schwester auf, diese war aber unterdessen vor Hunger gestorben. Das Ross fing an mit Menschenstimme zu reden und sagte dem Aidôlei Mirgän: «*Ag at* hat mir Gras und Wasser hinterlassen, um die Todten wieder zum Leben zu wecken.» Darauf bat er Aidôlei Mirgän Gras auf die todte Schwester zu streuen und dreimal Wasser auf sie zu spritzen.

Aidôlei Mirgän that so und die Schwester erwachte wiederum zum Leben. Darauf verwandelt Aidôlei Mirgän sie in einen Ring, steckt diesen an seinen Finger und führt sie heim. Unterwegs weckt der Knabe den Alten Kus und Jebet-Chan wieder mit dem Grase und Lebenswasser, das ihm *Ag at* verschafft hatte, zum Leben. Jebet-Chan hatte auch eine Tochter, *Întei Arya*, welche Aidôlei von ihm begehrt und zur Gattin erhält. Der Vater sattelt ein sechsbeiniges Ross für seine Tochter und begleitet sie ein Stück des Weges, worauf er wieder heimkehrt. Als Aidôlei Mirgän auf den Hügel seiner Heimath kommt, sieht er *Ag at* am goldnen Pfosten angebunden und Ak-Chan am Zelte auf- und abgehen. Aidôlei Mirgän ritt den Berg hinab, begrüsste seinen Vater und sie waren froh einander wieder zu sehen. Es wurde ein neues Zelt für das junge Paar aufgerichtet, man bereitete alles zur Hochzeit, schlachtete Tabunen und lud alle Unterthanen Ak-Chans zur Hochzeit. Darauf hielt Aidôlei Mirgän Gericht über Sâdei Mirgän und fällte über ihn das Urtheil, dass er mit seinem Rosse lebend an einen Fels geschmiedet werden sollte. Unterdessen hatte Alten Kuruptju schon bei ihrer Heimkunft ihre wahre Gestalt wieder erhalten und nun kam Alten Kus und freite um sie. Der Vater gab ihm seine Tochter und es ward eine neue Hochzeit gefeiert, worauf Alten Kus mit seiner Frau heimkehrt und auf den halben Weg von Aidôlei Mirgän begleitet wird. Darauf kehrt Aidôlei Mirgän wieder heim und fortan wagten es weder Helden noch Aina's mit ihm zu kämpfen.

3.

Katai-Chan.

Am weissen Meere unter dem hohen Berge wohnt *Katai-Chan.* Er hat zwei Töchter, die ältere *Kara Kuruptju* (schwarzer Fingerhut) und die jüngere *Kesel Djibäk* (rothe Seide), sowie einen dreijährigen Sohn. Das jüngere Mädchen hat ein Gewand mit Schwanenflügeln und fliegt mit demselben von Zeit zu Zeit zu den sieben Kudai's, welche oben in dem hohen Himmel wohnen. Die

sieben Kudai's haben sieben Töchter und auch diese fliegen in einem Gewande mit Schwanenflügeln umher. Mit diesen spielt Kesel Djibäk und schwimmt in dem Goldsee. Unterdessen geht der Vater des Mädchens, Katai Chan, in den Wald und jagt Wild. Katai-Chan war ein so geschickter Jäger, dass kein Vogel und kein Thier ihm entging. Jedesmal, wenn er in den Wald hinausging, kehrte er heim, beide Seiten des Rosses mit Wildpret beladen. Heimgekommen versammelte er seine Unterthanen und vertheilte alles Fleisch unter sie, selbst behielt er nur die Häute.

Eines Abends spät von der Jagd zurückgekehrt, legte Katai-Chan sich schlafen und schlief lange in den Morgen hinein. Er hatte sieben Helden, welche ihm als Atamane dienten. Während er noch schlief, kamen die sieben Helden ins Zelt, weckten den Chan und sagten: «Steh auf, Katai-Chan, und sieh, was dort auf dem Berge wie eine Sonne leuchtet.» Katai-Chan stand auf, zog einen Zobelpelz an und trat aus dem Zelt hervor. Aus dem Zelt gekommen erschrak Katai-Chan, als er das seltsame Licht auf der Bergspitze sah. Er erkannte die Schlange mit dem goldnen Fell, dem silbernen Horn und den Augen, welche wie Edelsteine funkelten. Der Kopf der Schlange ist so gross, dass Katai-Chan zwischen den Augen zwölf Spannen zählt und der Schweif der Schlange reicht weit hinein in ein anderes Land. Katai-Chan kehrte ins Zelt zurück, zog seinen Zobelpelz aus, sattelte sein Ross, nahm Schwert und Lanze, Bogen und Pfeile, schwang sich darauf in den Sattel, wagte es jedoch nicht der Schlange entgegen zu reiten, sondern stand gleichsam versteinert auf einer und derselben Stelle.

Während er so stand, schwang die Schlange ihren Schweif und schlug Katai-Chan so, dass er mit seinem Ross umfiel und auf dem Boden liegen blieb. Im Zelt sitzt der dreijährige Knabe auf seinem Bett. Die Schlange liess sich vom Berge herab, nahm den Knaben auf ihre Zunge und verschwand mit demselben. Sieben Tage darauf bekam Katai-Chan seine Besinnung wieder. Als er sah, dass der Knabe verschwunden war, ward er sehr betrübt und sagte: «So lange mir die Augen im Kopfe sitzen, werde ich meinen

Sohn nicht gutwillig der Schlange geben.» Er setzt sich wieder in den Sattel und begiebt sich auf die Reise, seine Frau ruft ihm zu: «Du hast ja einen Goldpfeil in der Kiste, nimm ihn mit, wenn du in den Kampf mit der Schlange gehst.» Der Greis kehrte um, nahm den Pfeil, legte ihn in den Köcher und begab sich so gewaffnet auf die Reise, um die Schlange aufzusuchen. Auf einen hohen Berg gekommen, sieht er die Schlange einer Sonne gleich leuchtend ihm entgegenkommen. Katai-Chan nahm seinen lebenden Pfeil aus dem Köcher und richtet den Pfeil gegen die Schlange. Der Pfeil trifft die Stirn der Schlange und zerspaltet die Schlange in zwei Theile. Der Magen der Schlange ist mit lebenden und todten Helden angefüllt. Einige sitzen noch zu Ross so wie sie von der Schlange verschluckt worden waren. Katai-Chan sucht in dem Magen der Schlange seinen dreijährigen Sohn, findet in einem Darm eine Holzkiste, in der Holzkiste eine Goldkiste und in der Goldkiste seinen Sohn, der kaum noch am Leben und sehr hungrig war. Katai-Chan war fern von seiner Heimath und fand nichts um seinen Sohn auf dem Berge zu füttern. Er begann schon zu fürchten, dass der Knabe vor Hunger sterben würde, als das Ross zu reden anfing und also sprach: «Nimm von dem Sattel den Keitjum*) ab, so werde ich die Milch von mir geben, die ich noch seit der Zeit, als ich an meiner Mutter sog, in Verwahr habe.» Als der Knabe von der Milch genossen hatte, ward er sehr rasch. Der Vater nahm ihn auf den Sattel und brachte ihn nach Hause.

Auf den Berg der Heimath angekommen, machte sein Ross *Kesel kar at* (das rothe, grauschimmliche Ross) Halt und sprach: «Dein Pfeil ist über sieben Länder gegangen und hat viel Volk getödtet; heute kommt er wieder heim, aber weder Stein noch Eisen kann seinen Lauf hemmen, sondern nur mein Huf. Leg jetzt einen Stein unter meinen Fuss, so dass der Pfeil bei seiner Rückkunft mich in den Huf treffen mag!» Katai-Chan that wie das Ross ihn unterwiesen hatte und *Kesel kar at* stand auf den Pfeil wartend da.

*) Vielleicht irgend ein Trinkgefäss oder ein Ranzen, den die Tataren mit sich auf Reisen nehmen.

Bereits hört man den Laut des Pfeils jenseits mehrerer Länder, und man konnte kaum mit den Augen blinzeln als er bereits gegen den Huf des Rosses stiess. Darauf prallte er neun Klafter vom Rosse zurück und blieb dort auf dem Boden liegen. Katai-Chan hob seinen Pfeil wieder auf und steckte ihn in seinen Köcher, setzte sich wieder mit seinem Knaben in den Sattel und kam in seinen Uluss zurück. Er nahm seinen lebenden Goldpfeil aus dem Köcher und legte ihn wieder in die Goldkiste.

Nachdem man gegessen und der Knabe wieder zu sich gekommen war, sprach er zum Vater: «Gieb mir einen Namen und lass mich ein Ross aus der Tabune festnehmen.» Der Vater gab den sieben Atamanen Befehl die Tabunen herbeizutreiben, der Knabe selbst aber nahm einen sechsfach gewundenen Arkan und fing ein Heldenross, das den Namen *Alten tüktü Kesel kar at* erhielt. Seinem Sohne gab der Vater den Namen *Busâlei Mirgän.* Bald darauf erkrankten Katai-Chan und sein Weib. Als Katai-Chan bereits dem Tode nahe war, sprach er zu seinem Sohne: «Wenn ich sterbe, musst du mich nicht in der Erde begraben, sondern einen Sarg machen, die Wipfel von neun Lärchenbäumen zusammenbinden und den Sarg auf diese Wipfel setzen.» Darauf fügte er hinzu: «Verlasse dich nie auf deine ältere Schwester, denn sie hat einen schlechten Sinn; aber auf deine jüngere Schwester kannst du dich getrost verlassen.» Darauf starb Katai-Chan und zugleich auch seine Frau, sowie auch sein Ross *Kesel kar at.* Der Knabe bestattet seinen Vater und seine Mutter in einem Sarge auf den Wipfeln von neun Lärchenbäumen. Das Ross aber begrub er in der Erde, bei den Wurzeln der neun Bäume.

Bald darauf trocknete das Meer beim Uluss aus und zugleich entstand eine solche ausserordentliche Hitze, dass Volk und Vieh von derselben vergingen. Busâlei Mirgän selbst geht sorgenvoll einher und weiss nicht, was er in dieser Noth unternehmen soll. Da begann das Ross mit Menschenzunge zu reden und sprach: «Setz dich auf meinen Rücken; lass uns zu Kudai reiten und ihn um Hülfe anrufen!» Busâlei setzte sich in den Sattel und plötzlich

erhielt das Ross Silberschwingen an beiden Seiten. Busâlei flog darauf auf seinem Ross gen Himmel, band sein Ross an den goldenen Pfosten und trat in Kudai's Zelt. Ins Zelt gekommen fragt er: «Guter Kudai, aus welcher Ursache ist das Meer ausgetrocknet?» Kudai entgegnet: «Frage mich nicht, sondern geh an die Quellen des Meeres und suche die Ursache dort. Komm dann zu mir und sag was du gesehen hast.» Busâlei Mirgän kehrte heim und nahm sich nicht einmal Zeit zum Essen, sondern setzte sofort seine Reise zu den Quellen des Meeres fort. Er reitet den ausgetrockneten Meeresboden entlang und hört von fern das Geräusch von brausendem Wasser. Vorsichtig nähert er sich der brausenden Stelle und denkt in seinem Sinn: «Sicherlich giebt es dort jemand, der das Meer dämmet.» In der Entfernung sieht er *Kûkat* (die Schwanenfrau), die mitten im Meere sitzt und mit den beiden Bauschungen ihres Gewandes alles Wasser von beiden Seiten zurückscheucht. Kûkat hat eine sieben Spannen lange Nase und auf eine Wange hängt eine Haarflechte herab.

Zornig erfasste Busâlei Mirgän seinen Bogen, nahm einen Pfeil aus dem Köcher und fing an auf die Alte zu zielen. Er besann sich jedoch und beschloss heimzukehren, um seine ältere Schwester zu fragen, ob er die Alte todt schiessen sollte oder nicht. Die Schwester rieth ihm nicht zu schiessen, versprach es jedoch selbst zu versuchen, Kûkat in Güte zu gewinnen. Kara Kuruptju setzte sich auf den Rücken des Rosses und ritt zu Kûkat fort. Darauf rief sie von Ferne der Kûkat zu: «Weshalb dämmest du uns das Meer?» Kûkat antwortet: «Ich habe das Meer gedämmet, um dich zu vermögen zu mir zu einer Unterredung zu kommen. Ich bin Kûkat, mein Mann heisst *Djilbegen* und ich habe einen Sohn, *Djider môs*, für den ich dich zur Frau haben möchte. Bist du bereit meinen Sohn zu nehmen?» Kara Kuruptju antwortet: «Wie kann ich ohne meines Bruders Erlaubniss deinen Sohn zum Manne nehmen; sicherlich würde mich mein Bruder dann tödten. Wäre mein Bruder todt, so würde ich wohl die Frau deines Sohnes werden.» Kûkat verspricht es ihn zu tödten, Kara Kuruptju aber sagt: «Wie wirst du ihn, den

grössten Helden der Erde, tödten?» Kûkat entgegnet: «Wenn dein Bruder auf die Jagd reitet, werde ich zu dir ins Zelt kommen, mich in Asche verwandeln und mich zugleich mit Wasser von ihm trinken lassen. In den Magen gekommen, werde ich seine Eingeweide mit meinem Messer zerschneiden.» — «Dann wirst du», antwortet Kara Kuruptju, «zuvor das Meer zurückkehren lassen und ich werde meinen Bruder erzählen, dass ich dir das Leben genommen habe.» Damit war Kûkat zufrieden und beide kehrten heim, nachdem Kara Kuruptju versprochen hatte ihren Bruder am folgenden Tage auf die Jagd zu schicken.

Heimgekommen erzählt Kara Kuruptju dem Busâlei Mirgän, was sie der Alten versprochen hatte und Busâlei Mirgän glaubt ihrem Worte. Am Morgen bat sie den Bruder ihr etwas Wildpret zur Nahrung zu fangen und der Bruder begab sich auf die Jagd. Bald, nachdem er davongeritten war, fand sich Kûkat im Zelte ein und Kara Kuruptju bewirthete sie auf das Beste. Gegen Abend hört man Huftritte des Rosses *Kesel kar at*. Sofort verwandelt sich Kûkat in eine Fliege und setzt sich auf den Kesselhaken. Busâlei Mirgän bindet sein Ross an den Pfosten, tritt ins Zelt und klagt der Schwester, dass er während des ganzen Tages kein einziges Wild gefunden habe. Er verlangt von seiner Schwester etwas zu trinken und Kara Kuruptju hält ihm eine goldene Schaale voll von Airan hin. In demselben Augenblick flog die Fliege in die Schaale, verwandelte sich in Asche und Busâlei Mirgän trank sie, ohne etwas zu wissen, sammt dem Weine in sich hinein. In einem Augenblick schnitt Kûkat mit einem Messer in sein Herz. Busâlei Mirgän sah sogleich, dass seine Schwester ihn hintergangen hatte und sprach: «Schwester, du hast mein Leben gegessen, denn ich Thor habe meines Vaters Warnung vergessen!» Gleich darauf starb Busâlei Mirgän und zugleich auch sein Ross; Kûkat aber nahm ihre frühere Gestalt wieder an, nahm Kara Kuruptju mit und jagte alles Volk und alles Vieh in ihre Heimath fort.

Unter der Erde ist ein Loch und durch dieses Loch führt Kûkat ihr ganzes Gefolge mit sich unter die Erde. Als sie durch das Loch

gegangen sind, kommen sie zu der Mündung von drei schwarzen Flüssen, die sich bei ihrem Auslauf zu einem einzigen vereinigen. Hier hatte Kûkat ihr Zelt, wo sie mit ihrem Manne Djilbegen und ihrem Sohne Djidar Môs lebte. Für Djidar Môs und Kara Kuruptju lässt sie ein neues Zelt errichten, wo sie bei einander zu leben anfingen. In der ersten Nacht träumte Kara Kuruptju, dass ihr Bruder und sein Ross wieder zum Leben kamen und dass Busâlei Mirgän sie, Kûkat und alles Volk, das sich in den zwei Zelten fand, todtschlug. Diesen Traum erzählt sie der Kûkat, die Alte glaubt aber nicht an den Traum und beginnt Kara Kuruptju zu trösten.

Während sie noch sprach, hört man Huftritte und erschreckt läuft Kara Kuruptju in ihr Zelt zurück. Sie macht ein Loch in der Zeltwand und sieht durch das Loch Busâlei Mirgän auf seinem Ross mit einer Peitsche in der Hand heranreiten. Kara Kuruptju läuft ihrem Bruder weinend entgegen und spricht: «Als du starbst, kamen Kûkat und ihr Volk zu mir, banden mich und führten mich sammt all unserem Eigenthum mit Gewalt fort.» Ohne ein Wort zu sagen, band Busâlei Mirgän sie mit ihren Füssen an den Sattel, so dass der Kopf an dem Boden schleppte. Jetzt kam Kûkat dem Busâlei Mirgän entgegen gelaufen, um mit ihm zu kämpfen; der Held aber schlägt sie mit seiner Peitsche, so dass sie in zwei Stücken zur Erde nieder sinkt. Dann nahm er sein Schwert, ging zu Djilbegen und Djider Mos und tödtete beide. Darauf kehrte er heim, indem er seine Schwester hinter sich schleppte und sie unaufhörlich unterwegs peitschte. All sein Vieh brachte er auch wieder nach Hause. Heimgekommen ward er im Zelt von *Kesel Djibäk*, *Kubai Kôs* und *Kubasen Arga* empfangen. Als Busâlei Mirgän gestorben war, hatte Kesel Djibäk Kudai gebeten ihn wieder lebend zu machen. Kudai schickte den Kubai Kôs und seine Schwester Kubasen Arga zu ihr, welche Busâlei Mirgän wieder zum Leben riefen. Jetzt sassen diese da und erwarteten den Busâlei Mirgän. Als er wiederkam, nahm er Kubasen Arga zur Frau. Bald darauf kam aus einem andern Lande *Alten Mirgän* und freite um Kesel Djibäk, Busâlei Mirgän aber antwortet: «Versprichst du es mit mir zu leben, so gebe ich

dir meine Schwester; willst du sie aber zu dir nach Hause haben, so gebe ich sie dir nicht.» Alten Mirgän versprach es mit Busâlei Mirgän zusammen zu leben und nun wurde wieder eine Hochzeit gefeiert. Ueber Kara Kuruptju aber fällte der Bruder solch ein Urtheil, dass sie auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden sollte. Darauf kehrt Kubai Kôs wieder heim und Busâlei Mirgän begleitet ihn auf den halben Weg. Alten Mirgän trieb dann all sein Vieh zu Busâlei Mirgän und jetzt gab es soviel Volk und soviel Vieh bei den Zelten, dass man um sie in nicht weniger als dreien Tagen herumkommen konnte. — Weder Helden noch Aina's wagten es darauf sie anzutasten.

4.

Küreldei Mirgän und Kümüs Arga.

An dem weissen Meere unter einem hohen Berge lebt *Küreldei Mirgän* mit seiner Schwester *Kümüs Arga*. Ihre Eltern sind längst todt und anderes Volk giebt es nicht im Zelt. Aber Rosse und anderes Vieh haben sie in Menge. Eines Tages sagt Kümüs Arga zu ihrem Bruder: «Es ist Zeit, dass du dich nach einer Hausfrau umsiehst. Kara-Chan hat eine Tochter, *Kairal Tjiseäk*, welche dir eine gute Wirthin sein würde. Gehst du, um dich um sie zu bewerben, so triffst du auf dem Wege sieben Füchse, welche um dich herum laufen und dich wie Hunde anbellen werden. Rühr sie jedoch nicht an, sondern geh vorbei, als merktest du sie nicht. Bist du von ihnen fortgegangen, so begegnest du sieben Wölfen, welche dich ebenfalls umringen und anbellen werden. Hab Acht, denselben nicht nah zu kommen, sondern geh deinen Weg fürder, als merktest du sie nicht. Bist du dann auf einen hohen Bergrücken gekommen, so wirst du von einem heftigen Grausen ergriffen, dann musst du dich aber hüten, dich umzusehen.»

Küreldei sattelte sein Ross, schwang sich in den Sattel und begab sich auf die Reise. Plötzlich zeigten sich mitten auf der Steppe sieben Füchse, welche Küreldei umringten und ihn anbellten. Kü-

reldei gedachte der Warnung seiner Schwester und achtete der Füchse nicht, die ihn alsbald verliessen. Küreldei setzte seinen Weg auf der Steppe fort und wurde dann von sieben Wölfen angegriffen, welche ihn sofort wieder verliessen, als er sich den Anschein gab, als gewahre er sie nicht. Als er darauf von der Steppe den Berg hinaufritt, ward er unvermuthet von solcher Furcht befallen, dass sein ganzer Körper zu schwanken anfing. Obwohl die Schwester ihn gewarnt hatte, sich nicht umzusehen, vergisst er jedoch der Warnung seiner Schwester und blickt nach allen Seiten um sich. Als er sich darauf den Berg abwärts begiebt, lässt sich von allen Seiten ein Pfeifen hören. Küreldei Mirgän blickt noch einmal um sich und sieht einen schwarzen Hund mit feurigen Augen und blutigem Munde. Der Hund schnuppert auf der Erde, läuft, schnuppert wieder und nähert sich Küreldei Mirgän. Küreldei Mirgän kehrt sein Ross um, ergreift sein Schwert und stürzt auf den Hund los. In einem Nu verschwand der Hund, ohne dass Küreldei Mirgän merkt, wohin er seinen Weg nahm. In demselben Augenblicke fühlte sich Küreldei Mirgän sehr unwohl und beschloss heimzukehren. Mit Mühe reitet er, quer über den Sattel liegend, zurück. Als er noch weit vom Zelte entfernt war, fiel er vom Pferde auf die Steppe herab und starb auf der Stelle. Das Ross bleibt bei seinem Herrn stehen und bewacht seinen todten Körper.

Kümüs Arga sitzt daheim im Zelt und weiss alles, was ihrem Bruder widerfährt. Als Küreldei Mirgän auf der Steppe stirbt, nimmt sie ein Gewand mit Adlerschwingen aus dem Schrein und fliegt weinend zu ihrem todten Bruder. Kümüs Arga liebte ihren Bruder sehr und setzte sich hin um ihn zugleich mit dem Rosse zu bewachen. Sie bedeckt ihn mit Laub und Kleidern, damit Fliegen und Würmer dem Todten nicht beikommen möchten. Selbst ist Kümüs Arga bereit neben ihrem Bruder zu sterben. Bei seinem Körper sitzend, sieht sie den Hund mit feurigen Augen und blutigem Munde herumlaufen und hinter dem Hunde läuft ein rothhaariges Ross. Auf dem Rosse sitzt ein Mann, der an seinem Gürtel einen vierzig Klafter langen Speer und ein Schwert in seiner Hand

hat. Der Hund läuft an Kümös Arga vorüber und ihm nach jagt in vollem Galopp der Mann auf seinem ungesattelten Rosse. Bald kehrt der Mann mit seinem Rosse zurück und führt den Hund an einer eisernen Halfter hinter sich. Den Mund des Hundes hat der Mann mit einem eisernen Ringe zugeschmiedet. Der Mann ging an dem Mädchen vorüber ohne ein Wort zu sprechen. Kümüs Arga beschliesst ihm auf den Spuren zu folgen; setzte sich auf Küreldei Mirgän's Ross *Kümüs tüktü Kurag at* (das silberhaarige braunweisse Ross) und ritt von dannen. Sie ritt über die Steppe, den Berg hinan und sah an dem weissen Meere das Zelt des Mannes, der den Hund geführt hatte. Das Ross steht da an den Pfosten gebunden. Das Mädchen ritt bergab und band ihr Ross an denselben Pfosten. Dann ging sie ins Zelt. Der Wirth schläft auf dem Bett unter einer seidenen Decke; am Feuer sitzt ein schönes Mädchen und näht an einem Kleide. Kümüs Arga hört hinter sich einen Laut, kehrt sich um und sieht den Hund mit feurigen Augen bei der Zeltthür angebunden. Kümüs Arga schweigt und die andere spricht auch kein Wort; der Wirth fährt fort zu schlafen.

Als der Wirth endlich erwachte, nahm er Kümüs Arga bei der Hand und führte sie, damit sie sich aufs Bett setzte. Der Wirth hiess *Kan Mirgän* und sein Ross trug den Namen *Kan bozerag at* (blutrothes Ross). Seine Schwester, die am Feuer sitzt, heisst *Alten Bös*. Kan Mirgän befiehlt Alten Bös der Kümüs Arga ein gutes Kleid zu geben, statt ihres eignen, das vom Regen durchnässt war. Die Schwester rührt sich nicht von der Stelle, Kan Mirgän selbst aber legt der Kümüs Arga ein seidenes Gewand um. Darauf bewirthet Kan Mirgän sie mit Speise und nachdem sie gegessen hat, fragt Kan Mirgän die Kümüs Arga, wer sie sei. Kümüs Arga nennt ihren Namen und fügt hinzu, dass ihr Bruder Küreldei todt auf der Steppe liegt. Kan Mirgän hat sechzig Heilmittel und siebenzig Worte (eigentlich *Zungen*) und er beschliesst seine Kunst an Küreldei zu versuchen. Kümüs Arga lässt er in seinem Zelt zurück und bittet seine Schwester für sie Sorge zu tragen. Den Hund befiehlt er der Schwester angebunden zu halten, denn es

giebt keinen Helden in der Welt, der es vermöchte sich mit diesem Hunde, der kein Hund, sondern ein Aina ist, zu messen. Ohne sein Ross zu satteln, reitet Kan Mirgän von dannen. Darauf nimmt Alten Bôs eine eiserne Stange, schlägt damit Kümüs Arga aufs Haupt, nimmt ihr das seidene Gewand ab und sagt: «Du hast mir nicht nähen helfen und so magst du auch nicht mein Kleid tragen. Nicht Kan Mirgän ist hier Wirth, sondern ich.» Sodann bindet sie den Hund los, nimmt ihm den Ring vom Munde und lässt ihn fortlaufen. Darauf sitzen Alten Bôs und Kümüs Arga im Zelt, ohne ein Wort mit einander zu sprechen.

Während sie sitzen, hört man Huftritte von mehr als einem Rosse vom Berge herab. Die angekommenen Reiter binden ihre Rosse an den Pfosten. Ins Zelt trat Kan Mirgän mit frohem Gesicht und ihm folgt Küreldei Mirgän, der wieder lebend war. Während Bruder und Schwester einander bewillkommnen, merkt Kan Mirgän, dass der Hund fort ist und fragt die Schwester, wie er losgekommen sei. Die Schwester antwortet kein Wort, Kan Mirgän aber packt Alten Bôs an ihren sechzig Haarflechten und schlägt sie mit der Peitsche auf den Rücken. Küreldei Mirgän bittet für Alten Bôs und Kan Mirgän hört auf seine Schwester zu peitschen. Kan Mirgän und Küreldei wurden da gute Freunde und Brüder. Kümüs Arga kehrte darauf heim, Küreldei Mirgän aber begab sich zu Kara-Chan, um sich um seine Tochter zu bewerben. Kan Mirgän blieb in seinem Zelt zurück.

Küreldei Mirgän reitet über Steppen und Berge und kam nach einer langen Reise zu einem hohen Berge an einem schwarzen Meere. Am Ufer des Meeres wohnt Kara-Chan und um sein Zelt herum stehen Rosse an allen Pfosten angebunden und die Zelte fassen das Volk nicht. Küreldei Mirgän sieht, dass Kara-Chan ein Gastgebot feiert und steht auf dem Berge voll Verwunderung über die Menge des Volks und der Rosse. Kara-Chans Volk gewahrte den Küreldei Mirgän, als er auf dem Berge stand und meldete dem Kara-Chan des Helden Ankunft. Als Kara-Chan dies hörte, sprach er: «Einen guten Mann muss man ehren! Sechs Mann sollen sein

Ross binden und sieben Mann ihn herführen.» Die Atamane gehorchten seinem Befehl, banden das Ross und führten Küreldei in das Zelt des Chans. Im Zelt sitzen sechzig Helden, welche zu Kara-Chans Tochter auf die Frei gekommen sind. Sobald Küreldei eintrat, standen alle sechzig Helden auf. Kara-Chan führt Küreldei zum Bett, lässt ihm Airan vorsetzen und fragt nach seinem Namen. Küreldei Mirgän erzählt ihm, wer er sei, und Kara-Chan sagt, dass er schon von seinen Ruhm gehört hätte. Kara-Chan forscht weiter nach seinem Vorhaben und Küreldei Mirgän antwortet: «Trifft man eine rothe Geis, so schiesst man sie, findet man ein schönes Mädchen, so nimmt man sie. Ich bin gekommen», fährt Küreldei fort, mich um deine Tochter zu bewerben.» Kara-Chan sagt ihm sogleich seine Tochter zu und bittet sein Volk die Hochzeit anzurichten. In zwölf Grapen kocht man Speisen und der Airan fliesst in grossen Gefässen.

Während die Hochzeit gefeiert wird, hört man in der Entfernung Huftritte und die Erde schwankt dabei. Es ist Kan Mirgän's Ross, das ohne seinen Herrn zu Kara-Chan gelaufen kommt. Als Küreldei Mirgän das Ross seines Heldenbruders sah, erschrak er, ging dem Rosse entgegen und umfasst seinen Hals. Das Ross beginnt mit Menschenstimme zu reden: «Während Kan Mirgän schlief, nahm der Hund mit den feurigen Augen ihn in seinen Mund und lief mit ihm davon. Setze dich auf meinen Rücken und folge mir, so werde ich dir die Stelle zeigen, wo Kan Mirgän jetzt weilt.» Küreldei setzt sich auf des Rosses Rücken und das Ross beginnt zu sprechen: «Jenseits sieben Länder steht ein hoher, weisser Berg, und auf diesem Berge ist jetzt der Hund mit Kan Mirgän. Heute schläft der Hund auf dem Berge und darauf schläft er sieben Jahre lang nicht. Kommen wir nicht an dem heutigen Tage zum Berge, so kommt dein Bruder um.» Darauf unterweist das Ross den Küreldei den Hund nicht zu schlagen, weil der Hund durch den Schlag erwachen könnte. Selbst lief darauf *Bozerag at* mit so leichten Schritten, dass die Huftritte nicht gehört werden, und *Kurag at* folgt seinem Herrn auf den Spuren ohne Reiter.

Um Mittagszeit kam Küreldei zum Berge und fand den Hund auf der Seite schlafend. Küreldei stieg vom Rücken des Rosses herab und näherte sich mit leichten Schritten dem Hunde, mit einem Schwert, einer eisernen Kette und einem eisernen Ringe bewaffnet. Leise befestigte er den Ring um den Mund des Hundes und die Kette um seinen Hals, band seine Füsse fest, schliff sein Schwert und öffnete den Magen des Hundes. Aus dem Magen kam Kan Mirgän gesund und wohlbehalten hervor, nur war er seiner Haare beraubt. Da nahm Küreldei Mirgän ihn zu sich, wusch ihn mit Meerwasser und wildem Rosmarin, worauf Kan Mirgän sein Haar wiedererhielt. Da dankte Kan Mirgän dem Küreldei, der ihn vom Tode gerettet hatte, herzlich; Küreldei Mirgän aber erinnerte Kan Mirgän daran, dass er ihm früher das Leben wiedergeschenkt hatte. «Sieh hier», sagte Kan Mirgän, «diesen schwarzen Hund, der schlimmer als alles Böse ist. Aber schlimmer als dieser Hund ist noch meine Schwester. Tödten wir sie nicht, so werden wir nicht lange auf Erden leben.» Nachdem sie den Hund verbrannt hatten, begaben sich beide Heldenbrüder auf ihren Rossen zu Kara-Chan und setzten die bereits begonnene Hochzeit weiter fort.

Als die Hochzeit vorüber war, liess Kara-Chan ein sechsfüssiges Ross einfangen, beschenkte Küreldei Mirgän mit dem Rosse und reichen Gaben, und nahm Abschied von ihm und von seiner Tochter. Küreldei mit seiner Frau und Kan Mirgän reisten zusammen, und Kan Mirgän lud Küreldei mit seiner Frau unterwegs in sein Zelt. Sie gingen ins Zelt und als Kan Mirgän eintrat, zog er sein Schwert und gab mit demselben seiner Schwester einen solchen Schlag, dass sie sogleich verschied. Darauf schleppte er sie auf einen hohen Berg und verbrannte ihren Körper zu Asche. Hierauf ladet Küreldei Mirgän seinen Kampfbruder zu sich und verspricht ihm seine Schwester zur Ehe. Kan Mirgän nahm die Einladung an, nahm all sein Eigenthum mit und folgte Küreldei zu seinem Zelte. Dort angekommen, bereiteten sie zwei Zelte und richteten eine Hochzeit für Kan Mirgän und Kümüs Arga an. Sie feierten die Hochzeit sieben Tage lang, neun Tage lang und lebten

dann in Frieden, ohne dass ein Held oder ein Aina ihnen beizukommen gewagt hätte.

5.

Alten Kök.

In einem Zelte wohnten ein dreijähriger Knabe und ein siebenjähriges Mädchen, ohne Vater, ohne Mutter. Sie wohnten allein im Zelt, hatten aber viel Rosse und anderes Vieh. Der Knabe hatte ein Ross, aber weder er noch sein Ross hatten einen Namen. Eines Morgens, als der Knabe und das Mädchen soeben aufgestanden waren, hörte man in der Entfernung Hufttritte. Die Schwester macht ein Loch in die Zeltwand und sieht zwei Helden auf zwei Rossen angeritten kommen. Sie banden ihre Rosse an den goldnen Pfosten und traten in die Jurte. Die beiden Helden verbeugten sich vor dem Knaben und sagten: «Eine geschossene Kugel fürchtet nicht den Stein und ein abgesandter Mensch fürchtet nicht einmal Fürsten.» Die Helden fuhren fort: «Wir sind zu dir abgesandt von siebenzig Chanen, siebenzig Helden und sieben Kudai's. Aus der Erde ist ein Aina emporgekommen, der *Ai-kün* (Mond und Sonne) heisst. Dich bitten jetzt die Götter, Helden und Fürsten, dass du kommest und mit diesem Aina streitest. Kein Held vermag es ihn zu besiegen. Die sieben Kudai's weinen, aus der Erde sind aber sieben Aina's hervorgekommen, welche sich freuen und Lieder singen. Vielleicht vermagst du es ihn zu besiegen.»

Die Schwester will ihren Bruder nicht von sich lassen, da er zu solchen Kämpfen noch zu jung und schwach sei, der Knabe aber schilt seine Schwester und spricht: «Du bist thöricht! Wem anders soll man gehorchen, als den Göttern, Fürsten und Helden?» Er sattelte sein Ross, setzte sich auf dessen Rücken und war im Begriff davonzureiten. Aber in demselben Augenblicke packt die Schwester die Halfter und sagt, dass sie ihn nicht anders ziehen lassen würde, als wenn er sie mit sich aufs Ross nähme. Der Knabe geräth in Zorn, nimmt sein Schwert, zerschneidet die Halfter und stösst die Schwester von sich. Er schlug sein Ross und reitet davon,

zugleich mit den beiden Helden. Er kam zu einem hohen Berge an einem weissen Meere. Dort steht ein Zelt und am Meere wandern Chane und Helden, und auf einer Wolke sitzen sieben Kudai's auf die Erde niederschauend. Auf dem Berge liegt Ai-kün mit der Hand unter den Ohren und blickt um sich. Wenn er gen Himmel schaut, flammen die Wolken, wenn er zur Erde blickt, flammet das Gras. Die sieben Aina's stehen unter dem Berge bis zur Mitte aus der Erde hervorragend, lachen und singen.

Als Ai-kün den Knaben erblickt, lächelt er und spricht: «Man erzählte mir, dass vom weissen Berge ein weisses Ross komme, dies ist aber ein Haase; man sprach von einem pappelhohen Helden, dies hier ist aber nur ein kleines Knählein.» Der Knabe ärgerte sich in seinem Sinne, sprang vom Rücken des Rosses herab und gab dem Ai-kün mit geballter Faust einen Schlag auf die Wange. Ai-kün stand jetzt auf und begann mit dem Knaben zu ringen. Sie rangen drei ganze Tage und Ai-kün gewinnt die Oberhand, vermag es jedoch nicht den Knaben zu tödten. Am vierten Tage nahm die Kraft des Knaben zu, so dass beide einander gleich kamen. Der Knabe versucht es den Aina den Berg hinanzuziehen, der Aina aber will den Knaben zum Meere ziehen. Dem Aina gelang es den Knaben vom Berge herunter zu bekommen und nun fuhren sie fort am Meeresstrande zu ringen. Sie ringen ein ganzes Jahr und dem Kampfe sehen die sieben Kudai's und die sieben Aina's und siebenzig Helden und Chane zu. Als sie ringen, schwankt die Erde und das Meer schwillt an, so dass das Wasser die Steppe überschwemmt und das Vieh ertränkt. Menschen und Vieh fliehen zum Berge, der Knabe und der Aina aber streiten im Wasser. Im Meere sieht man rothe und schwarze siedende Blutströme. Die Kudai's sagen: «Das rothe Blut kommt vom Knaben und das schwarze ist das Blut des Aina!» Während sie kämpfen, nimmt der Knabe den Aina auf seine Schultern und trägt ihn den Berg hinan. Während er den Aina auf seinen Schultern trägt, bindet er ihm auch Hände und Füsse. Auf den Berg gekommen, nimmt der Knabe sein Schwert, schneidet damit grosse Fleischstücke dem Aina vom

*

Leibe und zwingt ihn sein eignes Fleisch zu verzehren, indem er ihm droht, dass er ihn sonst verbrennen würde. Hiebei frägt der Knabe den Aina: «Sag, wo ist deine Seele, denn hättest du sie bei dir, so hätte ich dich längst getödtet.» Der Aina antwortet: «Auf meinem Ross ist ein Sack festgebunden, im Sack ist eine Schlange, die Schlange hat zwölf Köpfe und meine Seele hat die Schlange. Tödtest du die Schlange, so tödtest du auch mich.» Der Knabe ging zum Rosse, band den Sack ab und haut mit einem Hiebe der Schlange alle zwölf Köpfe ab, wobei sowohl der Aina als die Schlange umkamen. Auch das Ross kam um. In demselben Augenblick verschwanden die sieben Aina's, die sieben Kudai's, die siebenzig Fürsten und Helden aber verbeugten sich vor dem Knaben und bewunderten ihn. Darauf gab man ihm den Namen *Alten Kôk* (Gold-Kuckuck) und die Schwester bekam den Namen *Alten Artjöl* (Goldtuch). — Als Alten Kôk den Aina überwand, verbeugte er sich vor den sieben Kudai's und bat sie jemand zu seiner Schwester zu senden mit der Botschaft, dass er noch am Leben sei. Der Bote kehrte zurück und meldete, dass die Schwester noch auf derselben Stelle stünde, wohin sie der Bruder vor der Abreise gestossen hatte, dass sie zwar noch am Leben aber sehr schwach sei. Bei der Nachricht von ihrem Bruder wäre sie sehr froh geworden und hätte sich erholt.

Im Uluss gab es ein schönes Mädchen, *Ajazen Ko*, und die sieben Kudai's und alle Fürsten und Helden gaben sie dem Alten Kôk zum Weibe. Die sieben Kudai's segnen Alten Kôk und Ajazen Ko, bei der Hochzeit aber wird Alten Kôk von allen Chanen und Fürsten bedient. Die Hochzeit wird sieben Tage, neun Tage lang gefeiert. Darauf machen die sieben Kudai's Alten Kôk zum Chan über alle siebenzig Chane.

Als die Hochzeit gefeiert war, kehrt Alten Kôk in seine Heimath zurück und die sieben Kudai's befehlen, dass unterwegs sechs Helden vor und sieben hinter ihm reiten sollen. Der Vater des Mädchens, *Alten Chan*, begleitete Alten Kôk auf den Weg. Heimgekommen stellte Alten Kôk ein grosses Gastgebot an. Während

das Gastgebot gefeiert wird, hört Alten Kôk in der Nacht sein Ross wiehern. Er ging aus dem Zelt und fand an dem Rosse eine also lautende Schrift: «Die sieben Kudai's rufen Alten Artjôl, dass sie mit ihnen lebe und sich nicht vereheliche.» Alten Artjôl wusch sich mit wildem Rosmarin und Meerwasser, nahm Abschied von ihrem Bruder und begab sich mit ihrem Gewand mit Adlerschwingen zu den sieben Kudai's.

Alten Kôk lebt daheim in Frieden; weder Helden noch Aina's wagen es ihn anzurühren.

6.

Alten Bürtjük.

In einem elenden, mit Heu bedeckten Otak*) wohnte ein achtjähriger Knabe, der sehr arm war und sehr schlechte Kleider trug. Der Knabe war vater- und mutterlos und wohnte allein in seinem Otak. Sein einziges Eigenthum besteht in einem drei Jahre alten Rosse und seine einzige Arbeit ist es, das Füllen zu füttern, zu streicheln und zu pflegen. Um seinen eignen Magen zu sättigen, stellt er Fallen für Haasen und Auerhähne aus. Irgend eine andere Nahrung hatte er nicht. Das junge Füllen, das der Knabe hatte, war so stark im Fressen, wie eine ganze Tabune. Innerhalb eines Tages frass es das Grass von einer ganzen Steppe. Eines Abends, als das Ross aufgehört hatte zu fressen, band der Knabe es auf die Nacht an einen Baum und begab sich selbst in seinen Otak. Er legte sich schlafen und sobald die Sonne am Morgen aufging, begab er sich wieder dahin um nach seinem Füllen zu sehen. An Ort und Stelle angekommen, sieht er nur den Kopf, die Füsse, den Schwanz und die Mähne des Füllens; alles übrige hatte der Wolf aufgefressen. Bei diesem Anblick wurde dem Knaben ängstlich zu Muthe und er fing an zu weinen; er tröstete sich indessen und sprach: «Ich vertrage Hunger und halte Mühsalen aus.»

Darauf machte er eine Schlinge um die Ueberreste seines Füllens und bittet Kudai, indem er spricht: «Hat der Wolf mein Füllen

*) *Otak* ist ein schlechtes Lager, das statt des Zeltes dient.

aufgefressen, so mag der Wolf in die Schlinge gerathen und hat ein Aina das Füllen aufgegessen, so mag der Aina darin gefangen werden!» Er begab sich darauf wieder in seinen Otak, sah unterwegs auf seine Haasen- und Auerhahnfallen und kam so nach Hause. Er richtete seine Abendmahlzeit an und legte sich schlafen; konnte jedoch aus Trauer um sein aufgefressenes Füllen nicht einschlafen. Am folgenden Morgen stand er zeitig auf und ging noch um auf die Ueberreste des theuren Thieres zu sehen. Auf den Berg gehend sieht er etwas gleich einer Sonne in der Schlinge glänzen, die er neben dem Leichnam ausgestellt hatte: es ist ein weisser, goldhaariger Wolf von drei Klaftern Länge. Der Wolf ist noch am Leben und zappelt in der Schlinge. Der Knabe naht dem Wolfe, greift ihn am Schweife und schlägt ihn mit seiner Peitsche auf den Rücken, so dass alles Haar ihm ausfällt. In seiner Noth bittet der Wolf den Knaben um Schonung und spricht: «Hörst du auf mich zu schlagen, so verspreche ich dir zu thun, was du auch von mir verlangen magst.» Der Knabe erwiedert: «Was Gutes hat man irgendwann einen Wolf machen sehen! Mein Ross hast du aufgefressen und dafür werde ich dir das Leben auspeitschen.» Der Wolf fuhr fort ihn zu bitten und sprach: «Ich bin Bürü-Chan (der Wolf-Chan) und mir gehorchen sechshundert Wölfe; und einer der Chane der Erde und siebenzig Chane sind mir unterthan. Ich kann als Wolf und als Mensch leben. Lässt du ab mich zu schlagen, so verspreche ich dir bei Gott, dass ich dir aus meiner Tabune soviel Pferde geben werde, als du wünschest!» Der Knabe zögerte zwar Anfangs den Wolffürsten loszulassen, als aber dieser seine Worte bei Gott betheuert hatte, liess ihn der Knabe dennoch aus der Schlinge und folgte ihm auf den Spuren.

Als sie ein Stück Weges gegangen waren, kamen sie auf eine Steppe, welche voll von Pferden war, die alle dem Wolffürsten gehörten. Diese Pferde wurden von neun Hirten gehütet, die sich auf Befehl des Wolffürsten vor dem Knaben verbeugten und ihm neun der besten Rosse vorführten und neun der schönsten Kleider, worunter der Knabe das auswählen konnte, das ihm am meisten

behagte. Der Knabe sieht auf die Rosse und Kleider, welche alle so prächtig waren, dass er lange unschlüssig war, welches von ihnen er wählen sollte. Bürü-Chan hatte sich unterdessen entfernt und während der Knabe steht und wählt, findet sich ein alter, grauhaariger Greis ein, der dem Knaben den Rath giebt weder die Kleider noch die Rosse anzurühren, sondern dem Bürü-Chan zu Fuss auf den Spuren zu folgen. Ferner unterweist ihn der Greis, dass man noch weiter auf dem Wege ihm neun Rosse und neun Kleidungen bringen werde, dass er sie aber nicht entgegennehmen solle. Endlich warnt ihn der Alte dem Bürü-Chan nicht zu offenbaren, wer ihm den Rath gegeben habe die Gaben nicht entgegen zu nehmen.

Der Knabe folgte dem Rath des Alten und begab sich auf denselben Weg, den Bürü-Chan bereits gegangen war. Bald kam er auf eine Steppe, die ebenfalls mit Rossen angefüllt war, die dem Bürü-Chan gehörten und von neun Hirten bewacht wurden. Auch diese waren von Bürü-Chan dazu angewiesen dem Knaben neun der allerbesten Rosse und neun der stattlichsten Kleider anzubieten, und alle diese Sachen waren so reizend, dass der Knabe der Warnung des Alten vergass und schon im Begriff war sich das Beste auszusuchen, als in demselben Augenblick der grauhaarige Alte zu ihm kam und ihn bat das Eigenthum Bürü-Chans unberührt zu lassen. Der Knabe gehorchte der Warnung des Alten und begab sich wiederum zu Fuss weiter, dem Bürü-Chan auf den Spuren folgend. So kam er noch zu einer dritten Steppe, die ebenfalls mit Bürü-Chan's Rossen angefüllt war. Auch hier hatte man neun Rosse ausgewählt und neun Kleidungen für den Knaben bereitet, und neun Hirten kamen zum Knaben, verbeugten sich vor ihm und baten ihn sich ein Ross und eine Kleidung auszuwählen. Wiederum vergass der Knabe die erhaltene Warnung und wollte sich ein Ross und eine Kleidung auswählen, als sich der grauhaarige Greis zeigte und den Knaben bat, seinen Weg zu Fuss in seiner alten Kleidung fortzusetzen. Zugleich erzählt er dem Knaben, dass er bald zu Bürü-Chan kommen werde, der ihm die Hälfte seines

Eigenthums geben wolle, er warnt jedoch den Knaben das Anerbieten Bürü-Chans anzunehmen, sondern räth ihm, von ihm nur eine Katze zu begehren, die er in Bürü-Chan's Zelt erblicken würde.

Nachdem er diesen Rath gegeben hatte, verschwand der Alte, und der Knabe begab sich zu Bürü-Chan. Zu einem Berg gekommen, sieht er von der Bergspitze den Uluss Bürü-Chans am weissen Meere. Der Knabe steigt den Berg hinab und geht gerade in Bürü-Chan's Zelt. Hier liegt Bürü-Chan auf seinem Divan, mit einem goldnen Stab in der Hand. Sowie der Knabe eintrat, erhob sich Bürü-Chan, führte ihn zum Divan und bat ihn, sich dicht neben ihm zu setzen. Darauf liess er den Knaben mit einem prächtigen Kleide bekleiden, ihm Speise vorsetzen und ihn wie einen Chan ehren. Drei Tage lang bewirthet ihn Bürü-Chan, am vierten führt er ihn aus dem Zelt, lässt seine Sclaven alle Rosse und all sein Vieh herbeitreiben und bietet dem Knaben die Hälfte seiner Heerden an. Der Knabe bittet den Chan die Theilung bis auf Weiteres zu lassen, fasst den Bürü-Chan bei der Hand, führt ihn zurück ins Zelt. Ins Zelt gekommen, lässt Bürü-Chan alle seine Kleider und seine übrige Habe hervorholen und fährt fort dem Knaben die ihm versprochene Hälfte seines Eigenthums anzubieten. Da greift der Knabe zum Worte: «Was soll ich mit deiner Heerde und deinem Eigenthum? Ich habe ja weder Frau noch Diener, um so grosse Schätze zu hüten. Es ist besser, dass du mir deine Katze schenkest, denn mit dieser kann ich auch unverheirathet und ohne Diener zurecht kommen.» Bürü-Chan sieht mit weitoffenstehendem Munde auf den Knaben und Thränen kommen ihm in die Augen. Aber bei dem Gedanken an sein bei Gott beschworenes Versprechen muss er sich bequemen, die Katze hinzugeben, obwohl er lieber die Hälfte seines Eigenthums gegeben hätte. Der Knabe nahm ein Seil, band die Katze damit, zog seine alte Kleidung an, steckte die Katze in den Busen und nahm Abschied von Bürü-Chan. Bei der Abreise des Knaben begleitete ihn Bürü-Chan bis zu dem naheliegenden Berge und während er mit dem Knaben spricht, sind seine Augen auf den Busen des Knaben gerichtet. Als sie sich end-

lich trennen, sagt Bürü-Chan: «Wenn du in deinen Otak kommst, so vergiss es nicht, gut auf die Katze zu achten, so dass sie weder Hunger noch Kälte leide. Nähre sie mit derselben Speise, die du selbst geniessest und kleide sie mit solchen Kleidern, wie du selbst trägst.» Darauf kehrt Bürü-Chan zu seinem Zelt zurück und der Knabe setzt seinen Weg nach Hause fort.

Ohne alle Abenteuer erreichte der Knabe seinen Otak. Hier fand er getrocknetes Haasen- und Auerhahnfleisch, das er kochte und begann sogleich nach seiner Heimkunft zu essen. Er nimmt die Katze mit zum Essen. Jedes Stück, das er isst, theilt er mit der Katze; und von jeder Schaale Suppe, die er trinkt, lässt er auch die Katze ihr Theil bekommen. Wenn er sich schlafen legt, bindet er die Katze an eine Stange im Otak und bedeckt sie mit seinen eignen Kleidern. Wenn der Knabe schläft, schläft auch die Katze und wenn der Knabe in der Nacht erwacht, erwacht auch die Katze. Der Knabe wundert sich über den Verstand der Katze, der ihm nicht wie der Menschenverstand zu sein schien. Am Morgen stand der Knabe auf, begab sich hinaus um Haasen und Auerhühner zu fangen und liess die Katze angebunden im Otak. Nachdem er, soviel er wünschte, gefangen hatte, kehrte er in seinen Otak zurück. Unterwegs hört er einen Gesang wie von einem Mädchen und der Gesang ist so schön, dass Vögel und andere Thiere still sitzen und demselben lauschen. Dieser Gesang scheint ihm aus dem Otak zu kommen, als er aber in den Otak gekommen war, sieht er dort Niemand ausser seiner Katze, die, an die Otak-Stange gebunden, ganz still sitzt.

Der Knabe bereitet sich jetzt eine Mittagsmahlzeit und fütterte die Katze wie es Bürü-Chan gewünscht hatte. Nach dem Mittagsessen legte er sich zur Ruhe, erwachte aber bald durch einen ausserordentlichen Lärmen, der sich um ihn herum hören lässt. Beim Erwachen befindet sich der Knabe in einem Zelt, das ebenso geschmückt ist wie das des Bürü-Chan und rings um das Zelt ist die Steppe voll von Dienern, Rossen und anderem Vieh. Die Katze war verschwunden, anstatt ihrer aber sieht er ein Mädchen ihre vielen

Haarflechten losflechten und sie wieder in zwei zusammenflechten, als Zeichen davon, dass sie nicht mehr ein Mädchen, sondern des Knaben Frau ist*). Eigentlich war sie Bürü-Chan's Tochter, welche bei der Ankunft des Knaben bei Bürü-Chan nur in eine Katze verwandelt worden war und nun ihre frühere Gestalt wieder erhielt. Nach Abreise des Knaben hatte Bürü-Chan die Hälfte seines Eigenthums als Mitgift seiner Tochter geschickt. Zugleich hatte er auch einen Ataman, *Albang Mirgän*, gesandt, um das Eigenthum seiner Tochter zu hüten und zu verwalten.

Zu der Zeit, als dies geschah, lebte auf Erden ein mächtiger Fürst, *Jedai-Chan*, der einen Sohn, *Jèbet Mirgän*, hatte, beide waren mächtige Helden. Jèbet Mirgän hatte lange um Bürü-Chan's Tochter, *Alten Bürtjük*, gefreit, als er aber hörte, dass sie dem Knaben gegegeben worden sei, ward er sehr zornig und beschloss an dem Knaben Rache zu nehmen. Der Vater sucht seinen Sohn abzuhalten, in der Meinung, dass es für ihn noch andere Frauen auf Erden gebe, der Sohn aber bittet den Vater auf das Dringendste, sich fortbegeben zu dürfen, um Rache zu nehmen und Alten Bürtjük dem Knaben zu entführen, der wegen seiner geringen Herkunft und seiner Armuth einer solchen Frau nicht werth sei. Gegen seinen Willen musste Jedai-Chan endlich dem Begehren seines Sohnes willfahren und Jèbet Mirgän begab sich auf die Reise. Zum Zelt des Knaben gekommen, band er sein Ross an den goldenen Pfosten und trat ins Zelt. Hier setzte er sich aufs Bett und Alten Bürtjük bewirthete ihn mit Speise und Trank, der Knabe aber sitzt auf seiner Stelle und spricht kein Wort. Anfänglich will Jèbet Mirgän keinen Wein trinken, sondern unvermerkt giesst er alles, was Alten Bürtjük ihm vorsetzt, in den Busen. Dies merkt Alten Bürtjük und nimmt sich auch selbst in Acht. Wie sehr Jèbet Mirgän sie auch zum Trinken auffordert, so führt sie die Schaale nur zum Munde und schüttet den Wein in den Aermel. Der Knabe aber trinkt soviel er nur vermag. Als der Knabe schon ein wenig trunken war,

*) Die tatarischen Mädchen tragen bis gegen zwölf Flechten, verheirathete Frauenzimmer aber nur zwei.

sprach Jêbet Mirgän: «Lass uns eine Wette eingehen; wollen wir uns verstecken und einander aufsuchen. Findest du mich in meinem Versteck, so nimmst du all mein Eigenthum und ich werde dein Sclave; finde ich aber dich, so nehme ich dich, deine Frau und all dein Eigenthum.» Der Knabe ging auf diesen Vorschlag ein und Jêbet Mirgän begab sich auf den Heimweg. Der Knabe rüstet sich ihm auf den Spuren zu folgen, Alten Bürtjük giebt ihm bei der Abreise folgenden Rath: «Kommst du in das Zelt Jêbet Mirgän's, so siehst du Bogen und Pfeil auf einer Kiste. Nimm du den Bogen und den Pfeil, wirf und biege den Bogen und den Pfeil wie du es für gut findest, denn du musst wissen, dass Jêbet Mirgän sich in diesen Bogen und Pfeil verwandelt hat.

Mit diesem Rath geht der Knabe davon, indem er den Weg zu Fuss macht. Jêbet Mirgän kommt indessen zu seinem Zelt und Jedai-Chan empfängt ihn mit Trauer und Kummer, indem er spricht: «Vergebens lässt du dich in einen Streit mit Alten Bürtjük ein, denn dieser Streit endigt mit unserm gemeinsamen Tod. Sieh, die sieben Kudai's des Himmels lebten mit uns in Eintracht, die sieben Aina's der Unterwelt waren uns unterthan und siebenzig Fürsten der Erde gehorchten uns. Jetzt geht uns alles verloren durch deinen unglückseligen Streit mit Alten Bürtjük und sie macht uns noch zu Steinen, wenn du nicht aufhörst mit Alten Bürtjük zu streiten.» Kaum hatte der Alte diese Worte beendet, als auch schon der Knabe ins Zelt trat, auf der Kiste einen Bogen und Pfeil erblickt und den Bogen mit allen Kräften zu biegen und zu treten beginnt. Jêbet Mirgän geräth hiebei in Angst und Noth und bittet den Knaben um Schonung. Auch Jedai-Chan stand auf, verbeugte sich vor dem Knaben und bat ihn sich mit Jêbet Mirgän zu versöhnen. Der Knabe will auf keine Versöhnung eingehen, sondern bittet Jêbet Mirgän nun seinerseits ihn aufzusuchen. Hierauf begiebt sich der Knabe nach Hause. Jêbet Mirgän folgt ihm dicht auf den Spuren und will ihn nicht aus den Augen lassen. Als der Knabe ins Zelt trat, stand Jêbet Mirgän bereits auf dem letzten Berge. Heimgekommen überlegt der Knabe, wo er sich wohl am

besten vor Jèbet Mirgän verstecken könne, Alten Bürtjük aber verwandelt ihn in eine Nadel und versteckt die Nadel in ihrem Pelzärmel.

Ins Zelt gekommen, sucht Jèbet Mirgän den Knaben überall, kann ihn jedoch nicht finden. Den ganzen Tag sucht er den Knaben vergebens, als aber die Sonne unterging, wurden Jèbet Mirgän und sein Ross in Stein verwandelt. Alten Bürtjük erzählt nun dem Knaben, dass auch Jedai-Chan in einen Stein verwandelt sei und bittet den Knaben sich aufzumachen um Jedai-Chan's Eigenthum heimzuführen. Sie fügt noch hinzu, dass die Hälfte von Jedai-Chan's Volk im Kriege besiegt und unter der Herrschaft des Aina sei. Dieses Volk bittet Alten Bürtjük den Knaben nicht mit sich nach Hause zu nehmen, sondern demselben eine besondere Stelle als Wohnplatz anzuweisen. Ferner giebt Alten Bürtjük dem Knaben folgenden Rath: «In Jedai-Chan's Zelt findest du unter der übrigen Habe eine versteckte Kiste und in dieser Kiste hat Jedai-Chan die Seele deines Füllens versteckt, nachdem er sie in der andern Welt aufgesucht und deshalb in Besitz genommen, weil der Eigenthümer dieses Füllens der grösste Held auf Erden ist. Oeffnest du die Kiste, so findest du darin ein Schwert und dies musst du selbst mit eignen Händen zum Zelt bringen; sieh aber zu, dass du das Schwert nicht unterwegs aus den Händen fallen lässt; denn dies ist dein Tod. Kommst du aber mit dem Schwerte glücklich heim, so wirst du der grösste Held der Erde und dann hat der Tod nie Gewalt über dich.

Der Knabe macht sich auf, kommt zum Zelte Jedai-Chan's, sieht das Ross versteinert am Pfosten und im Zelt sitzt Jedai-Chan selbst versteinert. Die sieben Kudai's freuen sich über das Glück des Knaben, denn Jedai-Chan war zur Hälfte aus dem Geschlecht der Aina's und Kudai hatte keine Macht über ihn. Indessen öffnet der Knabe die Kiste und findet in ihr ein Schwert, das wie eine brennende Flamme glänzt. Der Knabe nahm das Schwert und trug dem Ataman auf, alles Volk und alles Eigenthum heimzuführen; er alles bekriegte Volk bittet er den Ataman an dem Meeres-

strande, eine Tagereise von seinem Zelte wohnen zu lassen. Der Knabe kam mit seinem Schwert glücklich zum Zelt und nun fragt Alten Bürtjük, was der Knabe mit dem Kopf, der Mähne, dem Schwanz und den Füssen des Füllens, welche vom Wolfe nicht verzehrt worden waren, gemacht habe. Alles dies hatte der Knabe in seinem Otak verborgen und hatte es noch in seinem Verwahrsam. Alten Bürtjük nahm die Ueberreste des Füllens in ihre Obhut und bat den Knaben sich zur Ruhe zu begeben.

Als er am Morgen erwacht und aus dem Zelt tritt, sieht er ein goldhaariges Ross an den Pfosten gebunden, gesattelt und mit Bogen, Pfeilen und einer Heldenrüstung behängt. Er nannte sein Ross nach seiner Farbe *Alten tüktü bôzeray at* (das goldhaarige, rothfarbige Ross) und selbst nahm er den Namen *Alten Kôk* (Gold-Kuckuck), an. Nun richtet Alten Kôk eine grosse Hochzeit an, zu der er seinen Schwiegervater Bürü-Chan und viel anderes Volk einladet. Auf der Hochzeit äussert Bürü-Chan, dass er bei seinem hohen Alter nicht allein, sondern zugleich mit seiner Tochter und seinem Eidam leben wolle. Er lässt darauf all sein Vieh zu Alten Kôk treiben und die ganze Meeresküste wird durch Alten Kôk's Vieh und übrige Habe eingenommen. Nun sagt Alten Bürtjük zu Alten Kôk: «Unter der Erde leben bei Jedai-Chan siebenzig Bojaren und siebenhundert andere Menschen. Nach drei Tagen kommen sie dich zu bekriegen und entweder tödtest du sie oder sie nehmen dir und dem Volke das Leben.» Alten Kôk, statt sie zu Hause bei sich abzuwarten, bewaffnet sich und reitet ihnen auf seinem goldfarbigen Rosse entgegen, verspricht zugleich nach drei Jahren zurückzukehren, falls er noch am Leben sein sollte. Er begab sich so auf die Reise und blieb so lange fort, dass Alten Bürtjük ihm unterdessen einen Sohn gebären konnte. Der Knabe aus dem Heldengeschlecht wuchs rasch empor, fing an zu sprechen und zu gehen und spielte draussen auf dem Felde.

Eines Abends geschah es, dass der Knabe nirgends auf dem Felde zu finden war. Er hatte sich zu Jedai-Chan's bekriegtem

Volke aufgemacht und hier hatte er sechs Männer unter einem Felsen stehen sehen und einen siebenten *Tasól*, d. h. einen Steinkopf. Diese Männer waren starke Helden, die ein Heldenspiel spielten, welches darin bestand, dass sie grosse Steine ins Meer warfen. Und jeder Stein, den sie am Morgen ins Wasser hinabwarfen, kam um Mittagszeit wieder an die Küste geschwommen. Die sechs Männer hielten mit einander Rath und wollten den Knaben ermorden, der siebente rieth ihnen jedoch von ihrem Mordanschlag ab. Hierauf nahmen die sechs Männer ein Seil, banden *Tasól* und den Knaben mit demselben und warfen sie ins weite Meer hinaus.

Alten Bürtjük sucht ihren Knaben mehrere Tage und kommt auch zu der Stelle, wo die sechs Männer unter dem Felsen stehen und spielen. Als Alten Bürtjük ihr Spiel sah, ahnte sie, dass diese Männer ihren Sohn umgebracht hätten. Darauf kehrte sie zum Zelt zurück und beweinte ihr verlornes Kind. Den ganzen Tag weinte sie und erst spät in der Nacht schlief sie ein. Bei ihrem Erwachen sah sie jenseits des Meeres ein ausserordentliches Gebäude. Alles Volk wunderte sich über dieses grosse Gebäude und niemand wusste was er von demselben denken sollte. Der Tag verging und alle begaben sich zur Ruhe. Als man aber am Morgen erwachte, war die Hälfte des Volks und Viehs zum grossen Gebäude jenseits des Meeres hinübergeführt. Jetzt ahnte Alten Bürtjük, dass alles dies von den sechs Männern bewerkstelligt sei, welche sie am Meeresstrande hatte spielen sehen. Als der Abend wieder herankommt, verwandelt sich Alten Bürtjük in eine «eiserne Schwalbe» und fliegt über das Meer zum grossen Gebäude. Von dort fliegt ihr ein Falke entgegen. Alten Bürtjük fürchtet sich vor dem Falken und will ihm entfliehen; der Falke aber bittet sie Halt zu machen und verspricht ihr Gutes zu thun. Alten Bürtjük macht Halt; der Falke kommt zu ihr, hat ein kupfernes Feuerzeug im Schnabel und eine goldne Dose in den Klauen. Darauf bittet der Falke Alten Bürtjük ihm zu folgen; fliegt dann über das Meer und setzt sich auf einen hohen Fels. Dann verwandelt sich der Falke in einen Menschen und man erkannte in ihm denselben Tasol wieder, der von den sechs Helden zugleich

mit dem Knaben ins Meer hinausgeworfen worden war. Auch Alten Bürtjük nahm ihre frühere Gestalt wieder an.

Auf dem Felsen sitzend spricht Tasol zu Alten Bürtjük: «Dieses Feuerzeug gehörte früher Jedai-Chan und ward ihm von den sechs Helden, welche unter dem Felsen spielten, gestohlen. Mit diesem Feuerzeug beherrschte Jedai-Chan alles Volk, denn jedesmal wenn man mit demselben schlägt, werden hundert Helden geboren. Man kann mit demselben alles, was man will, hervorbringen: Brücken über das Meer machen, Felsen spalten u. s. w. Diesen Feuerstahl habe ich von den sechs Helden gestohlen und dadurch ist ihre Macht zu Ende. In der goldnen Dose ist die Seele deines Sohnes verwahrt. Sie ist ebenfalls von den sechs Helden hineingethan und ich habe ihnen die Dose entwandt.» Darauf nahm Tasol den Feuerstahl, schlug damit zweimal gegen den Feuerstein und im Augenblick entstanden zweihundert Helden. Tasol befiehlt nun den Helden die sechs Männer zu tödten und zu verbrennen und alles übrige Volk und alles Vieh über's Meer zu schaffen. Kaum war dies geschehen, so kam Alten Kôk aus der Erde wieder hervor und kehrte zu seiner Frau und seinem Volk zurück. Darauf nahm Tasol die Seele des Knaben aus der Dose und machte auch ihn wieder zum Menschen. Tasol und Alten Kôk wurden jetzt Brüder; Alten Kôk gab ihm ein Ross und darauf lebten sie ihre ganze Zeit in Eintracht.

7.

Kan Mirgän, Komdei Mirgän und Kanna Kalas.

Unter einem hohen Berge am weissen Meere stand ein Uluss; voll von Volk und voll von Vieh war die Steppe. Ueber diesen Uluss herrschte ein Held, *Kulate Mirgän*, mit weissblauen Rosse. Seine Frau hiess *Kubâsen* und sie hatte eine Tochter, Namens *Kubaiko*, sowie einen Sohn, *Komdei Mirgän*, mit weissbraunem Rosse. Das Mädchen Kubaiko war fünf Jahre alt, der Sohn drei Jahre. Diese Nacht schläft man. Am Morgen steht Kulate Mirgän auf, kleidet sich an, sattelt sein Ross und waffnet sich. Seine Frau

kommt und fragt ihn: «Wohin fährst du, mächtiger Held?» Der Alte antwortet: «Unser Mädchen ist fünf Jahre lang gewachsen und so lange habe ich mein Vieh nicht gesehen. Es ist Zeit endlich zu gehen und über das Vieh Rechnung zu halten. Mein Sohn ist drei Jahre lang gewachsen und während dieser ganzen Zeit habe ich nicht nach dem Volke gesehen. Nun will ich gehen um auch nach meinem Volk zu sehen.» So sprach er und begab sich auf die Reise. Er reiste zuerst durch die offene Steppe und kommt dann auf einen hohen Berg. Vom Berge blickt er herab und sieht sein vieles Volk und seine reichen Heerden. Selbst wundert er sich und spricht: «Wieviel Volk und wieviel Vieh hat mir nicht Gott verliehen!»

Während er steht und sich rühmt, fragt ihn sein weissblaues Ross, was er stehe und mit sich sprecbe. Kulate Mirgän erwiedert: «O du mein weissblaues Ross! Glaubst du, dass irgend jemand in dieser lichten Welt Gottes soviel Volk und soviel Vieh hat, als ich?» Das Ross antwortet: «O du mein Hauswirth Kulate Mirgän! Es giebt Helden in der Welt, die weit reicher und stärker sind als du.» Kulate Mirgän fährt fort: «Was kennst du für Helden, welche mir überlegen wären?» Das Ross antwortet: «Jenseits neun Länder von hier lebt ein Held, *Kalangar Taidji*, mit scheckigem Rosse, und ein anderer, *Katai-Chan*, mit weissbraunem Rosse. Sie sind beide Brüder und mächtige Helden, beide dir weit überlegen. Noch haben sie einen Schwager, *Sokai Alten*, mit tigerfleckigem Rosse.» «Heute, fährt das Ross fort, «kommt von ihnen eine Botschaft zu dir, um von dir Tribut zu fordern. Sie nehmen Tribut von allen Helden in diesem Lande und auch von dir werden sie fortan Tribut fordern.»

Kulate Mirgän meint, dass er nie in seinem Leben an irgend einen Chan, wie mächtig er auch sein mag, Tribut zahlen werde. Darauf reitet er heim, unterwegs aber, nicht weit vom Hause, sieht er Spuren eines Heldenrosses. Er kam heim und im Sattel sitzend ruft er seinen Sohn und seine Tochter zu sich heraus. Darauf fragt er sie, was für ein Held zum Uluss geritten sei. Sie antworteten:

«Zu uns ritt während deiner Abwesenheit ein mächtiger Held mit rothhaarigem Ross, Namens *Kan Mirgän*, wir wissen aber nicht, wer er ist und woher er gekommen.» Der Vater fährt fort den Sohn zu fragen: «Was hat dieser Held euch gesagt und verkündet?» — «Er hat gesagt», entgegnet der Sohn, «dass zwei Brüder, Kalangar Taidji mit weissgrauem Rosse und Katai-Chan mit weissbraunem Rosse, sowie deren Schwager Sokai Alten mit tigerfleckigem Rosse Tribut von ihm fordern, und dass er ihnen vierzig Jahre entlaufen sei, da er allein nicht im Stande wäre mit den drei mächtigen Helden zu kämpfen. In Vereinigung mit dir getraue er sich den beiden Heldenbrüdern und deren Schwager die Spitze zu bieten. Nachdem er dies gesagt hatte, ritt er davon mit den Worten: «Wenn eine Botschaft von den zwei Heldenbrüdern kommt, so saget dem Boten nicht, dass ich hier gewesen bin.»

Als Kulate Mirgän dies gehört hatte, stieg er aus dem Sattel und in demselben Augenblick kam auch die Botschaft von den zwei Heldenbrüdern. Als der Bote kam, schrie er mit solcher Stärke, dass Kulate Mirgän zugleich mit seinem Rosse umfiel. Der Bote fragt: «Ist Kan Mirgän mit einem rothhaarigen Rosse hier gewesen?» Erschreckt antwortet Kulate Mirgän: «Während meiner Abwesenheit ist er hier gewesen; meine Kinder haben ihn gesehen und mit ihm gesprochen!» Der Bote fährt fort: «Du musst dich morgen bei Zeiten bei meinen Herrn Kalangar Taidji und Katai-Chan einfinden und ihnen Tribut bringen!» Sobald er dies gesagt hatte, schlug er auf sein Ross los und folgte dem Kan Mirgän auf den Spuren.

In sein Zelt gekommen fragt Kulate Mirgän seine Frau, was für Tribut die zwei Heldenbrüder von ihm fordern könnten: Menschen, Vieh, oder was für Habe?» Die Frau antwortet: «Begieb dich morgen selbst zu ihnen und frage sie, was sie von dir fordern.» Kulate Mirgän stand am Morgen auf, kleidete sich an, sattelte sein Ross, waffnete sich und begab sich auf den Weg. Die zwei Heldenbrüder wohnen jenseits neun Länder. Sobald Kulate Mirgän auf den halben Weg gekommen war, sieht er eine Steppe

voll von Volk. Er fragt das Volk, weshalb es sich versammelt habe und einer antwortet: «Es giebt zwei mächtige Heldenbrüder, welche von uns Tribut fordern und wir sind jetzt mit dem Tribut auf dem Wege zu denselben.» Kulate Mirgän fragt das Volk, womit es seinen Tribut den Heldenbrüdern entrichte und einer aus dem Volke erwiedert, dass sie ihre Abgaben mit drei berghohen Haufen von Zobeln erlegen. «Ich», sagt dazu Kulate Mirgän, «habe keine Zobel gefangen und werde ihnen den Tribut für meinen Kopf mit meinem Kopf selbst bezahlen, welchen ich ihnen jetzt in ihre Hände bringen will.» Hiermit ritt Kulate Mirgän seines Weges, legte die andere Hälfte des Weges zurück und kam zu einem Berge bei dem Uluss der beiden Heldenbrüder. Vom Berge sieht er den Uluss und ruft ihnen zu, sie aber hören den Ruf nicht, denn sie feiern ein Gastgebot. Wiederum ruft er den zwei Heldenbrüdern zu: «Ihr begehret, dass ich für mein Haupt einen Tribut in Zobeln bezahlen soll, da ich aber keine Zobel gefangen habe, so bringe ich euch mein Haupt selbst.» Als die zwei Heldenbrüder den Ruf noch nicht vernahmen, griff er zu seinem Bogen, schoss einen Pfeil ab und tödtete beide Helden mit demselben.

Ihr Schwager Sokai Alten, als er den Tod der beiden Heldenbrüder erfuhr, setzte sich auf sein tigerfleckiges Ross und ritt dem Kulate Mirgän entgegen. Auf den Berg gekommen stieg er vom Rosse und auch Kulate Mirgän stieg aus dem Sattel. Nun begannen sie zu ringen. Sie rangen so sieben Monate lang, worauf Sokai Alten dem Kulate-Chan das Leben nahm. Sein Ross lief gleich darauf nach Hause, unterwegs aber sahen es die Hirten, welche die Tabunen des verstorbenen Kulate Mirgän hüteten und liessen das Ross nicht in den Uluss. Neun Tage hielten die Hirten das Ross in der Tabune, am neunten aber sagte der jüngste derselben: «Wir handeln unrecht, wenn wir das weissblaue Ross hier behalten. Die Helden haben Kulate Mirgän getödtet und wir verhindern das Ross daran Botschaft nach Hause zu bringen. Erfährt dies der Sohn Komdei Mirgän, so haut er uns allen den Kopf ab.» Die Hirten fanden diese Worte sehr klug und liessen das Ross los.

Als nun das Ross nach Hause kam, begegnete demselben die Wittwe, der Sohn und die Tochter, welche sich an den Hals des Rosses hingen und den Tod Kulate Mirgän's beweinten. Endlich sagte Komdei Mirgän: «Hier hilft Weinen nicht, sondern ich reite selbst aus, um den Tod meines Vaters zu rächen. Er sattelt dann sein weissbraunes Ross, setzt sich in den Sattel, reitet über die neun Länder und kam so zum Berge, wo der Vater getödtet worden war. Hier ruft er mit einer Heldenstimme: «Rühme dich nicht, Sokai Alten, dessen, dass du meinen Vater getödtet hast!» Als Sokai Alten diesen Ruf hörte, stieg er zu Ross und ritt dem Komdei Mirgän auf den Berg entgegen. Sokai Alten fragt Komdei Mirgän, mit was für Waffen er den Streit zu beginnen wünsche und Komdei Mirgän erklärt sich zufrieden mit jeder Art Waffen zu kämpfen. Sokai Alten wählt den Bogen und die beiden Helden gingen jeder auf einen besondern Berg. Sokai Alten ruft dem Komdei Mirgän zu, er möchte den ersten Schuss absenden. Komdei Mirgän seinerseits schenkt den ersten Schuss dem Sokai Alten und dieser beginnt sofort seinen Bogen zu spannen, schiesst einen Pfeil ab, der Pfeil aber trifft den Komdei Mirgän nicht. Nun spannte auch Komdei Mirgän seinen Bogen und als er den Pfeil abschoss, fiel Sokai Alten sofort todt zu Boden.

Komdei Mirgän macht sich nun zum Uluss auf, um alles Eigenthum in Besitz zu nehmen, am Fusse des Berges aber sieht er einen schwarzen Fuchs an sich vorbeilaufen. Komdei Mirgän kehrt sein Ross um und macht sich daran dem Fuchs nachzujagen; er ritt in dessen Spuren über den Berg zurück und kommt so zu einem hohen, steilen Berge. Der Fuchs lief über den Berg, das Ross aber stolperte und fiel vom Berge zurück, wobei Komdei Mirgän sein Bein brach und auf dem Boden liegen blieb. Während er dort liegt, steigt aus der Erde ein Stier mit vierzig Hörnern hervor und auf demselben reitet ein *Djilbegän* (Unthier) mit neun Köpfen. Djilbegän kam zum Liegenden, fasste ihn mit der linken Hand an der Schulter und haut Komdei Mirgän's Kopf mit der rechten ab. Er

nahm den Kopf mit sich und begab sich mit demselben unter die Erde; Komdei's Ross kehrte aber wieder heim.

Als Mutter und Schwester das Ross ohne Herrn wiederkehren sahen, weinten sie sieben Tage lang Tag und Nacht ohne Unterlass. Am siebenten Tage legt Kubaiko ihre besten Kleider an und sie war eine so schöne Jungfrau, dass es ihresgleichen nicht auf Erden gab. Dann bestieg sie das Ross ihres Bruders, mit den besten Kleidern angethan und ritt davon den Bruder aufzusuchen. Sie ritt vorwärts und sah lauter hohe Berge und weite Meere. Auf dem Wege fragt sie ihr Ross, weshalb es sie in solche unzugängliche Gegenden bringe; und das Ross antwortet, dass Helden und Heldenrosse nie auf bessern Wegen reisen. «So führ mich», sprach das Mädchen, wohin es dich beliebt, aber zeige mir nur die Stelle, wo mein Vater und mein Bruder getödtet worden sind.» Zur Stelle gekommen, wo der Vater getödtet worden war, fing das Mädchen an zu weinen und weinte ohne Unterlass neun Tage an der Leiche ihres Vaters. Dann kam sie zur Stelle, wo der Bruder getödtet worden war, und weint auch dort drei Tage lang. Sie merkt aber nicht, dass der Bruder ohne Kopf ist. Als sie dies endlich am dritten Tage bemerkt, spricht sie zum Rosse und fragt: «Weisst du vielleicht, wohin der Kopf meines Bruders gekommen ist?» Das Ross fing an zu sprechen und sagte, dass ihr Bruder sich auf der Fuchsjagd sein Bein gebrochen habe und dass Djilbegän, während er lag, gekommen sei und seinen Kopf genommen habe. Da bittet das Mädchen das Ross sie denselben Weg zu führen, den Djilbegän mit dem Kopfe des Bruders gegangen sei.

Unter die Erde gekommen sieht das Mädchen einen ebnen Weg und auf demselben erscheinen noch Spuren des Djilbegän. Hier sieht sie sieben Thonkrüge am Wege und neben den Krügen steht eine Alte, welche emsig Milch aus dem einen Krug in den andern giesst. Bei dieser Stelle vorübergekommen, sieht sie ein Ross, das an einen drei Klafter langen Strick gebunden ist. Das Ross steht auf einer Sandfläche, wo es weder Gras noch Wasser giebt, dessen ungeachtet ist aber das Ross sehr fett. Das Mädchen verwunderte

sich darüber, ritt ihres Weges dahin und sah wiederum ein Stück vom Wege ein anderes Ross, das an ein sehr langes Seil gebunden bei einem rinnenden Bach stand. Das Gras wuchs bis an die Knie, dessen ungeachtet aber war das Ross sehr mager. Das Mädchen verwundert sich hierüber, reitet wiederum weiter und sieht die Hälfte eines Menschenkörpers am Wege liegen. Ein Bach rinnt gegen den todten Körper und bleibt in seinem Laufe quer vor der Leiche stehen. Das Mädchen konnte nicht begreifen, wie ein halber Menschenkörper im Stande wäre einen ganzen Fluss zu dämmen, und so ritt sie ihren Weg wiederum weiter. Ein Stück weiter sieht sie einen ganzen Menschenkörper am Wege liegen. Gegen diesen Körper fliesst ein ähnlicher Fluss, wie der frühere; aber dieser Körper, obwohl ganz, hemmt nicht den Lauf des Flusses, sondern das Wasser fliesst über die Leiche. Das Mädchen erstaunte immer mehr über das, was sie sah, macht jedoch nicht Halt, sondern fährt fort zu reiten.

Als sie so reitet, begegnet ihr auf dem Wege ein Mädchen. Dieses setzte sich bei dem Anblick von Kubaiko auf die Erde und Kubaiko hielt zugleich ihr Ross an. Die Sitzende redet Kubaiko an und bittet sie vom Rosse zu steigen. Kubaiko stieg sogleich vom Rosse und setzte sich an die Seite des sitzenden Mädchens. Kubaiko fragt die Sitzende, ob sie ein unterirdisches Wesen oder vielleicht im Lande des weissen Lichtes geboren sei. Die Sitzende antwortet, dass sie von Gott geschaffen sei, dass sie auf Erden gelebt und einen Bruder, Kan Mirgän, gehabt habe. «In einer Nacht», fuhr die Sitzende fort, «als Kan Mirgän in seinem Zelte schlief, kam ein Bote von den beiden Heldenbrüdern Kalangar Taidji und Katai-Chan. Der Bote band meinen Bruder an Händen und Füssen, während er schlief; darauf nahm er ihn und brachte ihn zu den *Irle-Chan's* unter der Erde. Dieser Irle-Chan's giebt es acht und der neunte ist ihr Ataman. Dieser Ataman lässt jetzt meinen Bruder brennen und ich bin hergekommen, um zuzusehen, ob ich ihn nicht befreien kann. In Irle-Chan's Wohnung gelangt, hörte ich einen so starken Lärm von Hammerschlägen, dass ich nicht weiter zu

geben wagte, sondern zurückkehrte.» Das sitzende Mädchen *Kanarko* fügt hinzu: «Kommst du zu meinem Bruder, so gieb ihm dieses seidene Tuch von mir, damit er sich den Schweiss abtrocknen könne, während er auf dem Feuer gebraten wird.» Darauf fragt Kanarko die Kubaiko, weshalb sie sich in die Unterwelt begeben und Kubaiko antwortet, dass sie ihren Bruder suche, dessen Kopf Djilbegän hingebracht hätte. Hierzu fügt Kanarko noch hinzu: Gehest du auf diesem Wege weiter, so kommst du zum Ufer eines Flusses, der unter einem hohen Berge fliesst. An diesem Ufer siehst du ein steinernes Haus mit vierzig Ecken, und in diesem Hause lebt Irle-Chan. Vor der Thür dieses Hauses stehen neun Lärchenbäume, die aus einer und derselben Wurzel wachsen. Dies ist der Pfahl, an den die neun Irle-Chan's ihre Rosse binden.»

Als Kanarko ihre Rede beendigt hatte, begab sie sich hinauf zum Sonnenlande, Kubaiko aber setzte ihre Wanderung noch tiefer in die Unterwelt fort. Je mehr sie sich der Wohnung der Irle-Chane näherte, desto stärker tönen die Hammerschläge in ihren Ohren. Auf dem Rosse sitzend sieht sie vierzig Männer, welche Hämmer schmieden und andere vierzig, welche Sägen schmieden, und noch andere vierzig, welche Zangen schmieden. Dann kam sie zum Lärchenbaum, stieg vom Rosse und folgte stets den Spuren Djilbegän's, welche bis zur Thür Irle-Chan's führen. Ehe das Mädchen eintrat, blieb sie beim Lärchenbaum stehen und sah dort eine also lautende Inschrift: «Als Kudai Erde und Himmel schuf, ward auch dieser Lärchenbaum geschaffen und ausser Irle-Chan ist bis auf diesen Tag kein Mensch und kein Thier lebend bis zu demselben gekommen.» Das Mädchen band ihr Ross an den Lärchenbaum, trat in Irle-Chan's Wohnung und schloss die Thür hinter sich. Drinnen ist es so finster, dass Kubaiko weder vorwärts noch rückwärts den Weg findet, sondern sich verirrt. In der Finsterniss ergreift man Kubaiko, reisst sie an den Kleidern, zerrt und plagt sie; wenn aber Kubaiko ihre Hände ausstreckt und ihre Plagegeister ergreifen will, kann sie keinen packen, denn sie hatten keine Körper. In ihren Schreck schreit sie auf, sofort wird eine

Thür geöffnet, der Raum erhellt und der Ataman tritt ein. Kubaiko erhebt sich, der Ataman gewahrt sie und kehrt zurück, ohne ein Wort zu äussern. Kubaiko folgt ihm auf den Spuren. Der Ataman geht aus einem Gemach ins andere und die Gemächer stehen noch leer. Der Ataman geht aus einem Gemach ins andere und öffnet die Thüren. Kubaiko macht jede Thür zu und folgt dem Ataman auf den Spuren. Endlich kam man zu einem Gemach, das mit alten Weibern angefüllt war, die Flachs spannen. Darauf kamen sie in ein anderes Gemach, das ebenfalls mit Weibern angefüllt war, die alle alt und gebrechlich waren. Sie thaten durchaus nichts, sondern sassen und quälten sich, denn sie waren alle krank. Alle schienen sie etwas verschlucken zu wollen, konnten es jedoch nicht herunterbringen. Ferner kommen sie in ein drittes Gemach, das gleichfalls mit Weibern angefüllt war, die in den mittleren Jahren standen. Um ihre Arme und ihren Hals waren grosse Steine gebunden, die sie nicht zu rühren vermochten. Dann kommen sie in einen vierten Raum, wo Männer sassen, auf deren Nacken grosse, mit Schlingen an ihrem Nacken befestigte Bäume hingen. Durch die Last der Bäume standen ihre Augen aus dem Kopfe hervor und die Zunge hing ihnen aus dem Munde. In einem fünften Gemach liefen Männer mit Schiessgewehren und waren mitten durch den Leib durchschossen. Sie liefen und wehklagten im Gemache. In einem sechsten Gemach sah Kubaiko messerbewaffnete Männer, die sich mit ihren Messern geschnitten hatten. Das Blut rinnt von diesen Männern herab und sie laufen klagend und jammernd im Gemache herum. Dann kam sie zu einem siebenten Gemach, das mit rasenden Hunden und rasenden von den Hunden gebissenen Männern angefüllt war. In einem achten Raum liegen Männer mit ihren Frauen unter grossen Decken, die aus neun Schaaffellen zusammengenäht sind. Jeder hat seine besondere Decke, aber so gross sie auch ist, bedeckt sie doch nur die eine Ehehälftte, weshalb, wenn eine von beiden die Decke über sich zieht, die andere stets ohne bleibt. In einem neunten Gemach liegen auch Männer mit ihren Frauen. Ihre Decken bestehen nur aus einem einzigen Schaaffell; so klein die-

selben auch sind, so konnte noch ein dritter unter derselben Decke liegen. Von hier kam sie in ein zehntes Gemach, das gross wie eine Steppe war. Kubaiko sieht sich in diesem Raum um und gewahrt acht Irle-Chane, die sitzen; und in ihrem Kreise liess sich auch der Ataman als der neunte nieder. Kubaiko steht und verneigt sich vor ihnen und fragt, aus welcher Ursache ihr dienstbarer Geist Djilbegän das Haupt ihres Bruders abgehauen und fortgeschleppt habe. Die Irle-Chane erwiedern, dass solches auf ihren Befehl geschehen sei, und dass der Kopf noch bei ihnen in Verwahrsam sei, aber nicht in Güte wiedererlangt werden könne. «Willst du», fahren die Irle-Chane fort, «in den Besitz des Hauptes deines Bruders kommen, so sieh zu, dass du dabei nicht dein eignes verlierst. Jedoch wollen wir dir das Haupt deines Bruders wiedergeben, wenn du es vermagst die Arbeiten auszuführen, die wir dir auferlegen. Wir haben einen Hammel, der tief in der Erde festsitzt, so dass nur der Kopf aus der Erde hervorguckt. Dieser Hammel hat sieben Hörner, und vermagst du es ihn bei den Hörnern herauszuziehen, so geben wir dir das Haupt deines Bruders. Im entgegengesetzten Fall hauen wir dir dein eignes Haupt ab und legen es neben das deines Bruders.» Hierauf standen alle Irle-Chane auf, nahmen das Mädchen mit und begaben sich aus dem Gemache hinaus.

Sie gingen darauf durch neun andere Gemächer, welche alle mit Menschenköpfen angefüllt waren. Das Haupt ihres Bruders erkannte Kubaiko in dem mittelsten Gemache mitten unter einer Menge anderer wieder. Als Kubaiko den Kopf ihres Bruders sah, blieb sie stehen und fing an zu weinen. Die acht Irle-Chane sprachen: «Sieh, dort liegt nun das Haupt deines Bruders, und vollführst du glücklich die dir auferlegte Aufgabe, so wirst du das Haupt hier wiedererlangen, im entgegengesetzten Fall wird dein eignes Haupt in diesem Gemache aufgestellt werden.» Hierauf begaben sich die Irle-Chane aus dem Gemach und das Mädchen folgte ihnen durch alle Gemächer bis in das zehnte. In dem zehnten lag der Hammel in der Erde mit dem Kopf und den sieben Hörnern

nach oben. Die Irle-Chane ermahnten das Mädchen Hand ans Werk zu legen, unter der Bedingung, dass sie den Hammel mit drei Rucken aus der Erde ziehen und auf ihre Schulter heben solle. Das Mädchen packt den Hammel am Kopf, hob ihn beim ersten Ruck bis zu den Knien, beim zweiten bis zu dem Gürtel und bei dem dritten auf ihre Schulter. Nun fallen die Irle-Chane dem Mädchen zu Füssen, verbeugen sich vor ihr und versprechen ihr das Haupt des Bruders wiederzugeben. Sie kehren in das Gemach zurück, wo das Haupt verwahrt wurde, nehmen das Haupt und bringen es in das Gemach, wo die neun Irle-Chane sassen. Hier holen die Irle-Chane ein grosses Buch hervor und fangen an zu lesen. Im Buche ist der ganze Streit zwischen Kulate Mirgän und Komdei Mirgän von der einen und den beiden Heldenbrüdern und Sokai Alten von der andern Seite beschrieben.

Als die Irle-Chane gefunden hatten, dass Kulate Mirgän und Komdei Mirgän in diesem Kampfe gerechtfertigt waren, sagten sie der Kubaiko, dass sie das Haupt ihres Bruders mitnehmen könne. Darauf gaben sie das Haupt dem Mädchen und sagten: «Zu uns hat ein Bote von den zwei Heldenbrüdern Kalangar Taidji und Katai-Chan einen Helden, Kan Mirgän, gebracht, den man lange Zeit im Feuer brennt, ohne ihn verbrennen zu können. Du, welche du eine mächtige Heldin bist, weisst du nicht irgend einen Rath ihn zu verbrennen?» Das Mädchen begehrt nun Kan Mirgän zu sehen und die Irle-Chane geleiten sie zu der Stelle, wo die Schmiede mit Hämmern beschäftigt waren. Auch hier gab es eine Wohnung mit neun Gemächern, und nachdem sie durch alle gegangen waren, kamen sie zu einem zehnten, wo Kan Mirgän verbrannt wurde. Als dieser das Mädchen sah, erinnerte er sich seiner zu Hause gebliebenen Schwester, fing an zu weinen und fragte Kubaiko um die Ursache ihrer Erscheinens. Darauf bat er Kubaiko seine daheimweilende Schwester Kanarko in ihr Zelt zu nehmen und sie wie ihre eigne Schwester zu behandeln. Ihrerseits fingen auch die Irle-Chane an zu Kubaiko zu sprechen und sie um die Art und Weise zu fragen, wie man Kan Mirgän verbrennen könne. Das Mädchen

antwortet, dass sie zuerst wissen müsse, aus welcher Ursache die Irle-Chane einen mächtigen und guten Helden auf diese Weise plagen. Sie antworten, dass dies deshalb geschähe, weil Kan Mirgän sich geweigert habe seinen Herren, den beiden Heldenbrüdern Kalangar Taidji und Katai-Chan Tribut zu zahlen. Kubaiko sagt, dass dies nicht nach Recht und Billigkeit geschehen sei, dass Kan Mirgän sich noch befreien und an den Irle-Chane Rache nehmen würde, wenn sie ihn nicht in Güte losgäben. Darauf warf sie dem Kan Mirgän das Tuch seiner Schwester zu und verfügte sich zurück, in Gesellschaft mit den neun Irle-Chans. Als sie herausgekommen waren, bittet das Mädchen alle die Wunder sehen zu dürfen, die es bei den Irle-Chanen gab. Auf einen Ruf derselben fanden sich sogleich sechs Kartenspieler und sieben Violinspieler ein, und die Irle-Chane sagten: «Diese Leute werden hier für ihr unordentliches Leben geplagt, denn sie haben ihre Zeit unnütz vergeudet, sich berauscht und geschlagen, und die Kartenspieler haben sich ausserdem einander betrogen. Sie gingen weiter und kamen so zu dem Lärchenbaum, an den Kubaiko ihr Ross gebunden hatte. Sie band das Ross los, stieg in den Sattel und bat die Irle-Chane ihr den Weg zu zeigen. Die Irle-Chane wagten es nicht sich zu weigern, sondern begleiteten das Mädchen, das unterwegs fragte, weshalb die Menschen und Rosse, die sie auf der Herreise gesehen, auf solche Weise unter der Erde geplagt würden. Die Irle-Chane antworten: «Diejenige, die du Milch aus einer Schaale in die andere giessen sahst, wird deshalb geplagt, weil sie ihren Gästen mit Wasser untermischte Milch gegeben hat. Ihr ist nun auferlegt worden hier die Milch vom Wasser zu sondern, und sie wird diese Strafe in alle Ewigkeit leiden.» — «Der halbe Körper, welcher den Fluss dämmet», fahren die Irle-Chane fort, «leidet keine Strafe. Er liegt jetzt dort, um die Vorübergehenden daran zu erinnern, dass ein kluger Mann, wenn er auch seiner Glieder und Gelenke beraubt ist, mit seinem Verstande mächtige Dinge zu Wege bringen kann, während ein unverständiger Mann mit seinem ganzen Körper gar nichts veramg. Der ganze Körper, über den der Fluss rinnt, ist ein von Natur

starker, aber sehr unverständiger Mann gewesen. Wie der Fluss jetzt über ihn läuft, so ist auch jede Sache vor seinem Verstande vorübergegangen, ohne dass er es vermocht hätte sie zu erfassen oder etwas mit Klugheit durchzuführen.» Die Irle-Chane fügen hinzu: «Das fette Ross erinnert an einen Mann, der sich um sein Ross kümmert und es stets in Stand erhält, wie gross auch der Mangel an Weide und Wasser sein mag, während dagegen das magere ein Beweis davon ist, dass ein Ross nicht einmal bei der besten Weide gedeihen kann, wenn der Hauswirth nicht nachsieht und sich desselben annimmt.

Nun fragt das Mädchen: «Was waren aber das für Geschöpfe, die mich im finstern Gemach packten, meine Kleider zerrissen und mich plagten, aber keinen Körper hatten?» Die Irle-Chane erwiedern: «Dies sind unsere unsichtbaren dienstbaren Geister, welche jedem bösen Menschen alles Uebel anthun und ihn sogar tödten können, sich jedoch alle Zeit von guten Menschen fern halten und nicht im Stande sind ihnen irgend einen Schaden zuzufügen.» Das Mädchen fuhr fort nach den Vergehen der Menschen zu fragen, die sie in den Gemächern eingeschlossen gesehen hatte und die Irle-Chane antworten: «Die Weiber, welche im ersten Gemach sassen und spannen, haben auf der Erde nach Sonnenuntergang gesponnen, zu welcher Zeit es nicht erlaubt ist sich mit irgend welcher Arbeit zu beschäftigen. Die Weiber aber, welche nicht schlucken können und ohne Beschäftigung in dem zweiten Gemach sitzen, haben von andern Menschen Strähnen zum Wickeln empfangen; die Knäule haben sie gross gemacht, sie aber inwendig leer gelassen, und Garn in den Busen gesteckt. Diese Strähnen sind sie jetzt zu verschlucken verurtheilt, die Knäule aber sitzen ihnen auf ewige Zeit im Halse. Die jungen Mädchen, die du mit Steinen an Armen und Hals sahest, haben Butter gesalzen und Steine in die Butter gesteckt, um das Gewicht zu erhöhen. Deshalb drücken jetzt schwere Steine ihre eignen Nacken und ihre Strafe wird in Ewigkeit fortdauern. In dem vierten Gemach sahst du Männer mit Blöcken im Nacken und Schlingen um den Hals: dies sind Selbstmörder, die sich erhängt

haben. Die Männer mit Büchsen in den Händen in dem fünften Gemach sind auch Selbstmörder, welche sich aus dem Grunde erschossen haben, weil sie mit ihren Frauen uneinig gelebt haben. Die Männer im sechsten Gemach, welche Messer tragen, haben sich in der Trunkenheit mit den Messern beschädigt und durch Selbstmord getödtet. Im siebenten Gemach sind die Männer rasend geworden, weil sie sich nicht vor tollen Hunden in Acht genommen, sondern dieselben gereizt haben und gebissen worden sind. Im achten Gemach sahst du Männer und Weiber unter grossen Decken liegen, die dennoch für sie zu klein waren. Diese werden deshalb gestraft, weil sie während ihrer Lebenszeit uneinig mit einander gelebt und jede Ehehälfte nur ihren eignen Vortheil wahrgenommen hat, wodurch beide Mangel gelitten haben. Dagegen sahst du im neunten Gemach, dass Männer und Frauen, welche in Eintracht leben, mit geringem Vermögen sich begnügen können. Diese leiden keine Strafe, sondern sind hier bloss zum Vorbild für andere, und damit die Bösen durch ihren Anblick ihre Strafe nur noch um so mehr empfinden.»

Als das Mädchen alles dies erfahren hatte, trennte sie sich von den Irle-Chanen, fuhr auf zum Sonnenlande und kehrte mit dem Haupte ihres Bruders zu dem todten Körper zurück. Bei dem Verstorbenen sitzend weint Kubaiko, traurig und bekümmert, da sie kein Mittel kennt, um ihn wieder zum Leben zu bringen. Während sie so weint, erbarmt sich Kudai ihrer Thränen und sendet ihr Lebenswasser. Das Mädchen nahm das Lebenswasser, sprützte davon auf die Ueberreste des Verstorbenen und als sie dieselben dreimal mit dem Wasser besprützt hatte, fing der Leichnam des Bruders an sich zu rühren. Das Mädchen wurde hierüber sehr froh und erwartete nur, dass der Bruder aufstehen und seine Besinnung wieder erhalten möchte. Unterdessen hört man Huftritte eines Heldenrosses. Das Mädchen erschrak und glaubte, dass sich ein Held einfinden würde, um den Bruder nochmals zu tödten. Sogleich verwandelte sie sich in eine Schwalbe und flog davon. Nachdem sie eine kleine Strecke geflogen war, machte sie Halt um zu sehen, was der an-

gekommene Held vornehmen würde. Er hob Komdei Mirgän auf sein Ross, setzte ihn hinter sich auf den Sattel und Komdei Mirgän kam wiederum zum Leben. Der angekommene Held spricht nun zu Komdei Mirgän: «Ich bin ein vater- und mutterloses Kind, das von deinem Tode hörte und kam, um dich entweder zu begraben oder dir ein neues Leben zu geben. Niemand hat mir einen Namen gegeben, ich aber nenne mich *Kanna Kalas* mit rothhaarigem Rosse. Behagt dir dieser Name nicht, so kannst du mir einen andern geben.» Komdei Mirgän fand den Namen gut und sie ritten nun ihren Weg weiter vorwärts. Als aber Kubaiko merkte, dass die beiden Helden einig wären, flog sie zu ihnen. Sie erzählt nun, wie alles zugegangen wäre und räth den beiden Helden heimzukehren. Selbst will sie sich zu ihrem Vater begeben, um auch ihn mit dem Lebenswasser ins Leben zu rufen. Darauf fragt sie Kanna Kalas, ob er nicht irgendwo einen schwarzen, drei Klafter langen Fuchs gesehen habe. Kanna Kalas erwiedert: «Dieser Fuchs ist ein Mädchen, das *Ütjün Ârax* heisst und ihr Vater ist *Üzüt-Chan*. Er lebt mit seiner Tochter unter der Erde und sie thun alles Uebel, was sie nur können, auf der Erde. Dieses Mädchen suche ich schon seit langer Zeit, denn in meiner Kindheit lag ich vierzig Jahre unter einem Stein, und sie ging in Gestalt eines Fuchses um den Stein herum, um mich aufzufressen. Deshalb suche ich sie schon seit längerer Zeit und glaube wohl, dass ich sie noch einmal finden werde.» Komdei Mirgän sagt: «Da du ohne Eltern und Angehörige bist, so lass uns beide Brüder werden und das ganze Leben hindurch einer für den andern stehen. Stirbst du vor mir, so werde ich dich begraben, sollte ich aber vor dir sterben, so wirst du meinen Körper bestatten.» Kanna Kulas ging auf diesen Vorschlag ein und sie kamen sogleich überein, Djilbegän und den schwarzen Fuchs zu bestrafen.

Darauf begaben sie sich unter die Erde, rasteten nicht unterwegs und kamen bald zu den Irle-Chanen. Irle-Chan kam ihnen selbst auf dem Hofe entgegen. Komdei Mirgän griff sogleich zu seinem Bogen, spannte den Bogen und wollte auf ihn schiessen, Irle-Chan aber rief: «Unterlass es auf mich zu schiessen, Komdei

Mirgän, ich bin Herr unter der Erde und habe hier dieselbe Macht, wie Kudai auf der Erde. Mich zu tödten ist weder möglich noch erlaubt.» Komdei Mirgän fragt jetzt Irle-Chan, weshalb er seinen Kopf abhauen liess und denselben bei sich behielt. Hierauf erwiedert Irle-Chan, dass dies geschehen sei, weil Komdei Mirgän einen mächtigen Helden getödtet habe. Kanna Kalas sagte nun, dass er selbst Irle-Chan tödten würde und wollte ihn nur unter der Bedingung am Leben lassen, wenn er Kan Mirgän freiliesse. Irle-Chan ging auf den Vorschlag ein und brachte Kan Mirgän sofort zu den übrigen Helden. Diese drei Helden wurden jetzt drei Brüder, Kan Mirgän der älteste, Komdei Mirgän der mittelste und Kanna Kalas der jüngste Bruder. Kan Mirgän, als der älteste, hat jetzt die jüngern Brüder seinen Befehlen genau zu gehorchen, und machte sich dann auf immer tiefer unter die Erde hineinzureiten.

Als sie ein Stück Weges geritten waren, begegneten sie einem alten Manne, der in eine grüne Kleidung gekleidet war, mit einem dunkelgrauen Rosse. Ihn begleiteten sieben Hunde, die alle dunkelgrau waren. Kan Mirgän fragte den Alten, wer er wäre und der Alte versprach über sich Auskunft zu geben, wenn Kan Mirgän und die übrigen Helden die Güte haben wollten von ihren Rossen abzusteigen. Dies thaten sie auch, ebenso wie der Alte. Alle setzten sich nun auf die Erde nieder und der Alte begann: «Du, Komdei Mirgän, suchest Djilbegän; du, Kanna Kalas, willst über den schwarzen, drei Klafter langen Fuchs Auskunft haben; und Du, Kan Mirgän, wünschest zu deinem Recht über den Boten von den zwei Heldenbrüdern zu kommen! Zwei Erdschichten unterhalb giebt es ein Meer, und an diesem Meer wohnt *Talai-Chan*, der einen Sohn, Namens *Táze Mökä* hat. Djilbegän und der Bote haben sich zu Talai-Chan begeben, um bei ihm Hülfe gegen Komdei Mirgän und Kan Mirgän zu finden. Talai-Chan ist ein Menschenfresser und als Djilbegän mit dem Boten zu ihm kam, that er sie in einen Kessel, kochte und frass sie auf. Der schwarze Fuchs aber liegt in seinem Bett und schläft jetzt aufs Beste in einem Hause, das an diesem Wege steht. Wollet ihr etwas mehr wissen, so sehen wir

einander im Sonnenlande wieder.» Hierauf stand der Alte auf, die drei Helden aber begaben sich gerade zu Talai-Chan. Kan Mirgän ging in sein Zelt und bat seine beiden Kampfbrüder draussen auf ihn zu warten. Tâze Mökä kommt ihm entgegen und sagt: «Mein Vater hat mich neun Jahre lang zu kochen und fressen versucht. Er hat soeben den Djilbegän und den Boten, die ihr suchet, aufgefressen. Du, der du ein grosser Held bist, komm und hilf mir, so werde ich auf der Stelle ihn kochen und auffressen.» Zugleich kam Talai-Chan und stürzte auf beide los, um sie aufzufressen; sie aber packten und banden ihn, thaten ihn in einen Grapen und kochten ihn.

Kan Mirgän kehrt hierauf zu seinen Kampfbrüdern zurück und setzt mit ihnen die Reise zu Üzüt-Chan fort. Angekommen stiegen die Helden von ihren Rossen, gingen zu Üzüt-Chan und fragten nach seiner Tochter. Der Alte erzählte, dass er viel Ungemach von ihr hätte, und wünschte von ganzem Herzen ihren Untergang. Zugleich sagte er, dass die Tochter soeben von ihm gegangen sei und zeigte den Helden die noch frischen Spuren. Die drei Helden stiegen auf ihre Rosse und machten sich auf um den schwarzen Fuchs zu verfolgen. Sie jagten ihn und kamen auf eine Steppe, auf der ein grosser Stall stand. Auf dieser Steppe bekamen sie den schwarzen Fuchs, der in den Stall lief, zu Gesicht. Die Helden folgten dem Fuchs auch in den Stall, hier war es aber so finster, dass sie nichts sahen, sondern sich alle drei verirrten. Als sie im Finstern gingen, rieth Kanna Kalas seinen Kampfbrüdern ihre Schwerter auszuziehen. Kan Mirgän zog sein Schwert, das so blank war, dass sie bei seinem Schein die Spuren des Fuchses sahen. Darauf zog auch Komdei Mirgän sein Schwert und bei dem Schein der Schwerter folgen sie den Fuchsspuren. Während sie so ritten, sprang Kanna Kalas plötzlich von dem Rossrücken auf das Schwert des Kan Mirgän herab, wobei er in zwei Stücken auf die Erde niederfiel und starb. Die beiden Kampfbrüder beweinten ihn drei Tage und als sie zu weinen aufhörten, waren ihre Rosse verschwunden. Nur das Ross des Kanna Kalas stand an ihrer Seite. Nun gingen Kan Mirgän

und Komdei Mirgän in verschiedener Richtung, um ihre Rosse ausfindig zu machen. Sie verirrten sich von einander und gingen so lange bis sie aus Müdigkeit und Hunger auf die Erde niederfielen und dort liegen blieben. So lagen sie eine lange Zeit und als sie erwachten, war der Stall fort und sie selbst lagen auf einem lichten Felde. Nun kam Kanna Kalas zu ihnen, indem er ihre Rosse führte und brachte den schwarzen Fuchs an ein Seil gebunden mit sich. Alle drei machten sich nun daran den schwarzen Fuchs zu peitschen und peitschten ihn zu Tode. Darauf begaben sie sich ins Sonnenland und waren kaum aus dem Loche gekommen, als der Alte mit den sieben Hunden ihnen entgegen kam.

Die drei Helden fielen dem Alten sofort zu Füssen und fragten ihn, was für ein Mann er wäre. Der Alte antwortet: «Gott hat bestimmt, dass ich sowohl auf als unter der Erde wandern soll und mir eine solche Macht gegeben, dass ich die Betrübten trösten und erfreuen und dagegen die Allzufrohen betrüben kann. Das Gemüth derer, die sich allzusehr anstrengen, kann ich gleicher Weise verändern, so dass sie auch heitern Zeitvertreib lieben. Ich heisse *Kögel-Chan* und bin ein Schaman, der die Zukunft, die Vergangenheit und alles, was sich in der Gegenwart sowohl über als unter der Erde zuträgt, weiss.» — «Lass uns da wissen», sagt Kanna Kalas, «was man bei uns, fern in der Heimath, macht; wenn du aber nicht die Wahrheit sagst, so hauen wir dir den Hals ab.» Der Greis zog seine Schamanenkleidung an und begann zu zaubern. Er zauberte und sagte ihnen allen die reine und wirkliche Wahrheit. Er erzählte unter anderm, dass die drei Brüder die grössten Helden der Erde wären, Kan Mirgän der grösste, Komdei Mirgän der mittelste und Kanna Kalas der kleinste von ihnen. Dem Komdei Mirgän sagte der Alte, dass er seine Schwester dem Kanna Kalas zur Ehe geben und selbst Kan Mirgän's Schwester, Kanarko, zum Weibe nehmen würde. Dem Kan Mirgän aber sagt der Greis, dass er bereits verheirathet wäre und dass ihn seine Schwester im Zelte beweinte. Als der Alte dies gesagt hatte, stieg er auf sein Ross und ritt davon.

Die drei Helden begaben sich jetzt zu Komdei Mirgän, richteten ein Gastgebot an, assen und tranken viele Tage lang. Hiebei nahm Kanna Kalas Kubaiko zur Frau und Komdei Mirgän begleitet seine Schwester und die beiden Helden zu Kan Mirgän. Hier heirathet Komdei Mirgän Kanarko. Die Hochzeit wird gefeiert, und als das Gastgebot zu Ende war, reisten Komdei Mirgän und Kanna Kalas in ihre Heimath, Kan Mirgän aber blieb daheim in seinem eignen Zelt. Fortan lebten die drei Helden daheim in Friede und Ruhe. Weder Krankheit noch Tod hatten Macht über dieselben.

۱۲

Berichtigungen.

Man lese	Seite	35	Zeile	18	v. o.	ältesten
»	»	»	40	»	24	»	Seldshukenfürsten
»	»	»	41	»	9	»	bis auf den Grad
»	»	»	48	»	25	»	werden sie Fremden
»	»	»	75	»	30	»	Volke, den *Barsiliern*,
»	»	»	86	»	26	»	*Pesa* statt *Pjoscka*
»	»	»	93	»	18	»	Klaproth ***)
»	»	»	93	»	23	»	Abulghasi †),
»	»	»	103	»	2	»	herleitet
»	»	»	127	»	5	»	samojedischen
»	»	»	169	»	22	»	das uns
»	»	»	181	»	17	»	Hermeline
»	»	»	219	»	23	»	Djidar Môs
»	»	»	250	»	1	v. u.	vermag

